DER EINSIEDLER VOM ABENDBERG

LOUIS LANGE PUB. CO. ST. LOUIS

R. Kaiser

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zu der Erzählung
„Der Irre von St. James. Aus dem Tagebuch eines Arztes."

Von

Dr. Philipp Galen.

Verlag der
Louis Lange Publishing Company,
St. Louis, Mo., U. S. A.

Copyright 1923.
Louis Lange Publishing Co.,
St. Louis, Mo.

Preis: $1.50.

Andere Bücher unseres Verlags.

Blätter und Blüten, Band 1—26.
Unsere unübertreffliche Hausbibliothek.
Erzählungen, Beschreibungen, Interessantes und Nützliches für Haus und Familie. Weltumschau. Preis: $1.00 per Band, alle 26 für $22.00, portofrei.

Der Irre von St. James. Aus dem Reisetagebuche eines Arztes. Eine äußerst spannende Erzählung. Preis: $1.00, portofrei.

Reisebilder aus den Vereinigten Staaten. Von H. Zagel. Schilderungen aus dem amerikanischen Stadt- und Landleben. Preis: $1.50, portofrei.

Jack Roofstand. Von H. Zagel. Die Erlebnisse eines Collegeschülers und jungen Pastors. Höchst interessant. Zwei Bände. Preis per Band: $1.50, portofrei.

Panama — Kanal, Land und Leute. Von L. Wagner. Beschreibung des größten technischen Wunderwerks der Neuzeit. 108 Illustrationen. Preis: $1.50, portofrei.

Dies und Das und noch Etwas. Von H. Zagel. Ernstes, Heiteres, Unterhaltendes und Lehrreiches. Preis: $1.25, portofrei.

Bilder aus dem Heiligen Lande. Von August Lange. Beschreibung des Heiligen Landes von Jaffa bis zum Libanon. 170 Illustrationen. Preis: $1.50, portofrei.

Des Vaters Ehre, und Licht von Oben. Zwei klassische Schilderungen, in einem Band. Preis: $1.25, portofrei.

Die Abendschule. Deutsches, illustriertes Familienblatt. 26 Hefte im Jahrgang. Bringt Erzählungen, interessante und lehrreiche Artikel. Reich illustriert. Einzig in seiner Art. Preis: $3.00 per Jahr. Für das Ausland $3.25.

LOUIS LANGE PUBLISHING COMPANY,
ST. LOUIS, MO., U. S. A.

Digitized by the Internet Archive
in 2024

https://archive.org/details/bwb_P8-BIL-852

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

1.

Schon seit vielen Jahren ist es meine Gewohnheit meine Ferienzeit zu einer größeren Reise zu benutzen. Ich bin ein Liebhaber der schönen Gottesnatur und betrachte gerne die Werke des allmächtigen Schöpfers und Erhalters aller Dinge. Das stimmt mich zur Anbetung, und ich rufe mit dem Psalmisten immer wieder verwundert aus: „HErr, wie sind deine Werke so groß! Du hast sie alle weislich geordnet." Außer der wichtigsten Sache, der Betrachtung des Wortes Gottes, kenne ich keinen höheren Genuß als die Werke Gottes in der Natur mit liebender Aufmerksamkeit zu besichtigen und meinen Geist in dieselben zu versenken.

Während ich aber in früheren Jahren gerne den Norden Europas bereiste und namentlich mit Vorliebe in Schottland und den skandinavischen Ländern verweilte, zog es mich später unwiderstehlich immer wieder nach dem sonnigen Süden, vor allem nach der Schweiz mit ihren herrlichen Bergen und Seen. Hier sind ja die Wunder Gottes in der Natur in so zahlreicher und greifbarer Fülle, in so zauberhafter Schönheit ausgestreut, daß man die Erhabenheit des Schöpfers und die Werke seiner Hand gleichsam aus erster Hand, in fühl- und greifbarer Nähe erkennt und empfindet. So wurde ich denn nach und nach eine Art Schweizerpilger, den mit jedem beginnenden Frühjahr eine fast unbezähmbare Sehnsucht nach den Bergen ergriff, und der, sobald es ihm erlaubt war, zum Wanderstabe griff, um einige Monate in Gottes schöner Natur von den Strapazen eines schweren

Berufes sich zu erholen. Kein Punkt in der Schweiz ist mir aber lieber als das Berner Oberland, und dort sind es wieder zwei kleine Heimstätten die ich mir gegründet, welche wie die Menschen, die darin und darauf wohnen, mich mit liebevoller Gewalt alle Jahre in ihre Nähe ziehen: Interlaken und der Abendberg.

So viel ich bei dieser alljährlich sich wiederholenden Reise auch für mich erlebte, so waren doch meine Erlebnisse lange Zeit einer Mitteilung an ein größeres Publikum nicht wert. Endlich aber sollte mir eine meiner Reisen eine solche Ausbeute an Erfahrung gewähren und von so einschneidender Einwirkung auf mich und von Einfluß auf das Geschick anderer sein, daß ich mit der genaueren Erzählung derselben meinen Leserkreis, wie ich hoffe, recht gut unterhalten kann. So bitte ich denn die freundlichen Leser meiner Feder zu folgen und mit mir die Ereignisse und Persönlichkeiten zu betrachten, die Gottes wunderbare Regierung mir damals in den Weg stellte.

Ich war in dem Jahre, welches ich hier vor Augen habe, ungewöhnlich früh von Hause aufgebrochen, viel zu früh für eine Reise in die Berge, wo der Frühling erst so spät erwacht, um die Fesseln des Winters zu brechen. Allein ich wollte ja nicht sogleich in die Berge steigen, und das trauliche Unterseen bei Interlaken, wo ich so gute Freunde und ein gemütliches Heim für mich bereit wußte, bot mir ein hinreichend gesichertes Unterkommen schon in so früher Jahreszeit. Es war am 1. Juni als ich in Bern eintraf, wo ich mich einige Tage bei lieben Freunden aufhalten wollte. Das Wetter war für die Fortsetzung meiner Reise wenig günstig. Trüb hingen die grauen Wolken über den fernen Höhen, und kein froher Gruß winkte mir, wie so oft, von jenseits herüber und hieß mich in den ersehnten Gauen willkommen. Meine Freunde drangen deshalb in mich meine Reise noch aufzuschieben und den Anbruch schöneren Wetters in ihrer gastlichen Mitte abzuwarten. Aber ich vermochte ihrem Drängen nicht nachzugeben, denn eine unbegreifliche Sehnsucht zog mich nach meinem gemütlichen Zimmer in Beau-Site in Unterseen, und es war mir zumute, als ob eine innere Stimme mich dahin rief und mir zuraunte, daß ich etwas Wichtiges versäumen würde, wenn ich ihr diesmal nicht Folge leistete. So gab es denn für mich kein Halten mehr in Bern; ich nahm von meinen Freunden Abschied und fuhr am nächsten Morgen auf der Eisenbahn nach dem Thuner Dampfboot „Beatus" bei Scherzlingen, das mich nach Interlaken bringen sollte. Meinem wackeren Wirt in Beau-Site, Vater

Ruchti, hatte ich von meiner bevorstehenden Ankunft telegraphisch Nachricht gegeben.

Ein kalter schneidender Wind blies über den sonst so herrlichen Thuner See, als ich an seinen Ufern anlangte. Wohl oder übel ergab ich mich in mein Schicksal und betrat, zu kühler Fahrt vollkommen gerüstet, das große obere Deck des „Beatus", auf dem ich mich fast einsam wie ein stiller Wanderer in abgelegener Wüste befand. Mit mir zugleich nämlich waren nur wenige Reisende aus dem Eisenbahnzug auf den Dampfer gestiegen, und selbst diese wenigen verhießen mir nicht die geringste Unterhaltung, denn sie bestanden sämtlich aus Passagieren zweiter Klasse, aus eingeborenen Landleuten der Nachbarschaft, die irgendein Geschäft nach Spiez oder Interlaken trieb. Sie hatten sich sehr bald ein wärmeres Plätzchen in der zweiten Kajüte gesucht, und als ich nun ganz allein das obere Deck betrat, sah ich nur drei Damen, fest in Mäntel und Shawls gehüllt, wie drei eingeschüchterte Vögel um einen Tisch sitzen und frostig und betrübt vor sich niederschauen, ohne weder auf mich noch auf das sonst um sie her Vorgehende einen teilnehmenden Blick zu werfen.

Einige zwanzig Schritte hinter ihnen jedoch sah ich neben einem Turm aufgestapelten, aus Taschen und Koffern aller Art bestehenden Gepäcks noch einen Neger und eine Negerin stehen, die, in dunkle Mäntel und Kapuzen gehüllt, regungslos wie zwei Bildsäulen dastanden und mit ihren funkelnden Augen voll unabläßiger Achtsamkeit auf die drei sitzenden Damen schauten, deren Diener sie augenscheinlich waren.

Beide waren noch jung und, obgleich schon völlig erwachsen, doch von kleinem und zartem Körperbau; beide zeichneten sich durch ebenholzschwarze Farbe und alle übrigen bekannten Züge aus, die dem äthiopischen Menschenstamm angehören; beide blickten gleich ernst und teilnahmlos in die leere Luft vor sich hin, als wären sie nur da, um bei den ihnen anvertrauten Sachen auf Posten zu stehen und irgendeinen Wink ihrer Herrschaft zu augenblicklicher Pflichterfüllung zu erwarten.

So hatte ich denn Raum genug, meiner alten Gewohnheit zu folgen und auf dem weiten Schiffsdeck langsam auf- und abzuschreiten, um meine Blicke bequem nach allen Seiten wenden zu können; indessen blieb ich nicht lange allein, denn bald gesellte sich der mir wohlbekannte Kapitän des Schiffes zu mir, reichte mir zum Gruße die Hand und hieß mich in seiner Heimat von neuem willkommen. Er wußte, was mich alle Jahre nach seiner Heimat zog, und so berichtete er mir, sobald

die Führung des Schiffes seine Aufmerksamkeit nicht in Anspruch nahm, was seit dem vorigen Jahre in Interlaken vorgefallen, wie es meinen Freunden erging und was sich sonst in den Bergen ereignet hatte. Indessen immer nur auf wenige Minuten konnte sich der pflichttreue Mann meiner Gesellschaft hingeben, der dichte das Schiff umgebende Nebel erforderte seinerseits die größte Achtsamkeit, und oft sprach er mit den beiden Steuerleuten, die heute am Rade tätig waren, da es nicht ganz leicht sein mochte bei solchem dicken Wetter die richtige Fahrstraße einzuhalten und nicht über die Punkte hinauszuschießen, an denen das Schiff vorschriftsgemäß anzulegen hatte.

So war ich mir denn oft genug allein überlassen, und es kam mir ganz seltsam vor auf dem geräumigen Deck, auf dem einen Monat später Hunderte von Menschen aller Nationen und Kulturländer zusammentrafen, einmal so einsam und ungehindert auf- und niederspazieren zu können. Wie es ganz natürlich war, kam ich dabei oft an den drei an jenem Tische sitzenden Damen und den beiden Negern vorüber, welch letztere sich endlich in bescheidener Entfernung hinter ihrer Herrschaft auf einer Bank niedergelassen hatten, und da konnte ich denn nicht umhin, mir namentlich diese etwas genauer zu betrachten; denn ihre eigenartige Erscheinung und ihr Benehmen waren hinreichend, meine Aufmerksamkeit zu wecken und meine Blicke länger auf sie zu lenken, als man sonst in der Regel Fremde anzublicken pflegt.

Das Dreiblatt bestand aus einer älteren und zwei jungen Damen, die sämtlich Trauerkleider trugen und deren trüb blickende Gesichter hinlänglich verrieten, daß ihr Herz von eigentlicher Reisefreude keineswegs erfüllt sei. Die ältere Dame, eine edle Matronengestalt von imposanter Größe und Fülle und ganz in schwarze feine Wolle und schwarzen Samt gehüllt, trug auf ihren edlen bleichen Zügen die Spuren einer ungewöhnlichen, tief wühlenden Traurigkeit, und außerdem erkannte mein ärztliches Auge nur zu wohl, daß sie auch körperlich leidend sei und die weite Reise also wahrscheinlich mehr zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit als zum Vergnügen unternommen habe. Die größere der beiden jungen Damen, die ebenfalls fein gekleidet waren, schien mir noch die lebhafteste von allen dreien zu sein, wenigstens schweiften ihre blauen Augen ziemlich häufig in der Runde umher, und ihr hellblonder, mit kurzen Locken anmutig umrahmter Kopf drehte sich bei weitem häufiger als der ihrer Gefährtinnen nach den sie umgebenden Gegenständen herum. Unleugbar aber sah auch dies hübsche und blü-

hende Gesicht traurig, wenigstens betrübt aus, nur trug es durchaus nicht die Spuren eines so tief einschneidenden Schmerzes wie die Gesichter der beiden anderen Damen, von denen ihr die ältere ungemein ähnlich sah. Offenbar war ihr das einsame Reisen und das Schweigen, wozu das Verhalten derselben sie zwang, eine Fessel, die ihr munterer Geist nur widerwillig tragen mochte, und es kam mir bisweilen vor, als wäre es ihr ganz erwünscht gewesen, wenn irgend jemand sich ihr genaht und ein Gespräch mit ihr begonnen hätte.

Unzweifelhaft die niedergedrückteste von allen aber war das andere junge Mädchen. Nicht ganz so groß wie ihre blonde Gefährtin, zeigte sie ein völlig anderes Aussehen als diese. Von dichten blauschwarzen Locken umrahmt, war ihr anmutiges Gesicht von gelblicher Farbe, aus welchem tiefschwarze Augen leuchteten. Dies machte ihre ganze Erscheinung zu einer auffälligen, und ich bemerkte bald, daß sie einer andern Nationalität wie ihre Begleiterinnen angehören mußte, welch letztere unverkennbar den englischen Typus trugen. Dabei war über ihr schönes edles und regelmäßiges Gesicht der Schleier einer namenlosen Trauer gebreitet, und mir, dem Kenner und eifrigen Erforscher menschlicher Gesichter, kam es so vor, als ob mit dieser Trauer ein heimlich verborgener Gram gemischt sei, der in der Tiefe ihres Herzens nistete und ganz gewiß auf höchst trübe Lebenserfahrungen und mannigfache Kümmernisse ernstester Art schließen ließ. Daß ich mich in diesem Punkte nicht geirrt, sollte ich in späterer Zeit genau erfahren.

Wir waren etwa eine Stunde lang gefahren, und ich hatte während dieser Zeit Muße genug gehabt, meinen Gedanken nachzuhängen, als sich der Kapitän wieder zu mir gesellte und an meiner Seite eine Weile auf dem leeren Deck hin und her spazierte, wobei wir häufig an den drei unbeweglich sitzenden Damen vorüberkamen, auf die von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick fallen zu lassen, ich nicht umhin konnte.

Sie saßen meist schweigend beieinander, und nur bisweilen erhob die jüngere Blondine ihren Lockenkopf von ihrem roten Reisebuche und flüsterte der älteren Dame, die unzweifelhaft ihre Mutter war, einige von uns nicht verstandene Worte zu. Diese, in ein melancholisches Brüten versunken, wandte bei dieser Gelegenheit nur langsam ihren Kopf, und indem sie einen flüchtigen Blick nach der starr vor sich hin schauenden schwarzhaarigen Gefährtin warf, nickte sie der ersteren phlegmatisch eine bejahende Antwort zu, dann las die Tochter wieder in ihrem Buche weiter und bewies mir dadurch, daß sie von allen dreien

an den äußeren Dingen noch am meisten Anteil nehme und in Ermangelung eines männlichen Beraters und Führers der kleinen Gesellschaft das Amt einer Führerin übernommen habe.

Als ich so mit dem Kapitän einmal wieder an ihnen vorübergekommen war, auf die der kluge Mann gleich mir schon lange einige neugierige Blicke geworfen hatte, fragte er im vollsten Schweizerdeutsch, das ich sehr gut verstand, während es den drei Fremden gewiß unzugänglich war:

„Welcher Nationalität teilen Sie diese drei Damen zu, Herr Doktor?"

„Ohne Zweifel der englischen," erwiderte ich, „wenigstens was die ältere und die jüngere mit den blonden Haaren betrifft. Die dritte dagegen scheint mir eine Südländerin zu sein, deren Heimat ich bis jetzt noch nicht ergründen kann."

„Ja, so geht es mir auch," erwiderte der Kapitän, der ein Urteil in Bezug auf Fremde hatte, da er tagtäglich mit Hunderten von ihnen in nähere Berührung kam. „Ich halte sie natürlich auch für Engländerinnen und zwar von einer feineren Sorte, als man heutzutage hier zu sehen bekommt. Was ich aber aus der dritten machen soll, weiß ich ebensowenig wie Sie, und fast möchte ich sie für eine Spanierin halten; denn sehen Sie doch, wie stolz sie bei aller ihrer Trübseligkeit den Kopf in den Nacken wirft und wie die kohlschwarzen Augen so düster und melancholisch über unsern guten See funkeln."

So schritt ich in lebhafter Unterhaltung eine Weile an der Seite des aufmerksam nach allen Seiten spähenden Kapitäns hin, als wir abermals an dem Tisch vorüberkamen, an welchem die drei Damen saßen. Sie hatten soeben, wie ich wohl bemerkt, einige Worte flüsternd miteinander gewechselt und konnten, wie es schien, in ihrer Meinung nicht einig werden, da sich ihnen auch das Reisehandbuch, welches die junge Blondine noch soeben zu Rate gezogen, nicht in dem gewünschten Maße hilfreich erwies. Da erhob sich plötzlich diese von ihrem Sitz, kam mit leicht schwebendem Schritt auf uns zu und wandte sich mit einem gewinnenden Lächeln, welches einen Moment lang ihre bisherige Traurigkeit ganz aus dem Gesicht verschwinden ließ, an den sie mit einiger Verwunderung anblickenden Kapitän und sagte in englischer Sprache:

„Verzeihen Sie, Sir, daß ich mich in einer Angelegenheit an Sie wende, die für uns von einiger Wichtigkeit ist. Können Sie uns viel-

leicht ein gutes Gast- oder Pensionshaus in Interlaken empfehlen, welches etwas fern von dem Gewühl des Hauptverkehrs liegt und worin wir ländliche Ruhe, einen wünschenswerten Komfort und zugleich eine gute Aussicht auf die Berge genießen?"

Der Kapitän dachte nur einen Augenblick nach, dann sah er mich lächelnd an und sagte höflich, indem er seine goldverbrämte Mütze lüftete, ebenfalls in englischer Sprache, die er, wie alle gebildeten Schweizer, die mit Fremden aller Art zu verkehren haben, geläufig sprach:

„O ja, Miß, ein solches Haus kann ich Ihnen allerdings mit gutem Gewissen empfehlen; aber um ganz sicher zu gehen, sollten Sie sich eigentlich an diesen Herrn wenden, der alle Jahre zu uns kommt, ein solches Pensionshaus besser als ich kennt, und der zugleich alle die Annehmlichkeiten liebt und sucht, die Sie soeben für sich in Anspruch nahmen."

Dies Gespräch fand, da wir beiden Männer bei der unerwarteten Anrede der englischen Miß augenblicklich still gestanden waren, in unmittelbarer Nähe des Tisches statt, an dem die Damen Platz genommen hatten und die beiden anderen noch immer saßen, wie es schien, voller Spannung, welche Antwort der Fragenden von uns zuteil werden würde. Ich, so ganz unerwartet von dem Kapitän ins Gespräch gezogen, wollte eben einige Worte hören lassen, als sich nun auch die ältere Dame zum Sprechen veranlaßt fühlte, aber erst nachdem sie einen prüfenden Blick auf mich geworfen, als ob sie untersuchen wollte, ob ich auch wohl würdig sei, mit ihnen in nähere Unterhaltung zu treten.

„Das zu hören, ist mir sehr angenehm, Sir," sagte sie zu mir mit höflichem Ton, jedoch ohne sich von der Stelle zu regen. „Wollen Sie also die Güte haben, uns das Landhaus zu nennen, in welchem Sie ebenso wohlbehagliche Ruhe und friedliche Stille wie eine gute Aussicht finden?"

Ich nahm jetzt meinen Hut ab, verbeugte mich vor den drei Damen und sagte mit der ruhigsten Miene:

„Sehr gern, meine Damen, wenn ich Ihnen damit dienen kann. Ich wohne seit Jahr und Tag immer in einem und demselben Pensionshause und zwar in Beau-Site in Unterseen. Dort finde ich stets alles, was ich bedarf und was ein nicht zu anspruchsvoller Mensch verlangen kann."

Die alte Dame nickte befriedigt. „Gut," fuhr sie fort, „schickt der Besitzer des Hauses auch wohl einen Wagen nach dem Landungsplatz?"

„Ganz gewiß, täglich drei- oder viermal, und heute wird er ihn ohne allen Zweifel senden, da er von meiner Ankunft mit diesem Boot unterrichtet ist."

„O, Sir," fuhr die alte Dame fort, „würden Sie dann wohl die Güte haben, uns bis zu diesem Wagen zu begleiten, oder ihn genau zu bezeichnen, wenn wir angelegt haben?"

„Ganz gewiß Mylady, Sie sollen ihn nicht verfehlen, ich bürge dafür." Die alte Dame nickte dankend, schien vor der Hand über ihr Unterkommen beruhigt und wandte ihr Gesicht wieder still zu der dunkeläugigen jungen Dame, die kein Wort gesprochen und nur von Zeit zu Zeit einen ihrer traurigen Blicke über mich hatte hinschweifen lassen. Ihre blonde Gefährtin schien am meisten durch die erhaltene Auskunft befriedigt, schlug ihr Reisehandbuch zu, legte es auf den Tisch und begann nun ihrerseits einen kleinen Sparziergang auf dem Deck, während der Kapitän sich von mir entfernte, um seinem Dienste obzuliegen.

Ich aber nahm meinen Gang von neuem auf und wandte meine Blicke nach der Beatenhöhle empor, an der wir eben vorüberfuhren, jedoch auch sie verschwamm im Nebel, und ich konnte nicht einmal die kleinen Häuserchen auf dem Bergrücken wahrnehmen, die in kurzer Zeit von Fremden bewohnt sein sollten und innerhalb deren sich dann ein ganz eigenes Leben entwickelte, von dem auf den Höhen jetzt noch keine Spur zu finden war.

Plötzlich, als ich eben still stand und nach der düsteren Höhe blickte, stand auch die blonde Miß neben mir, und als ob sie sich von mir unterrichten lassen wolle, sagte sie mit sanfter freundlicher Miene:

„Es tut immer wohl, Sir, wenn man vor einem fremden Orte, den man nie mit Augen gesehen, jemanden antrifft der mit den Besonderheiten desselben vertraut ist. Ich habe mich vergebens nach all den Schönheiten umgeblickt, die in meinem Reisehandbuch um den Thuner See herum verzeichnet stehen, und am meisten hatte ich mich auf die Plümlisalp gefreut. Wo ist sie, das heißt, wo mag sie liegen — wissen Sie das?"

„Gewiß weiß ich das, Miß, aber wir sind schon lange an ihr vorbei. Dort, hinter dem grauen Nebelwall liegt sie, dort das Dolben- und Balmhorn, dort das Stockhorn und da der schöne gravitätische

Riesen, aber Sie sehen von all diesen Herrlichkeiten heute nichts; indessen können Sie es in den nächsten Tagen nachholen, wenn Sie bei besserem Wetter, das ja nicht ausbleiben wird, Ausflüge in die Umgegend von Interlaken machen."

Die englische Miß seufzte schwer auf, nickte wohl, aber schien sich nicht besonders auf die von mir angedeuteten Ausflüge zu freuen. Indessen erwiderte sie kein Wort, und eben wollte ich ihr zeigen, wo die Jungfrau, das Schreckhorn und die anderen großen Berge liegen, als der Kapitän wieder herantrat und sagte, daß wir in zehn Minuten in Neuhaus sein würden und daß die Damen ihr Handgepäck von ihrer Dienerschaft an eine bestimmte Stelle tragen lassen möchten, damit sie unverweilt in den Wagen steigen und nach Beau-Site fahren könnten.

Die blonde Engländerin nickte dankend, und wir gingen langsam an den Tisch zurück, auf dem die Handgepäckstücke in Haufen lagen, worauf die erstere die beiden Neger herbeirief und ihnen die nötigen Anweisungen in betreff des Gepäcks gab.

Als die beiden Schwarzen — Ned und Nelly hießen sie, wie ich jetzt hörte — sich bescheiden genaht, das Gepäck geordnet und unter sich verteilt hatten, dem ich mit einiger Neugierde, beiseite stehend, zuschaute, rief die ältere Dame ihre blonde Tochter heran und sprach angelegentlich einige Worte mit ihr, aber so leise und geheimnisvoll, daß ich keine Silbe verstand, was mich sogleich veranlaßte vom Tische mich zu entfernen und mein eigenes Gepäck mir zur Hand zu legen.

Aber da kam die junge Engländerin noch einmal zu mir heran, während eben der Kapitän in meine Nähe trat, um mir zum Abschiede die Hand zu reichen, und da sagte sie:

„Verzeihen Sie, Sir, meine Mutter ersucht mich, in betreff von Beau-Site noch eine andere Frage an Sie zu richten, die von der ersten allerdings etwas abweicht. Meine Mama ist nämlich oft etwas leidend und bedarf dann der schnellen Hilfe eines Arztes. Wissen Sie vielleicht, ob in der Nähe jener Persion ein Arzt wohnt, dem man sich im Falle der Not anvertrauen darf?"

Ich wollte eben mit einem kurzen „Ja" antworten, als mir der Kapitän zuvorkam, mich wieder lächelnd anblickte und sagte:

„Sie wenden sich abermals an den rechten Mann, Miß. Der Herr hier ist selbst ein Arzt —"

„Bitte!" unterbrach ich ihn, „erregen Sie der Dame keine falsche Hoffnung. Jawohl," wandte ich mich nun zu dieser, „allerdings bin

ich ein Arzt, aber ich praktiziere auf Reisen nicht und gehe meiner eigenen Erholung wegen nach Interlaken und in die Berge."

„O," erwiderte die junge Dame außerordentlich freundlich und, wie es mir vorkam, mit einer noch beruhigteren Miene als vorher, „wir fürchten auch nicht, in die Lage zu kommen, Sie zu bemühen, jedoch ist es mir sehr angenehm, daß meine gute arme Mama doch wenigstens den Rat eines Mannes zur Seite hat, der mit allem, was wir wünschen und bedürfen, so vertraut ist. Ich danke Ihnen, Sir, und empfehle mich Ihnen einstweilen. Aber da sind wir ja wohl in Neuhaus angelangt, nicht wahr?"

„Jawohl!" sagte ich, während der Kapitän uns verließ und seine Brücke bestieg, denn eben beschrieb der Dampfer seinen letzten Bogen, um in den kleinen Hafen von Neuhaus einzulenken, und man sah schon am Ufer im dichten Nebel zwei lange Reihen eleganter Omnibusse aufgefahren, die insgesamt etwaige Gäste erwarteten, während doch heute nur einer von ihnen so glücklich sein sollte, ein paar Fremde seinem Herrn ins Haus zu bringen.

Ich wandte mich jetzt von den Engländerinnen ab und richtete die Augen auf meinen lieben Abendberg, der nun dicht vor mir lag, und auf dem ich vier Wochen zubringen wollte, sobald die zu erwartende Sommerhitze mich aus dem Tale in die Höhe scheuchen würde. Allein ich sah so gut wie gar nichts von ihm, weder sein trauliches weißes Haus, noch seine grünen Matten und seine dunklen Tannen, denn auch über ihn hatte sich der dichte graue Nebelmantel gelagert und verhüllte seine Schönheiten wie alles ringsum. So begab ich mich denn auf die Seite des Dampfers, auf der wir aussteigen mußten, und unter den wenigen am Ufer versammelten Menschen hatte ich sehr bald meinen guten alten Wirt, Vater Ruchti, erkannt, der in seiner bekannten liebenswürdigen Art es auch diesmal nicht unterlassen hatte, mir persönlich bis Neuhaus entgegenzukommen, um mich, den Freund und alten Stammgast seines Hauses, in seinem Privatwagen unter sein gastliches Dach zu holen.

Bald hatten wir, unsere Hüte schwenkend, Grüße miteinander ausgetauscht und gleich darauf lagen unsere Hände zusammen, und ich las auf dem freundlichen Gesicht des biederen Mannes, daß ich ihm auch diesmal so willkommen wie früher sei. Kaum aber hatten wir die ersten Worte gewechselt, so machte ich ihn auf die Engländerinnen aufmerksam, die ich mit zu ihm gebracht, und er wandte sich sogleich

in höflichster Weise zu ihnen hin und gab seinen Leuten den Befehl, das Gepäck der Fremden in den Omnibus zu schaffen und sie wohlbehalten nach Beau-Site zu bringen.

2.

„Sie kommen diesmal im trübsten Nebelwetter bei uns an," sagte mein Wirt zu mir unterwegs, als wir im raschesten Trabe seines eleganten Grauschimmels, allen übrigen Fuhrwerken voran, um ihren Staub zu vermeiden, in dem leichten Korbwägelchen auf der Landstraße nach Unterseen dahinflogen. „Sehen Sie doch nur diese Wolken an, wie sie schwer und unbeweglich an den Bergen hängen und beinahe bis zum Tale hinabreichen. So, gerade so stecken wir schon drei Tage in undurchdringlicher Finsternis und werden so lange darin stecken, bis ein freundlicher Windstoß sich unserer erbarmt und uns von unserem trübsten Feinde befreit. Und diese Kälte dabei, im schönen Monat Juni! Das ist fast unerhört. Ich habe alle Kamine in meinen Gesellschaftsräumen heizen müssen, denn unter den darin Hausenden war Zähneklappen und Hautgruseln entstanden."

„Das kann ich mir denken," erwiderte ich, „und ich habe auf dem Dampfer auch tüchtig gefroren, da ich nicht gern in die Kajüte hinabsteige. Aber das kann ja nicht lange mehr dauern. Die alte Sonne thront noch da oben, und sie wird und muß doch endlich wieder zum Vorschein kommen. — Haben Sie schon viele Gäste im Hause?"

Vater Ruchti zuckte die Achseln. „Ach nein," sagte er, „bis jetzt nicht, und vor vierzehn Tagen erwarte ich auch eigentlich keinen Andrang. Die Folgen des traurigen Krieges im vorigen Jahr — nun, für Sie war er glücklich genug — halten ebensogut wie das Wetter die Reisenden zurück, und wir armen Schweizer werden diesmal keine große Menschenernte zu verzeichnen haben. Aber doch sind bereits acht Personen, sieben Herren und eine Dame, bei mir, unter denen Sie als einziger Deutscher der Neunte sein werden."

„Gut, gut! Also noch kein Deutscher außer mir?" erwiderte ich. „Nun, das ist mir ziemlich einerlei, wie Sie wissen; ich vertrage mich mit jedermann, ob er aus dem Süden oder dem Norden stammt."

„Jawohl, und wenn es nur alle so machen wollten, dann würde die große Völkerfamilie bei mir immer in noch größerer Eintracht leben als es geschieht. Doch — sagen Sie mir, was sind das für drei Da-

men, die mit Ihnen auf dem Boot gekommen sind und die Sie mir so glücklich zugeführt haben?"

„Es sind Engländerinnen und, wie es scheint, in großer Betrübnis. Nach ihren Kleidern und Mienen zu schließen, haben sie einen Toten zu beklagen. Auch haben sie mich schon ausgefragt, ob sie bei Ihnen eine ruhige behagliche Stätte finden und ob ein Arzt in der Nähe wohnt. Ich bringe Ihnen also halbe Patienten ins Haus!"

„Tut nichts! Bei mir sind schon viele sehr krank angekommen und ganz gesund wieder abgereist. Sie wissen ja am besten an sich selber, was unsere gute Luft bewirkt, und diese Damen werden es hoffentlich auch an sich erfahren."

„Wir wollen es hoffen; geben Sie ihnen nur recht gute Zimmer, nach vorn heraus, es scheinen sehr ängstliche und dabei wohlhabende Leute zu sein, denn sie haben ein Negerpaar zur Bedienung bei sich."

„Ich habe es wohl gesehen," erwiderte der umsichtige Ruchti, der seine Augen in allen Ecken und Winkeln zu haben pflegte und dem die besonderen Eigentümlichkeiten seiner Gäste selten entgingen. „Nun, ich habe vorn im ersten Stock des neuen Hauses noch drei sehr hübsche Zimmer, Nummer vier, fünf und sechs, und da Sie, wie immer, in Nummer drei wohnen, werden Sie ihr nächster Nachbar sein." —

So plauderten wir unterwegs, da ich auf die sonst so schöne, jetzt nebelverhüllte Umgebung nicht zu achten brauchte, und nach zehn Minuten langten wir vor dem mir so lieben Beau-Site mit seinen wohnlichen, netten Häusern und seinem schönen Gartenpark an, und ich begrüßte mit warm schlagendem Herzen die alten bekannten Bäume und Rasenflecke, die trotz des augenblicklichen bösen Wetters bereits im schmuckesten Frühlingskleide prangten; denn der vortreffliche Gärtner in Beau-Site hatte auch dieses Jahr wie immer seine Schuldigkeit getan.

Als wir vor der Tür der Pension hielten, sprangen mir, wie alle Jahre, die Mitglieder der Familie meines Wirts entgegen und begrüßten mich auf das herzlichste. Sodann, nachdem ich die auf mich einstürmenden Fragen mancherlei Art beantwortet, führte mich Vater Ruchti nach meinem Zimmer, in dem ich schon so oft gewohnt, die schönsten Naturfreuden aus erster Hand gekostet und so manche glückliche Stunde verlebt hatte. Ja, da lag es wieder in seiner ganzen bequemen Traulichkeit vor mir; mein Lehnsessel stand wie sonst am Fenster, und zum Lesen lag schon eine Zeitung und das neue Fremden-

blatt darauf; und davor, in das beste Licht war mein Schreibtisch gerückt, ohne den ich nun einmal nicht leben kann, und alles was ich bei der Arbeit bedurfte, stand und lag wohlgeordnet bereit, als wäre ich in meine wirkliche Heimat eingetreten, wo Ordnung und Behaglichkeit im einzelnen wie im ganzen herrscht. Nach einer Viertelstunde fuhr der Omnibus von Beau-Site mit den drei Engländerinnen und unserm sämtlichen Gepäck vor das Haus, und bald befand ich mich im Besitz meines Koffers und konnte mich meiner Reisekleider entledigen und die notwendigste Toilette machen, was so wohltätig ist, wenn man drei Tage auf einer langen Reise zugebracht hat. Sobald dies aber geschehen, begab ich mich in den Speisesaal hinab, wo ich die übrigen Gäste schon versammelt fand und mir bald die dort aufgetragenen Gottesgaben trefflich munden ließ. Unmittelbar nach Tisch aber zog ich mich wieder nach meinem Zimmer zurück und ruhte eine Stunde, da ich von der Reise etwas ermüdet war; darauf packte ich meinen Koffer zum Teil aus und richtete mich, wie ich es überall auf Reisen tue, wo ich längere Zeit verweile, behaglich ein, um mich auch hier zu Hause zu fühlen. Dann erst schickte ich mich zu einem längeren Ausgange an, denn ich sehnte mich das schöne Interlaken selbst bei so üblem Wetter nach langer Trennung wiederzusehen und die wohlbekannten Stätten und außerdem einige mir näher stehende Freunde zu begrüßen. Ich traf letztere sämtlich im besten Wohlsein und voller Freude an, daß ich mein Asyl wieder unter ihnen aufgeschlagen und die altgewohnte Treue und Anhänglichkeit an ihre schöne Heimat von neuem bewährt hatte.

Von einigen meiner ältesten Bekannten wurde ich länger als gewöhnlich aufgehalten, und als ich gegen Abend nach Beau-Site zurückkehrte, fand ich die zeitige Bewohnerschaft schon im Speisesaale versammelt, um ihr Abendbrot zu verzehren. Nur die drei englischen Damen sah ich nicht, und auf meine Erkundigung hörte ich, daß sie sich für zu ermüdet erklärt, um in der Gesellschaft der übrigen Gäste den Tee einzunehmen, und daß sie daher frühzeitig ihre Zimmer aufgesucht hätten.

Meine Abendmahlzeit war bald beendet, und da es während derselben leise zu regnen begonnen, begab ich mich in Freund Ruchtis behagliche Office, die bei schlechtem Wetter den männlichen Gästen zum traulichen Rauchzimmer dient und wo ich von jeher die üblichen Plaudereien mit meinem Wirte gepflogen, nachdem er die Last des Tages siegreich überstanden hatte.

Als ich in dieselbe eintrat, fand ich nur seine zweite Tochter Mathilde darin vor, ein zwar noch junges, aber um so fleißigeres Mädchen, das, vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein in der Office tätig, dem Vater den so notwendigen Sekretär ersetzt und im wahren Sinne des Worts sein treuester Kassierer und Buchhalter ist.

„Wo ist der Vater, Mathilde?" fragte ich sie, indem ich mir eine Zigarre anbrannte und mich auf dem bequemen braunen Sofa niederließ, auf dem ich schon manche trauliche Stunde verplaudert und verlacht hatte.

Mathilde verließ sogleich ihren Platz vor dem Schreibtisch und, wie immer die Feder in der Hand haltend, sagte sie lächelnd:

„Papa ist vor einer Viertelstunde von dem Neger der englischen Dame nach deren Zimmer gerufen worden. Sie will mit ihm etwas Notwendiges besprechen, und er ist sofort dem Rufe gefolgt. Er muß aber bald wiederkommen, denn er ist schon ziemlich lange weg."

Ich geduldete mich und blätterte gerade in einem der zahlreich vorhandenen Albums, als Vater Ruchti mit lachendem Gesicht in die Office trat und auf meine Frage, warum er so heiter blicke, hastig sagte:

„O, ich komme soeben von Ihrer Reisegefährtin auf Numero sechs, wo die Damen den Tee trinken. Sie haben sich in diesem Zimmer und in Numero fünf häuslich eingerichtet, und Numero vier, Ihr Nachbarzimmer, haben sie der Negerin angewiesen, damit sie ihnen stets zur Hand sei, wie sie sagten, aber eigentlich, wie ich glaube, nur darum, um keinem Fremden so nahe zu sein, daß er ihr Gespräch belauschen könnte, und Sie wissen ja, wenn man will, hört man in unseren Häusern jedes Wort, welches im Nebenzimmer gesprochen wird."

Ich lächelte nun auch und versetzte: „Ja, das zeugt von einer gewissen Schlauheit und berechnenden Ueberlegung, aber zugleich auch von ihrem Vorsatz sich von jeder Gesellschaft möglichst abzuschließen. Nun, so habe ich sie gleich von vornherein beurteilt, und Sie sagen mir eigentlich nichts Neues damit."

Vater Ruchti lachte mit seinem ganzen schelmisch gutmütigen Gesicht, setzte sich zu mir, nahm eine Zigarre von mir an und fuhr dann in seiner Rede also fort:

„Dafür kann ich Ihnen etwas anderes Neues sagen, Herr Doktor. Ich glaube, Sie haben mir ein paar recht komische Leute ins Haus gebracht. Denken Sie sich doch, sie haben sich zu morgen früh sechs Uhr einen Wagen nach Grindelwald bestellt, trotzdem ich ihnen sagte, daß

sie bei diesem Nebel nicht die Spur von den Naturschönheiten daselbst sehen würden."

„Was?" rief ich erstaunt. „Nach Grindelwald? Bei dem Wetter? Sind die Frauen denn so blind?"

„Jawohl, auch taub," erwiderte mein Wirt. „Denn ich habe ihnen wiederholt meine Meinung über ihr törichtes Vorhaben gesagt, aber sie bestanden durchaus auf ihrem Willen, und so werden sie bald nach sechs Uhr morgen früh abfahren."

„Glückliche Reise!" rief ich. „Aber das ist ja unerhört!"

„Ja freilich, aber was wollen Sie? Es sind eben Engländerinnen und an deren Art und Weise ist man ja schon gewöhnt. Wenn sie nur an irgendeinem berühmten oder schönen Orte vorübergehend geweilt haben, sind sie schon zufrieden. Ob sie etwas davon gesehen, ist ihnen gleichgültig. Uebrigens sind es am Ende gar keine Engländer oder nur halbe, und ich halte sie dem Namen der älteren Dame nach für Schotten. Die blonde Miß hat ihre Namen in das ihnen vorgelegte Fremdenbuch eingetragen und sie heißen — ja, wie doch! Mathilde, gib einmal das Buch her!"

Die kleine Mathilde trippelte eilig nach dem Tisch an der Tür, wo das fragliche Buch gewöhnlich lag, brachte es uns und als ihr Vater es aufgeschlagen, las ich: „Mrs. Duncan, Miß Lucy Duncan, Miß Mary Markham mit Dienerschaft aus England."

„Ja," sagte ich nun, „Duncan ist allerdings ein schottischer Name. Nun meinetwegen, aber einen genaueren Aufschluß gibt uns diese kurze Bemerkung auch nicht. So, also Mrs. Duncan und Miß Lucy Duncan. Ha, ja, das ist die blonde Dame, und die Brünette heißt Mary Markham. Das ist aber ein echt englischer Name, soviel ich weiß, und sie habe ich am allerwenigsten für eine Engländerin gehalten."

„O, sie kann ja aus den Kolonieen stammen," nahm nun wieder der in solchen Dingen erfahrene und umsichtige Ruchti das Wort, „und da läuft manches schwarze, rote oder gar gelbe Blut mit unter."

„Rotes Blut haben wir alle, lieber Ruchti," lachte ich heiter auf, „aber von einem schwarzen oder gelben habe ich noch nichts gehört."

„Nun, ich meinte eigentlich nicht das Blut," erwiderte Ruchti mit seinem jovialen Lächeln, „als vielmehr die Farbe der Haut, und daß in dieser schönen betrübten Dame etwas Gelbes oder Rotes steckt — ich meine in ihrer Haut — darauf möchte ich wetten."

„Hm!“ meinte ich wieder — „also etwa eine Kreolin?“

„Nun ja, das ist immerhin möglich. Sehen Sie also, wie weit der Mensch mit seinen Mutmaßungen und Entdeckungen kommt, wenn er mit dem richtigen Manne überlegt. Wir haben es heute endlich beide denn doch zu etwas gebracht.“

„Ich gebe mich damit zufrieden,“ erwiderte ich gähnend, „und damit will ich für heute mein Tagewerk schließen und mein Zimmer aufsuchen, denn mich hat die dreitägige Reise müde gemacht, und ich sehne mich unendlich nach meinem warmen Bett. — Brr, was das für eine grimmige Kälte ist! Doch was meinen Sie — wird das Wetter morgen anders sein?“

„Ich glaube nicht. Das Barometer bleibt unbeweglich, und nicht der geringste Luftzug läßt sich spüren.“

„Nun, so wollen auch wir Geduld haben, und nun gute Nacht!“

Damit verabschiedete ich mich von meinem freundlichen Wirte, und in wenigen Minuten lag ich in meinem köstlichen Bett, und alle Nebel der Welt und meine seltsamen Reisegefährtinnen und nunmehrigen Hausgenossen obendrein, waren völlig vergessen. —

Als ich am nächsten Morgen nach ungewöhnlich langem und festem Schlafe erwachte, waren meine ersten Blicke nach dem Fenster gerichtet, dessen Vorhänge ich nur gegen zu heiße Sonnenstrahlen zu schließen pflege. Und da sah ich zu meiner Betrübnis, daß nur ein mattes und graues Licht in mein Zimmer fiel, woraus ich schon jetzt erkannte, daß das Wetter sich in nichts gebessert habe und das Element des Nebels noch immer das Reich der Luft beherrsche. Ja, als ich bald darauf am Fenster stand und einen Blick ins Freie warf, bemerkte ich, daß der Nebel noch viel dichter als am vorigen Tage war und jetzt sogar den Fuß der gegenüberliegenden Bergketten bedeckte, so daß die geringe Fernsicht auf die nächste Nähe noch beschränkter als gestern sich erwies. Dabei war die Luft kälter und feuchter denn je und gegen acht Uhr begann es sogar leise zu rieseln, und der Regen wurde von Stunde zu Stunde stärker und anhaltender, so daß ich erst gegen Mittag meinen gewohnten Spaziergang nach Interlaken antreten konnte, um einige Geschäfte abzuwickeln, die ich gestern bei meinem ersten Gange ganz aus den Augen verloren.

Bei diesem Wetter glaubte ich natürlich nicht, daß meine drei Nachbarinnen die beabsichtigte Fahrt unternommen hätten, und da ich am Morgen nicht das geringste Geräusch im Nebenzimmer gehört, so

schloß ich, daß die Partie aufgegeben und auf einen besseren Tag verschoben sei.

Allein wie sehr wunderte ich mich, als ich gegen Mittag nach Hause kam und Ruchti mir nach seinem spät angebrachten Morgengruß sagte:

„Na, was sagen Sie nun? Sollte man es für möglich halten und nicht auf den Unternehmungsgeist der Engländer Häuser bauen? Denken Sie doch, die drei Damen oben sind wirklich gleich nach sechs Uhr in den Wagen gestiegen und, von ihrem niedlichen Neger begleitet, nach Grindelwald gefahren."

„Wie!" rief ich, fast erschrocken, „sind diese Menschen denn so überaus übel beraten?"

„Nein, das sind sie ganz und gar nicht," erwiderte mein Wirt. „Ich habe ihnen alles vorausgesagt, was sie auf der heutigen Fahrt erwartet, aber sie waren und blieben halsstarrig und nun haben sie es, und sie werden mit höchst betrübten Gesichtern am Nachmittag zurückkehren."

Diese Voraussetzung sollte auch ihre vollkommene Bestätigung finden: denn als ich gegen sechs Uhr während eines heftigen Regengusses unter der Veranda des Hauses auf- und abspazierte, kehrte der Wagen mit den Engländerinnen und dem auf dem Bock sitzenden Neger zurück, und letzterer war so naß, wie es nur ein Mensch sein kann, der vier Stunden ohne Schutz im Regen gesessen. Auch die zum Teil durchnäßten Damen zeigten nicht nur betrübte, sondern auch sehr betretene Gesichter, als sie mit des Wirtes Hilfe aus dem Wagen stiegen und ohne sich nach jemandem umzusehen, sofort der nach ihren Zimmern führenden Treppe zueilten.

Die ältere Dame stand schon auf dem oberen Absatz derselben, Miß Mary Markham war ihr gefolgt, und nur die blonde Tochter hielt sich noch einen Augenblick am Fuße der Treppe auf, als sie mich an derselben stehen und sie mit bedauernder Miene betrachten sah.

„Sie haben einen schlechten Tag zu Ihrer Fahrt gewählt, Miß," redete ich sie freundlich an, „nicht wahr, die Partie war eine verfehlte?"

„Ja," seufzte sie leise auf, „sie war ganz und gar verfehlt, und die Mama tut mir unendlich leid, aber es ging ja einmal nicht anders. Ach, sie ist so aufgeregt und leidend, Herr Doktor, daß ich Uebles befürchte. Doch nun leben Sie wohl, wir wollen sie gleich zu Bett bringen, damit sie warm wird, denn sie ist halb erstarrt."

Nachdem sie nun noch gegen Ruchti den Wunsch ausgesprochen, daß man ihnen recht bald heißes Wasser zum Tee auf das Zimmer senden möge, grüßte sie uns höflich und eilte den Vorangegangenen nach.

Ruchti und ich standen voreinander still und sahen uns forschend an. Dann brach er in ein stilles Lächeln aus, deutete mit dem Finger auf die Stirn und sagte nur: „Englischer Spleen! Ich kenne ihn schon."

An diesem Tage sah ich die drei reiselustigen Damen nicht wieder, und ahnte nicht, daß es mir an den nächsten Tagen ebenso ergehen würde; denn der „englische Spleen" hatte noch lange nicht sein Ende bei ihnen erreicht, und trotz der heute empfangenen Lehre, die meiner Meinung nach selbst die energischste Reiselust brechen mußte, waren sie noch lange nicht kuriert, wie der Leser bald aus dem folgenden erfahren wird. —

Daß bei solchem Wetter, wie wir es bisher gehabt, der Aufenthalt in einer Pension, selbst wenn man eine gute Wohnung, eine vortreffliche Verpflegung und einen aufmerksamen Wirt hat, sehr langweilig und ungemütlich werden kann, versteht sich von selbst. Ueberall, wo man einem Gaste begegnete, bei Tische, mittags und abends sah man daher nur trübe Gesichter und hörte nichts als bittere Aeußerungen der übelsten Laune, und einige sprachen schon von einer bald notwendig werdenden Abreise, da man ja doch auf keine Wandlung des Wetters rechnen könne. Nur unsere englische Gesellschaft — obgleich wir sie kaum zu der unsrigen zählen konnten, da sie so selten und immer nur ganz oberflächlich mit uns in Berührung kam — schien der Nebel und der Regen weder zu langweilen, noch aus ihrer gewöhnlichen Lebensweise zu drängen, obgleich Miß Lucy Duncan oder ihre Mutter, wenn sie einmal ein paar Worte mit mir wechselten, bedauerten, daß das schlechte Wetter so lange anhalte und daß die Schönheiten von Interlaken sich noch immer nicht zeigen wollten. Denn, nach jener ersten verfehlten Grindelwalder Partie hatten sie sich nur einen halben Ruhetag gegönnt und zu unser aller Erstaunen waren sie am nächsten Morgen, zwei Stunden vor Mittag, wieder zu Schiff nach dem Gießbach gefahren, natürlich um wieder nichts zu sehen; am nächsten Tage unternahmen sie schon wieder einen Ausflug und an den folgenden andere. Wenn sie zurückkehrten, sprachen sie meist sehr wenig über ihre letzte Partie, und fast wollte es mich bedünken, als ob sie sich vor uns schämten so unternehmungslustig zu sein; denn sie vermieden es mit fast ge-

sucht erscheinender Konsequenz, darüber zu reden, und wußten stets so geschickt das Gespräch auf etwas anderes zu bringen, daß ich gar nicht mehr zu fragen wagte, was sie an diesem Tage unternommen und wo sie gewesen seien.

So verliefen wieder einige Tage, und das kalte und neblige Wetter blieb sich unwandelbar gleich. Da ich an der zur Zeit in Beau-Site vorhandenen Gesellschaft kein besonderes Gefallen fand und die drei Engländerinnen, die mich allerdings zu interessieren begannen, sich mit auffallender Konsequenz von allen übrigen Anwesenden und mir gleichmäßig fernhielten, so vertrieb ich mir die Zeit teils durch Arbeit, die ich überall und immer auf Reisen mit mir nehme, teils durch Plaudereien mit meinem Wirt und seiner Familie, teils durch Besuche in Interlaken bei meinen verschiedenen Freunden, womit ich gern weitere Spaziergänge verband, so oft es nur die vom Regen aufgeweichten Wege erlaubten.

Auf einem dieser Nachmittags-Spaziergänge, den ich trotz des drohenden Himmels etwas weiter auszudehnen beschloß, begegnete mir ein junger Mann, den ich schon seit Jahren kannte und durch seine liebenswürdige Freimütigkeit und seine hervorstechend geistige und künstlerische Begabung liebgewonnen hatte. Er war ein eingeborener Interlakener und als Ingenieur in der großen Bauunternehmungsgesellschaft in Unterseen angestellt. Wir gerieten sehr bald ins Plaudern und kamen dabei, wie es in der Schweiz so natürlich ist, auch auf das Wetter zu sprechen, und bei dieser Gelegenheit fragte mich der Herr ob ich dieses Jahr wieder wie gewöhnlich einige Wochen auf dem Abendberg zubringen wolle?

„Gewiß!" erwiderte ich. „Sobald es mir hier unten zu geräuschvoll, zu heiß und staubig wird, schnüre ich mein Bündel und marschiere hinauf. Meine Wohnung ist schon lange bestellt, und Sterchi * erwartet seinen Stammgast zu der festgesetzten Zeit."

Der junge Ingenieur warf, da wir auf dem Höhewege dem Abendberge gerade gegenüber spazierten, einen hastigen Blick nach der Höhe und auf die Stelle, wo das weiße Haus auf derselben steht; dabei lachte er gemütlich und sagte:

„Na, Sie werden noch etwas warten müssen bis Sie hinauf kön-

---

* Der Besitzer des Abendberges und Wirt des einzigen Hotels, Bellevue, daselbst.

nen. Jetzt sieht man freilich nicht, wie es oben beschaffen ist, Nebel und Wolken verdecken Berg, Wald, Matten und Haus, aber ich bin überzeugt, es ist dort wie überall ringsherum, und der Schnee liegt noch fußhoch auf dem kleinen Plateau; und bis der fort ist und trockenen Boden zurückläßt, können noch Wochen vergehen."

„Ich habe diesmal Zeit," entgegnete ich, „länger als sonst, und wenn jetzt auch noch Schnee oben liegt, so bedarf es nur eines kurzen Föhns und einiger weniger Sonnentage, so ist es dort so trocken wie möglich, ich kenne das aus früheren Jahren. Sterchi ist gewiß schon lange oben und wird sich, wie immer, nach baldigem Besuch sehnen."

„Ha, ja, das ist gewiß, doch ist er erst Ende Mai hinaufgezogen, wie ich weiß. Diesmal aber wird er selbst noch im Juni frieren, denn so viel Schnee und Frost hat es lange nicht im späten Frühjahr gegeben, obgleich es im März und April schon allerliebst war, und ich herrliche Tage dort oben verlebt habe."

„Was haben Sie denn im März und April schon auf dem Berge gemacht?" fragte ich verwundert.

Der Ingenieur lächelte und besann sich eine Weile, ehe er sprach. „Ich war in Geschäften oben," sagte er endlich, „denn wir hatten ein kleines Gebäude daselbst zu errichten."

„Bei Sterchi? Hat er gebaut?"

„Ja und nein, wie Sie wollen."

„Das verstehe ich nicht," erwiderte ich und bemerkte dabei, daß mein junger Freund diesmal ungewöhnlich zurückhaltend war, was gar nicht in seiner offenen Natur lag; allein er hatte mich einmal neugierig gemacht, und so drang ich lebhaft in ihn, mir etwas Genaueres über den Grund seiner frühzeitigen Abendbergbesteigung zu erzählen. Endlich gelang es mir auch, ihn zum Sprechen zu bringen, und da sagte er:

„Nun ja, Ihnen will ich die seltsame Geschichte vertrauen, obwohl uns allen bei diesem kleinen geheimnisvollen Bau Beschäftigten das Schweigen zur Pflicht gemacht ist. Sie können ja auch schweigen, ich weiß es, und haben als Arzt schon mehr Geheimnisse auf dem Herzen als unsereins sich träumen läßt. Ueberdies würde Ihnen, der Sie nach alten Gewohnheit in den Bergen herumstöbern und dessen Augen so leicht nichts entgeht, das kleine Geheimnis doch nicht lange verborgen bleiben, und so will ich Sie nur fragen, ob Sie geneigt sind meine Mitteilung für sich zu behalten, und am wenigsten zu verraten, daß Sie sie zuerst von mir erfahren haben?"

Ich versprach es ihm natürlich, mit dem festen Vorsatz, mein Versprechen zu halten, zumal ich nicht wußte, wem ich die mir noch unbekannte Tatsache mitteilen sollte. Und da sagte er, indem er unwillkürlich etwas leiser sprach:

„Nun ja, es ist immerhin möglich, daß Sie, der so oft und weit auf den Höhen des Abendberges umherstreift, ganz zufällig die Entdeckung jenes Gebäudes machen, wenn auch Sterchi Ihnen nichts davon sagen sollte, und in diesem Punkte ist er, wie Sie wissen, zuverlässig, und was er nicht erraten haben will, dazu bietet er gewiß niemandem einen Schlüssel dar. Mit einem Wort, im vorigen Jahr, als der Sommer bald zu Ende ging, ich glaube, es war im August, und Sie waren eben vom Abendberg abgereist, erschien in Interlaken ein junger Mann, der sehr eigentümlich aussah und sich noch viel eigentümlicher gebärdete. Man erfuhr bald, daß er ein Amerikaner sei und er sprach nur englisch, aber über seine Heimat hat nie ein Mensch ein Wort aus seinem Munde vernommen und ebensowenig, was er eigentlich war und womit er sich bisher beschäftigt hatte. Genug, dieser junge Mann wohnte hier irgendwo in einem unbedeutenden Gasthofe und unternahm ganz allein Bergfahrten, nach allen Richtungen hin, und niemals nahm er einen Führer oder Wegweiser mit, da er sich, wie es schien, nach einer sehr zuverlässigen Karte, die er stets bei sich führte, wunderbar schnell zu orientieren und zu helfen wußte. So war er schon, wie er unserem Direktor erzählte, in Grindelwald, auf dem Beatenberg, dem Männlichen, dem Brienzer Rothorn, auf der Wengernalp und der Scheidegg, auf Mürren und überall gewesen, und zuletzt gelangte er nach dem Abendberge, wo er Sterchi kennen lernte und einige Tage bei ihm verweilte. Da muß es ihm ausnehmend gefallen haben und, wie Sterchi mir im Winter erzählte, verriet er ihm schon im vorigen Sommer eine besondere Liebhaberei für einsame Höhenpunkte und eine großartige Gebirgsszenerie.

„Eines Tages nun erschien er auch zum erstenmal bei uns in Unterseen in der Office, und trug dem Direktor seinen Wunsch vor, ihm auf der Alp bei Sterchi, wohl eine gute Stunde vom Hotel entfernt, an einer bestimmten Stelle, über die er mit Sterchi einig geworden, ein kleines, aus festem Fachwerk bestehendes Schweizerhaus zu bauen. Er gab uns seine Ideen an, bezeichnete die Stelle genau wo es stehen sollte, und ebenso die Räumlichkeiten, die er beanspruchte. Der Direktor ging natürlich darauf ein, bestellte ihn einige Tage später wieder, und ich

mußte rasch die Zeichnung entwerfen, worauf wir auch unsern Preis festsetzten, der infolge der hohen Lage der projektierten Baulichkeit nicht gerade gering war.

„Der Amerikaner kam zur bestimmten Zeit wieder, erklärte sich mit dem Entwurf und Preise zufrieden, jedoch nur unter der Bedingung, daß wir sogleich ans Werk gingen und sein kleines Geheimnis treulich bewahrten, da er eben liebe, ganz ungestört von dem Geräusch der Welt ein solches abgelegenes Asyl zu besitzen.

„Als der Direktor auch das verheißen, erhielt ich im September vorigen Jahres den Auftrag, mich zu Sterchi zu begeben und mir die Baustelle überweisen zu lassen. Ich tat es, und als wir erst so weit gekommen und ich die nötigen Maße mit heruntergebracht, begaben wir uns an die Arbeit, um das gewünschte Haus zuerst hier unten zusammenzustellen. Natürlich waren wir lange vor Ablauf des Winters damit fertig geworden, aber wir konnten die Arbeit zum Aufstellen des Ganzen erst im März dieses Jahres beginnen, da uns das Wetter um diese Zeit ungemein begünstigte. Da war ich denn im März und April oben, und am 15. April war ich mit allem zustande gekommen. Es hat uns natürlich große Mühe gemacht, die einzelnen Baustücke eine so weite Strecke den Berg hinaufzuschleppen, allein da wir keine Kosten zu scheuen brauchten, so geschah es, und was Menschen, Pferde und Esel dabei leisten konnten, wurde in aller Eile und in bester Art geleistet.

„Als unser Amerikaner im September sein Haus bei uns bestellt, verschwand er und man sagte, er sei den Winter über nach dem Engadin gegangen, was mir aber nicht glaublich vorkam, zumal ich eine ganz andere Mitteilung erhalten, die mir viel wahrscheinlicher erschien und mir über den Winteraufenthalt des Amerikaners eine genügende Aufklärung gab. Ich hörte nämlich, daß ein unbekannter Fremder vom Oktober an oben in Sterchis Wohnhause auf dem Abendberg geblieben sei und mit den beiden Knechten, die dort stets überwintern, Kälte, Schnee und Einsamkeit geteilt habe. Zugleich drang auch das Gerücht zu mir, daß dieser Mann sich einen Jagdschein gelöst und überhaupt mancherlei Vorkehrungen getroffen habe, sich das Leben oben im Winter so angenehm wie möglich zu machen. Natürlich fiel mir dabei unser Amerikaner ein, und ich mag mich in der Annahme wohl nicht geirrt haben, daß er der Fremde gewesen, der auf dem Abendberg im Winter die Gastfreundschaft Sterchis genossen habe.

„Genug, mag er nun so lange gewesen sein, wo er will, am 16.

April dieses Jahres, dem dazu festgesetzten Tage, stellte sich unser Auftraggeber in unserer Office pünktlich ein und zwar schon um sechs Uhr morgens, nachdem er dem Direktor sein Eintreffen zu so früher Stunde schriftlich angezeigt. Er fragte, ob sein Wunsch in Erfüllung gegangen und sein Haus fertig sei.

„Man konnte ihm eine bejahende Antwort zuteil werden lassen, und er erhielt die Schlüssel mit dem Bescheid, daß alles fix und fertig sei. Er bezahlte den bedungenen Preis mit einer Anweisung auf ein mit uns in naher Verbindung stehendes Bankhaus in Bern und — verschwand wiederum, wahrscheinlich, um in sein neuerbautes Haus zu ziehen, nachdem er, wie es hieß, auch verschiedene, genau nach unseren Maßen berechnete Möbel durch einen Tischler hatte anfertigen und nach dem Berge schaffen lassen.

„Mit Sterchi," schloß mein Berichterstatter seine kleine Erzählung, „habe ich über diesen sonderbaren Kauz nicht gesprochen, kann Ihnen also auch nichts Näheres über ihn mitteilen; wenn es Sie aber interessiert, mehr über ihn zu erfahren, so haben Sie ja die beste Gelegenheit dazu, wenn Sie auf dem Berge sind. Und sollte Ihnen einmal ein Fremder oben begegnen, der nicht mit Ihnen unter einem Dache wohnt, so werden Sie bald wissen, daß er unser geheimnisvoller Mann ist, der an der Brust leidet, wie man sagt, wenn er nicht, wie ich glaube, mehr mit dem Spleen behaftet ist; denn dort oben auf so unwirtlicher Höhe ein Haus zu bauen und mutterseelenallein darin zu leben, ist doch wahrhaftig ein Beweis, daß es nicht ganz richtig mit ihm — hier oben ist."

Der Ingenieur deutete dabei auf seine Stirn und schwieg, ich aber versetzte nach einigem Nachdenken:

„Ja, es gibt seltsame Menschen auf der Welt, und hier in der Schweiz kann man alljährlich eine große Blumenlese der allerseltsamsten halten. Nun, ich werde an Ihren Amerikaner denken, wenn ich oben bin, aber jetzt — sehen Sie, fängt es von neuem zu regnen an, und ich will mich lieber in unseren Omnibus setzen, der da eben öde und leer wie immer vom Brienzer See zurückkommt."

Nach diesen Worten reichte ich dem jungen Manne die Hand und stieg in den vorüberfahrenden Wagen, der sogleich vom Kutscher angehalten wurde, als er merkte, daß ich mit nach Hause wolle. Das eben Gehörte aber, so neu es mir war, schien mir nicht allzu interessant zu sein, um lange darüber nachzudenken; denn ich war auf meinen Reisen

in der Schweiz schon oftmals auf Ausländer gestoßen, die die Einsamkeit liebten und sich an verschiedenen Stellen des wunderbaren Landes angesiedelt hatten, ohne sich in ein besonderes Geheimnis zu hüllen, was mir auch hier mehr in der Einbildung der Menschen als in Wirklichkeit zu bestehen schien.

3.

Als ich gegen Abend dieses Tages im trübsten Regenwetter mit dem Omnibus in Beau-Site vorfuhr, langte soeben auch ein Wagen mit den drei Engländerinnen und Ned, dem Neger, vor demselben an. Sie waren trotz Nebel und Regen nach dem reizenden Mürren gefahren, natürlich ohne die geringste Ausbeute auf ihrem Ausfluge gewonnen zu haben. So unangenehm mir und den übrigen Gästen das anhaltend böse Wetter war, sie selbst schienen sich darum noch immer nicht im geringsten zu kümmern, und jeden Tag, morgens oder gleich nach Tisch, hatten sie einen weiteren Ausflug unternommen, und niemals beklagten sie sich am Abend, wenn wir beim Tee zusammentrafen, daß sie nichts gesehen, und es wollte mir am Ende scheinen, als ob sie nicht ausführen, um etwas Neues und Schönes zu sehen, sondern nur um die Zeit hinzubringen und den Tag zu töten, der uns allen bei dem ungestümen Wetter freilich oft lang und trostlos genug vorkam.

Bei diesem seltsamen Verhalten, das ich im stillen mit leisem Kopfschütteln beobachtete, wollte es mich bisweilen bedünken als ob die mir geklagte Kränklichkeit der älteren Dame, die so sehnlich nach einem in der Nähe wohnenden Arzte verlangt hatte, nicht so bedeutend sei, da sie sich ohne Unterlaß jeden Tag von neuem der kalten Nebelluft und dem fast unablässig niederströmenden Regen preisgab; denn wer so wie sie gegen die allgemeinen Regeln des gesunden Menschenverstandes fehlte, mußte erwarten, daß endlich einmal die Krankheit hereinbrechen würde, die sie, wie ich annehmen mußte, gerade zu beseitigen nach dem sonst gesundesten und allen Leidenden wohltätigen Orte der Schweiz gekommen war.

Indessen glaubte ich, bei genauerer Beobachtung der drei Damen mit der Zeit doch eine bestimmte, wenn auch ganz allmählich zu Tage tretende Wirkung des schlechten Wetters auf den Mienen und in dem Verhalten derselben wahrzunehmen. Von jeder bei so schlechtem Wetter unternommenen Partie, die sich nach allen Richtungen erstreckten, kehrten sie, wenn nicht verstimmter, doch enttäuschter und trauriger zu-

rück. Sie wurden, obwohl sie bisweilen einen kleinen Ansatz zu lebhafterer Mitteilung gegen mich versuchten, von Tag zu Tage schweigsamer, verschlossener und schienen sich ganz ihren sie beengenden Gedanken hinzugeben, was sich namentlich auf den Gesichtern der Mrs. Duncan und Mary Markhams kenntlich genug abspiegelte.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß ich trotz unserer häufigen Zusammenkünfte nur sehr langsam mit ihnen näher bekannt wurde. Ob absichtlich oder nicht, das konnte ich mir damals nicht entziffern, legten sie gegen jedermann, der in ihre Nähe trat, ein kühles Verhalten an den Tag, das nicht selten an eine Art vornehmer Gleichgültigkeit und Zurückhaltung streifte; und da die wenigen vorhandenen Gäste ihnen darin gewissenhaft nachahmten, so stellte sich zwischen beiden Parteien durchaus kein erwünschtes und unter Bewohnern einer und derselben Pension sonst so gewöhnliches gemütliches Verhältnis heraus. Gegen mich indessen beobachteten sie, wie mir oft schien, nur ein wohlüberlegtes, schweigsames und abwartendes Verhalten; und da sie bemerken mochten, daß ich ihnen gegenüber sehr zurückhaltend blieb und mich nur dann um sie bekümmerte, wenn sie zur persönlichen Mitteilung geneigt waren, blitzte in ihren Augen nur von Zeit zu Zeit ein teilnehmenderer auf mich gerichteter Blick auf, und wenigstens Miß Duncan bemühte sich dann, mir durch einige freundliche Worte zu beweisen, daß sie nicht ganz unempfindlich gegen meine stille Teilnahme sei, was ich ihr auch bisweilen bemerklich machte, wenn gerade sie allein sich gegen mich beklagte, daß das traurige Wetter ein trostloses sei und sie in keiner Weise in Unterseen und Interlaken gefunden, was sie doch so sicher und bestimmt erwartet hatten.

Aber dabei war mir und auch Ruchti nur das auffallend, daß sie uns bei ihren seltsamen Unternehmungen und Ausflügen niemals um Rat fragten, was doch so natürlich und so leicht auszuführen gewesen wäre. Wenn wir beide einmal bestimmt glaubten, sie würden am nächsten Tage zu Hause bleiben und durch den drohenden Regen sich abhalten lassen, eine neue Tour anzutreten, oder wenigstens eine Frage äußern, ob es geraten sei, eine oft weite Fahrt zu unternehmen, so traten sie plötzlich mit der Forderung nach einem Wagen auf, und ehe ich es mir versah, waren sie fortgefahren, den armen Ned immer mit sich nehmend, der seit acht Tagen noch niemals mit trockenen Kleidern nach Hause gekommen war.

So wandte ich mich denn allmählich von den mir anfangs so in-

teressanten Personen mehr und mehr ab und beschäftigte mich mit etwas meiner Natur Zusagenderem als mit Menschen, deren Art und Weise ich nicht begreifen konnte, und die mir sämtlich Sonderlinge höchster Gattung zu sein schienen, wie mir dergleichen schon oft auf meinen Reisen und gerade unter den Zugehörigen britischer Nationalität vorgekommen war.

Erst am zehnten Tage unseres Beisammenseins — und es war wieder ein düsterer und nebelreicher Regentag — wurde ich von neuem aufmerksam auf sie, und sie forderten abermals meine Neugier in hohem Grade heraus; denn an diesem Tage, morgens um acht Uhr, als sie wieder in ihren Wagen gestiegen und fortgefahren waren, gab mir Ruchti einen verstohlenen Wink, und als ich ihm in seine Office folgte, sagte er, mit seinem gutmütigen und doch feinen Lächeln den Kopf schüttelnd:

„Ich weiß nicht, wie es kommt, Herr Doktor, aber diese Damen, die ich vom ersten Tage an mit scharfem Auge beobachtet, kommen mir alle Tage seltsamer und rätselhafter vor. Ich weiß nicht mehr, was ich aus ihnen machen soll, und sie teilen sich niemandem mit, wie es doch sonst wohl unter ihren Verhältnissen so natürlich und ihnen auch zuträglich wäre. Bisweilen möchte ich denken, sie seien schon häufig hier gewesen und kennten jede Oertlichkeit so genau wie Sie, ohne danach fragen und forschen zu brauchen, und dann wieder verraten sie doch eine so große Unkenntnis aller unserer Verhältnisse und Zustände, daß ich in meiner ersten Annahme wieder zweifelhaft werde. Endlich aber bin ich doch in meinen Gedanken über sie mit mir einig geworden, und Sie werden mir gewiß beistimmen, wenn ich Ihnen verrate, was ich über sie in Erfahrung gebracht. Mit einem Wort: sie scheinen mir bei ihren anscheinend zwecklosen Ausflügen rings um Interlaken herum doch einen bestimmten Zweck zu verfolgen und sich weit weniger um ihr Vergnügen dabei zu bekümmern als alle übrigen Reisenden, die bei mir einkehren. Meine Gründe dafür will ich Ihnen jetzt entwickeln. Wie mir nämlich alle Kutscher sagten, die sie bisher gefahren, begeben sie sich jedesmal, wohin sie auch kommen, immer zuerst zu dem Gemeindepräsidenten des Ortes, lassen sich, sobald sie an Ort und Stelle sind, vor deren Haus bringen und bleiben längere Zeit mit ihnen in eifriger Beratung. Kommen sie dann wieder zum Vorschein und steigen ein, um nach dem ersten besten Gasthause zu fahren, so sehen sie, wie mir namentlich mein alter Jakob, der sie sehr oft kutschierte, erzählte, sehr

verstört und traurig aus, und niemals haben sie ihn, wie es alle übrigen Gäste tun, nach dem Wetter oder nach irgendeiner hervorstechenden Oertlichkeit gefragt. Nun, anfangs, als ich das hörte, glaubte ich, sie suchten irgendwo eine ihnen zusagende Stätte zu einer längeren Niederlassung, aber ich komme immer wieder davon zurück; denn wenn sie sich irgendeinen Ort hierherum zur längeren Ansiedlung wählen wollten, müßten sie doch vor allen Dingen seine Lage und Umgebung überschauen können, und das ist bei diesem abscheulichen Nebelwetter ja gar nicht möglich. Sie sehen sich überhaupt gar nichts an, sprechen nur mit dem Gemeindepräsidenten und sitzen dann unbeweglich und still wie hier nachher im Gasthause zusammen und rühren kaum die Speisen an, die sie sich vorsetzen lassen. Nur in Grindelwald und Lauterbrunnen, so erzählt mir Jakob, haben sie noch etwas anderes getan. Als sie dort im ‚Adler' und ‚Steinbock' gespeist, haben sie sich die Fremdenführer herbeirufen lassen und mit ihnen eine lange Unterredung geführt. Kopfschüttelnd seien dieselben wieder aus dem Zimmer der Damen gekommen und hätten lange untereinander geflüstert; aber Jakob hat nie erfahren können, was zwischen den so eifrig miteinander Verhandelnden vorgegangen. Was soll man denn nun davon denken, frage ich Sie, he? Das muß doch irgend etwas zu bedeuten haben, und es muß — ja, es muß ein bestimmter Grund vorliegen, warum sie so eigenmächtig handeln, meinen Sie nicht auch?"

Ich stand, in stilles Sinnen versunken, vor dem mitteilsamen Mann und wußte in der Tat nicht, was ich ihm antworten sollte. „Ja, was soll man davon denken?" sagte ich endlich. „Es sind eben seltsame Leute, und sie allein werden wissen, was sie zu einem solchen Verhalten veranlaßt. Ich habe mir auch schon den Kopf über sie zerbrochen, aber was hilft das alles? Die starre Rinde, die sie um ihr Wesen gezogen, kann man nicht mit Gewalt durchbrechen, und so warte ich geduldig ab, bis sich der Kern von selbst aus der harten Schale löst und mich erkennen läßt, wer sie sind, was sie vorhaben und warum sie sich so seltsam benehmen. Nicht wahr, habe ich nicht recht?"

„Ja, gewiß haben Sie darin recht," lächelte Ruchti herzlich auf, „und was mich betrifft, so bin ich auch so geduldig wie einer; nur sehe ich es doch nicht gern, daß Gäste in meinem Hause so viel Geld unnütz verschwenden und am Ende heißt es immer: Wir haben in Beau-Site doch etwas viel gebraucht. Das kann mir nicht angenehm sein, Herr Doktor."

„O, wenn das Ihre Sorge ist," erwiderte ich, „so lassen Sie die ein für allemal fahren. Am Gelde scheint diesen Leuten gerade sehr wenig gelegen zu sein, sie besitzen gewiß genug, um es an verfehlte Spazierfahrten wegwerfen zu können, und am Ende ist ja das Geldausgeben ihre alleinige Sache. Indessen, etwas gespannt bin ich doch, worauf das alles hinauslaufen wird, und, geben Sie acht, einmal kommt die Aufklärung gewiß, wenn sie auch lange auf sich warten läßt; denn ich bin noch niemals wochenlang mit jemandem in einem Hause gewesen, der nicht einmal vergessen hätte, den Riegel vor der Tür seines Herzens zu schließen, und — darauf können Sie sich verlassen, ich werde meine Augen scharf aufmachen, um durch die entstehende Spalte zu sehen."

„Nun, das glaube ich auch," versetzte mein Wirt wieder lachend, „haben Sie doch schon so manches Rätsel gelöst, was sich in meinem Hause an- oder abgesponnen hat. Haha! — Doch nun will ich Ihnen noch etwas anderes und Angenehmeres sagen. Haben Sie heute schon das Barometer beobachtet?"

„Nein!" sagte ich rasch, und unwillkürlich blickte ich nach dem Nebelchaos der Ferne empor.

„Nun, dann werden Sie Ihre Freude haben. Es fängt langsam, aber stetig an zu steigen, und sobald die erste Brise oder gar ein Föhn kommt, den wir bei dieser Kälte schon vertragen könnten, wird der Nebel der Sonne weichen müssen. Geben Sie acht!"

„Gott gebe es!" sagte ich aus vollem Herzen und fühlte mich mit einem Male wunderbar erleichtert. „Angenehmeres könnte mir nicht begegnen, und wir alle würden unsern Teil an der neuen Freude haben. So will ich denn einmal nach dem oberen Korridor gehen und vom dortigen Fenster aus unsern Wetterpropheten, den Riesen, mustern, und wenn der seine Nebelkappe schwinden läßt, fasse ich neue und festere Hoffnung."

Mit diesen Worten verließ ich meinen Wirt und stieg zwei Treppen hoch nach dem oberen Korridor empor, von wo ich den ganzen westlichen Horizont, von dem fast alle Unwetter herkommen, mustern konnte; aber noch gewahrte ich keine heilsame Veränderung und noch nicht ganz aufgemuntert, trotz des steigenden Barometers, kehrte ich wieder in mein Zimmer zurück, um mich an meine Arbeit zu setzen und durch Denken und Schreiben die Unlust zu bewältigen, die sich allmählich auch in mein Herz gedrängt hatte.

Allein, endlich sollte denn doch die Stunde unserer Befreiung aus dem traurigen Element des Nebels und der Kälte geschlagen haben. Am nächsten Morgen, etwa um fünf Uhr, als es im Freien bei der dicken Luft noch ziemlich düster war und nur ein falbes Licht in mein unverhangenes Fenster fiel, lag ich im Bett und besann mich, ob ich aufstehen oder noch eine Stunde im süßen Nachschlummer verbringen solle. Da, gerade als ich mich schon zu letzterem Entschlusse neigte, vernahm ich plötzlich das Erwachen eines heftigen Windstoßes im Freien. Er rüttelte hörbar an meinen seitwärts befestigten Fensterläden und rauschte laut und immer lauter in den Bäumen des Gartens, der vor dem Hause lag. Ich sprang, wie von einer elastischen Feder bewegt, sogleich empor, denn dieses Windes Rauschen, das mir einen Wechsel in der Witterung anzeigte, klang wie die köstlichste Musik in meinen Ohren, da es bisher vollkommen windstill gewesen war und die Natur sich widerstandslos dem träge auf ihr lastenden Druck des undurchdringlichen Nebels hingegeben hatte. Ja, es war, wie ich vermutet, denn als ich bald darauf ans Fenster trat, sah ich, daß eine merkliche Bewegung in den vorher so ruhigen Lüften eingetreten war. Die Baumzweige und Sträucher regten sich lebhaft, die Blätter rauschten, und selbst die an den Felswänden festklebenden und bis zu ihrem Fuß reichenden Nebel waren in sichtbare Bewegung geraten. Dichte, massige Wolken, hell und dunkelgrau gefärbt, wogten und rollten in schneller Aufeinanderfolge von Süden heran, eine drückte die andere ins feuchte Tal nieder, und sie flogen in rundlichen Ballen oft so tief über die untersten Felshänge hin, daß es aus der Ferne aussah, als könnten die daselbst wohnenden Menschen sie mit den Händen greifen.

Dies merkwürdige und interessante Schauspiel hielt den ganzen Tag an; als ich aber am nächsten Morgen die Augen aufschlug, sah ich mein ganzes Zimmer von einem so hellen Lichtstrahl überflutet, wie ich ihn gar nicht mehr zu kennen glaubte. Rasch warf ich nun von meinem Lager aus einen Blick nach dem Fenster, und da sah ich die ganze große Welt in strahlender Schönheit vor meinen Augen liegen. Wie hingezaubert stand die „Jungfrau", von ihrem höchsten im blauen Aether sich verlierenden Gipfel bis zu ihrem Fuß herab, so weit er von hier aus sichtbar war, schneeweiß in voller, gleichsam bräutlicher Pracht vor mir; neben ihr, nicht minder feierlich in weiße Gewänder gehüllt, ihr treuer Wächter, der ernst blickende gewaltige „Mönch", und die Gauli- und Gießengletscher der Jungfrau rieselten ihre bläulich schim-

mernden Eishänge in so strahlender Majestät in das Trümmletental nieder, wie ich sie nie gesehen zu haben glaubte, und auf allen Schneefeldern, die mir vor Augen lagen, funkelte es wie von Millionen Diamanten, in denen sich die eben heraufsteigende Sonne spiegelte, als freue sie sich, auch einmal wieder einen so köstlichen Anblick zu haben und ihren Tageslauf mit triumphierender Siegermiene beginnen zu können. Weit näher zu mir heran aber zeigten sich die bald dunkel violett, bald bläulich oder smaragdgrün gefärbten Vorberge dieser gewaltigen Riesen, links die gigantische Faulhornkette und rechts der liebliche Abendberg. Nach letzterem, meiner Sommer-Bergheimat, richtete ich mein wonnetrunkenes Auge zuerst empor, aber noch war von seinen grünen Matten auf der Höhe wenig zu sehen, denn der neidische Schnee bedeckte auch seinen Gipfel, und nur mit Mühe fand ich an der bekannten Stelle das Haus Meister Sterchis auf, das, im Tageslicht sonst so blendend weiß, heute inmitten eines frischen Schneefeldes fast grau und trüb erschien.

Von diesem schönen Morgen an begann das Leben in Interlaken und Unterseen seine größeren Wellen zu schlagen, als ob man schon in der Ferne den frischen Pulsschlag der großen Natur im voraus fühle und sich nun rascher und fester an das Herz der Alpenwelt schmiegen wolle. Schon am Mittag dieses ersten Tages brachten die Dampfer von Brienz und Thun eine Menge Menschen heran, und als die von dem Thuner See kommenden und an Beau-Site vorüberfahrenden Wagen sichtbar wurden, sah man nur heitere Gesichter darin, und alle bereits in der Pension Wohnenden standen nun glücklich und froh stundenlang im warmen Sonnenschein vor der Tür und schauten mit Ferngläsern nach den Eisbergen empor, und in Wahrheit, sie taten recht daran, denn etwas Schöneres und Labenderes als einen solchen Anblick nach langem trostlosen Nebelwetter mag es wohl nur selten in der Welt geben.

Nun ließ es auch mich nicht mehr lange in dem sonst so behaglichen Hause. Ich nahm mir einen raschen Einspänner und fuhr fast den ganzen Tag in Interlaken und der Umgegend umher, alles zuerst im Fluge und im ganzen begrüßend, was ich nachher bei ruhiger Fußwanderung genauer und im einzelnen betrachten wollte.

So vergingen mir die Tage rasch wie im Fluge. Ueberall wohin ich kam, außerhalb und innerhalb des paradiesischen Kastortes, fand ich alles voll eben angekommener und freudetrunkener Gäste. Die Kell-

ner saßen nicht mehr faulenzend auf den Bänken vor den Türen, die Wagen kehrten nicht mehr leer von den Halteplätzen der Dampfer an den Seeen zurück, ja auf den Landstraßen hatte sich das Leben in vollster Blüte entwickelt. Auch unsere Pension hatte sich bei dem andauernd schönen Wetter gleichzeitig mit allen übrigen Gast- und Wohnhäusern in Interlaken allmählich gefüllt. Alltäglich kamen neue Gäste an, die meisten über den Thuner See, also direkt aus Deutschland, England, Frankreich und den angrenzenden Ländern. Bald wimmelte es im grünen, so reich mit Blumen geschmückten Vorgarten und in den großen Sälen von Gestalten und Physiognomien aller Art; die langen Tafeln im Speisesaal waren mit jungen und schönen, mit alten und häßlichen Menschen der verschiedensten Nationen und Stände dicht besetzt, und man hörte nicht mehr bloß das Klappern der Teller, der Messer und Gabeln, sondern ein lautes verworrenes Gesumme ließ sich aus allen Ecken vernehmen, zehn verschiedene Sprachen wurden mit einem Male laut, und je bekannter die Gäste allmählich miteinander wurden, um so lebhafter wurde die Unterhaltung, und ungezwungene Heiterkeit herrschte auf allen Gesichtern, wohin man blicken mochte, etwa die drei Engländerinnen ausgenommen, die mit mir zugleich gekommen waren, noch immer ihre alten Plätze mir gegenüber behaupteten, sich wie bisher von jedermann fern hielten und nicht die geringste Neigung blicken ließen, sich irgend jemandem gesellig anzuschließen.

Vater Ruchti war die Seele von allem, und überall sah und hörte man ihn. Meist in der Office sitzend und mit seinen Töchtern arbeitend, wurde er zu jeder Stunde von fragenden, bittenden, fordernden Gästen belagert, und ich mußte oft die lammesmütige Geduld des guten Mannes bewundern, mit der er jederzeit den sich ewig wiederholenden gleichen Fragen begegnete und zum hundertstenmal an einem Tage bewies, daß man nach der Wengernalp oder Mürren, wie man verlangte, nicht fahren könne, und daß die Dampfschiffe zu derselben Zeit abgingen und einträfen, wie es auf den groß und leserlich genug gedruckten Zetteln an allen Ecken des Hauses zu lesen war.

Auffallend war mir, daß unter den anwesenden Gästen in diesem Jahre nur die wenigsten Deutsche waren, und unter diesen begegnete mir — glücklicherweise — kein alter Bekannter, da ich in der Fremde einmal gern nur mit Fremden verkehre, während ich der Bekannten zu Hause ja die Fülle habe. Auch die Franzosen, noch an dem Weh ihres eben beendigten Krieges käuend, waren sehr sparsam erschienen, um so

zahlreichere Scharen aber hatten das reiselustige England und die ihm darin wenig nachstehenden nordamerikanischen Freistaaten gesandt. Auch Holland hatte es nicht versäumt, uns einige besonders liebenswürdige Exemplare zur Musterung vorzustellen, und unter den nördlichen Europabewohnern zeichneten sich neben den Dänen und Schweden am meisten die Russen aus, die in ganzen Karawanen in das südliche Ausland zu pilgern pflegen und überall ein Stück Tartarei oder Sibirien mit sich herumschleppen, um mit ihren seltsamen Physiognomien, Kleidungen und Haartrachten uns nicht viel weniger Stoff zur Betrachtung zu bieten als die darin unübertrefflichen Engländer, die sich im Laufe des Winters vorzugsweise damit zu beschäftigen scheinen, mit welchen niegesehenen Vermummungen, Reiseutensilien und Gewohnheiten sie die Barbaren des Festlandes überraschen und unterhalten wollen.

Je mehr Engländer aber in Beau-Site eintrafen — und ich beobachtete das wohl mit stetig wachsendem Interesse — um so mehr hielten sich die drei englischen Damen von dem allgemeinem Verkehr zurück, und ich glaubte nur zu deutlich zu gewahren, daß ihnen unter allen Anwesenden gerade ihre eigenen Landsleute die lästigsten waren. Sie wichen nicht nur, wie es mir schien, jeder Berührung und Unterhaltung mit ihnen, sondern sogar ihren Blicken aus und suchten mit besonderer Vorliebe irgendeine abgelegene tief beschattete Laube auf, wo sie von niemandem gesehen und am wenigsten von dem stürmischen Anlauf der überall umher Suchenden gestört werden konnten.

Was mein eigenes Verhältnis zu ihnen bis dahin betrifft, so beschränkte es sich darauf, daß ich täglich mehrmals einige Worte mit ihnen wechselte, nur Miß Mary Markham hatte noch nie eine Silbe an mich gerichtet, selbst wenn ich bei Tische meine Blicke forschend auf sie hinwandte und sie zu irgendeiner Rede, um nur einmal ihre Stimme zu hören, veranlassen wollte. Die Mutter dagegen war etwas gesprächiger geworden, und Miß Lucy sprach mir unverhohlen ihre Freude aus, daß ich ihnen zu einer so guten Pension geraten, deren Umgebung so frisch und ländlich, deren Aussicht so wunderbar reich und schön und deren Wirt ein Muster unter den Wirten sei. Im großen Salon erschienen sie nie, selbst spät abends nicht, wenn alles die plötzlich hereingebrochene Kühle draußen floh und sich um das häufig gespielte Piano und die dasselbe umstehenden Sänger und Sängerinnen versammelte, nein, sie suchten immer zeitig ihre Gemächer auf, es unschwer erraten

lassend, daß sie von ihren weiten Ausflügen ermüdet zurückgekommen seien, die sie noch jeden Tag unternahmen und dabei, wie ich hörte, jeden hervorstechenden Punkt berührten, als müßten sie alles Sehenswerte in ihrem Reisetagebuche verzeichnen.

4.

Jedoch sollte der Zeitpunkt meiner näheren Bekanntschaft mit diesen drei seltsamen Damen nun endlich gekommen sein und zwar bediente sich Gottes Vorsehung, der ja auch hier die Hand im Spiele hatte, eines kleinen Unfalls der Mrs. Duncan, um mich ganz allmählich heller in ein Verhältnis blicken zu lassen, welches mir bis dahin noch ganz unzugänglich und dunkel geblieben war.

Eines Tages war ich gegen Abend von einem weiten Spaziergange nach dem so reizend am Brienzer See gelegenen Bönigen, wo ich bisweilen meinen Kaffee zu trinken pflegte, ziemlich spät nach Hause gekommen, als mir Ruchti in seiner Office erzählte, daß die drei Engländerinnen soeben von Mürren zurückgekehrt seien, wo sie nun schon drei- oder viermal gewesen waren, und Mrs. Duncan sich so unwohl befinde, daß sie kaum aus dem Wagen nach ihrem Zimmer habe gelangen können.

Ich wunderte mich über diese Mitteilung nicht. Ich hatte die alte Dame in den letzten Tagen oft im stillen beobachtet und nach dem Ausdruck ihres Gesichts und ihrer gebrochenen Haltung sie nicht nur körperlich leidend, sondern auch, wie von zunehmendem Kummer mehr denn je geistig niedergebeugt gefunden. Ja, letzteres lag so greifbar auf ihren sprechenden Zügen ausgedrückt, daß ich dieses geistige Leid für das größere von beiden und vielleicht sogar für die einzige Ursache ihres leiblichen Uebelbefindens zu halten geneigt war. Jedoch hatte ich nicht weiter darüber nachgedacht und noch weniger meinen Beistand angeboten, denn ich gehöre nicht zu den Aerzten, die selbst auf Vergnügungsreisen nicht vergessen können, daß sie „praktizierende" Aerzte sind, und die, von ihrem medizinischen Fanatismus gestachelt, förmlich Jagd auf Kranke machen, um nur nicht aus der Uebung zu kommen und überall, wo sie nur etwas von einer robusten Gesundheit Abweichendes an ihren Mitreisenden wittern, mit ihrem unvergleichlichen Rat bei der Hand zu sein. Nein, zu dieser nicht gar seltenen Sorte von Aerzten gehöre ich nicht, und ich sehe es sogar sehr gern, wenn ich auf Reisen von Patienten verschont bleibe, da ich vor allen

Dingen dabei einmal vergessen will, daß ich ein Arzt und froh bin, einmal mir selbst in einer gesunden Welt zu leben, was mir zu Hause in dem mir dort zugewiesenen Wirkungskreise selten nach Wunsch zuteil wird.

Ueberhaupt wird das Interesse eines Arztes an einem Menschen ja erst dann in Wahrheit rege, wenn er in nähere Beziehung und Berührung zu und mit ihm tritt, das heißt, wenn dieser Mensch sein Patient wird und er ihm also auf seinen Wunsch raten und womöglich helfen soll. Hier aber war meine Hilfe, obgleich man sehr wohl wußte, daß ich ein Arzt sei, noch nicht in Anspruch genommen worden, man hatte mich nie, auch nicht durch die geringste Anspielung, merken lassen, daß man einen Rat von mir begehre, und so lag es in meinem ganzen Empfinden, mich in keiner Weise ihnen aufzudrängen, und ich hätte es vielleicht nur dann getan, wenn ich gesehen, daß irgendein Einschreiten von der Nächstenliebe durchaus geboten sei.

Dennoch aber will und darf ich nicht leugnen, daß ich bei meinem allmählich steigenden Interesse für diese drei Damen acht auf sie gab, wenn sie kamen und gingen, daß ich aufmerksam zuhörte, wenn sie sprachen oder sich geheimnisvolle Winke gaben und Blicke zuwarfen, die mir nur zu deutlich verrieten, daß ihre zur Schau getragene Trauer keine ungerechtfertigte und erkünstelte sei, sondern daß sie wirklich an irgendeinem inneren Druck, einem still getragenen Schmerz litten, der sie mich schon lange als keine gewöhnlichen Vergnügungsreisenden hatte erkennen und betrachten lassen. Natürlich forderte das von selbst meine Beobachtung heraus; ich hatte mir schon oft im stillen meine eigenen Gedanken über sie gemacht, wenn ich sie so still und eingekehrt, so kummervoll und traurig sich von der übrigen fröhlichen Gesellschaft abschließen sah, aber ich war trotz alledem doch weit davon entfernt, das Richtige zu treffen und den Schmerz im ganzen Umfange zu erkennen, der diese drei armen Frauen verfolgte und sie so namenlos unglücklich erscheinen ließ.

Indessen das sollte nun bald und wider Erwarten sehr schnell ganz anders kommen, und wenn mir im ersten Augenblick auch keine genauere Einsicht in ihre Verhältnisse gestattet wurde, so war doch aus ihrem Benehmen sichtbar, daß sie allmählich ein größeres Vertrauen zu mir gefaßt hatten, und sich mir zu nähern eine gewisse Neigung verrieten. Woher es eigentlich kam, daß dieses Vertrauen dann in raschem Steigen begriffen war, bis es zuletzt eine von mir nicht geahnte Höhe

erreichte, weiß ich heute noch nicht, wenn ich nicht annehmen will, daß zwischen manchen, bis zu einem gewissen Augenblick sich ganz fremden Menschen, wie durch einen höheren geheimnisvollen Drang, sich plötzlich ein sympathisches Einverständnis, eine durch nichts Aeußeres erklärte Neigung entwickelt, die endlich zu einem Ziele führt, wie es auch uns beschieden war, und dessen Resultat mich noch heute mit einer namenlosen inneren Zufriedenheit erfüllt, die Balsam für manche andere Wunde ist, die mir das Schicksal geschlagen.

Und so will ich denn einfach erzählen, wie und wodurch ich mit den mir bis jetzt nur äußerlich interessanten Personen auch innerlich in viel nähere Berührung geriet.

Die drei Damen erschienen an dem bezeichneten Abend weder beim Tee, noch später im Salon oder vor der Tür, wo die jüngere Welt sich versammelt hatte, um den glorreichen Sternenhimmel zu betrachten und die kreideweiße Jungfrau mit ihren Gletschern zu bestaunen, auf die der langsam sich füllende Mond soeben seinen bläulich magischen Schimmer geworfen hatte. Ich, der ich ungewöhnlich ermüdet war, denn es war ein sehr heißer Tag gewesen, und ich hatte einen mehrere Stunden langen Weg zu Fuß zurückgelegt, wollte mich einmal etwas früher als sonst zu Bett legen, um noch Herzenslust auszuschlafen. So stahl ich mich denn heimlich von der Gesellschaft fort, die mich noch festzuhalten versuchte, und stieg unbeachtet die nach meinem Stockwerk führende Treppe hinauf. Oben auf dem Korridor aber, wo schon lange die Gaslampen brannten, begegnete mir Nelly, die kleine zierliche Negerin der Engländerinnen, die in ihrem schwarzen Traueranzug und mit ihrem ebenholzfarbigen Gesicht einem düsteren Schatten glich, obgleich die angeborene Heiterkeit ihrer Züge gar oft ganz seltsam damit in Widerspruch stand. Als sie mich langsam daherkommen sah, nickte sie mir fast kindlich freundlich zu, was sie alltäglich mehrmals tat, wenn sie mich irgendwo traf, da ich ja der erste Mensch war, mit dem ihre Herrschaft auf der Reise hierher oberflächlich bekannt geworden und mit dem sie alsdann wenigstens in einige persönliche Berührung geraten war.

„Guten Abend, Nelly!“ sagte ich in englischer Sprache. „Nun, wie steht es? Man sagt mir, daß Ihre Lady krank und leidend ist — ist das wahr?“

Sie blieb auf der Stelle stehen, sah mich mit ernstem Blick an und erwiderte:

„Ach, Sir, ja, es sein leider wahr — meine Missus sein sehr, sehr

krank, aber das sein sie jetzt eigentlich immer, und dabei so traurig — so traurig, daß gar nichts mehr auf der Welt ihr gefallen wollen, nein, gar nichts, Sir. O, das machen Ned und mich auch sehr, sehr traurig."

Als ich diese Worte aufmerksam angehört, fühlte ich mich von einer unwillkürlichen teilnahmsvollen Neugierde gedrängt, noch eine Frage zu tun, und so sagte ich: „Hat sie denn so vielen Grund, so überaus traurig zu sein?"

Die Negerin riß ihre funkelnden Augen weit auf, sah mich eine Weile mit einem erstaunten Blick groß an und sagte dann, indem sie ihre kleinen Hände leise zusammenlegte und fest gegen die Brust drückte:

„Ach Sir, ja, ja, sie haben sehr wichtigen Grund, so traurig zu sein, und sie sein schon ein ganzes Jahr so. Missus Duncan und meine arme Miß Mary am allermeisten, die doch so schön und so gut und so ungeheuer reich sein. Aber nun sein Missus auch noch dazu krank geworden, und das tun mir und Ned außerordentlich weh."

Ich wußte darauf nichts zu erwidern, und da ich nicht zu neugierig erscheinen wollte, weil ich befürchtete, die redselige Negerin möchte meine Fragen ihrer Herrschaft hinterbringen, so sagte ich nur:

„Nun ich wünsche, daß es bald besser mit ihr wird. Bringen Sie Ihrer Lady meine besten Empfehlungen."

Damit schloß ich meine Tür auf, während die Negerin dicht neben mir stehen blieb, mir fast vertraulich zunickte und dabei, indem sie freundlich lächelte, ihre schneeweißen Zähne zeigte, deren Glanz dem dunklen Gesicht ein ganz eigentümliches Gepräge verlieh. Ich nickte ihr auch noch einmal zu, und dann trat ich in mein Zimmer, das ich, wie gewöhnlich, auch diesmal in der Nacht unverschlossen ließ, da es mir noch niemals vorgekommen war, daß mich irgend jemand darin gestört, und der Portier bei Tagesanbruch meine Kleider aus dem offenen Zimmer zu holen gewohnt war.

Während ich mich nun langsam entkleidete, mußte ich wider Willen an die Worte denken, die ich soeben von Nelly gehört, und oftmals wiederholte ich mir: „Also sie hat wichtigen, sehr wichtigen Grund, daß sie so traurig ist! — Ja, das scheint mir auch schon lange so," fügte ich hinzu. „Aber was mag das für ein Grund sein? Sonderbare Leute sind es jedenfalls, und zu ihrem Vergnügen allein scheinen sie wahrhaftig nicht hierhergekommen zu sein. Doch, was könnte sie sonst so weit von ihrer Heimat fortgelockt haben, wenn es nicht der

Trieb nach Zerstreuung und der Wunsch nach Wiederherstellung ihrer Gesundheit war?"

Ich gab mich eine Weile meinen Gedanken darüber hin, selbst dann noch, als ich mich schon niedergelegt, aber ich konnte nichts, gar nichts ergründen, was mich auf irgendeine der Wahrheit entsprechende Spur geführt hätte.

So schlief ich denn bald darauf ein, fester denn je, aber ich mochte kaum zwei oder drei Stunden geschlafen haben, als ich durch ein erst sehr leises, dann lauteres Pochen an meine Tür wieder geweckt wurde. Ich fuhr aus meinem Schlummer empor und horchte mit allmählich erwachendem Sinn, ob ich auch nicht geträumt, und erst als das Pochen sich noch einmal lauter wiederholte, fragte ich, wer da sei und was man von mir wolle.

Da öffnete sich leise die Tür, und ohne daß ich jemanden sah, denn es war ziemlich dunkel im Zimmer, hörte ich nur, daß jemand durch die kleine Spalte zu mir sprach, und auf der Stelle erkannte ich der Negerin Stimme, die im bescheidensten, aber weinerlichen Tone flüsterte:

„Nelly bitten um Entschuldigung, Sir, daß Massa Doktor gestört werden. Aber meine arme Missus sein so sehr — sehr krank, und Miß Lucy lassen Massa Doktor recht herzlich bitten, der armen Missus mit Ihrem Rat beizustehen."

„Ich werde kommen," sagte ich rasch und griff schon nach den Zündhölzern, die auf meinem Nachttisch neben dem Lichte standen.

„Wissen Massa Doktor auch, wo Missus wohnen?" fragte die Negerin nur noch.

„Ja, in Nummero sechs, nicht wahr?"

„Massa Doktor sagen das Richtige — ja, da wohnen sie," sagte die Dienerin, sich wieder zurückziehend.

In zwei Minuten hatte ich Licht gemacht und begann mich schon anzukleiden. Mit welchen Gedanken, will ich hier unerörtert lassen. War ich doch ein Arzt, dem dergleichen schon oft begegnet, und auch hier, wenn meine Hilfe nötig, war ich gern zu helfen bereit. Vielleicht noch mehr als sonst, wenn ich ganz aufrichtig meine erste Empfindung aussprechen soll, obwohl mir der Grund davon noch lange nicht klar war.

Als ich mich fertig gekleidet und meine Haare einigermaßen geordnet, trat ich auf den Korridor hinaus, auf dem die ganze Nacht

zwei Gasflammen brannten, und leise schritt ich nach Nummero sechs, wo die kranke Engländerin wohnte.

Ich klopfte an die Tür, und fast augenblicklich wurde sie mir von innen geöffnet, und Miß Lucy Duncan trat mir in einem hellfarbigen Morgenkleide entgegen, während ihren blonden Kopf ein zierliches Häubchen mit lang herunterfallenden Bändern bedeckte. Im Zimmer selbst brannten mehrere Kerzen, und beim ersten flüchtigen Ueberblick bemerkte ich, daß es in bester Ordnung war und nirgends Kleidungsstücke oder sonstige Gegenstände umherlagen, die wahrscheinlich sämtlich nach der Negerin Zimmer geschafft waren.

In dem einen Bett des großen Gemachs, welches zwei Betten enthielt, und in deren jetzt leerem die Tochter der Kranken ihr Lager zu haben schien, während Miß Mary Markham im nächsten Nebenzimmer wohnte, lag die kranke Lady. Jene, auch in ein weißes Morgengewand gehüllt, saß mit fest in einander verschlungenen Händen auf einem Stuhl in der Nähe der Kranken, in einer Art Verzweiflung oder Angst, wie ich sie selten auf einem Menschenantlitz wahrgenommen, und doch hielt sie die Augen vor sich niedergeschlagen, und nur zuweilen warf sie einen hastigen Blick nach der Kranken und mir hinüber.

Auch auf dem Gesicht der Miß Lucy Duncan sprach sich tiefer Schmerz und eine große Sorge aus, und so kam sie rasch auf mich zu, reichte mir vertraulich ihre Hand und sagte:

„Ich bitte Sie recht sehr um Verzeihung, Sir, daß ich Sie mitten in der Nacht aus dem Schlafe wecken ließ. Aber wir befinden uns plötzlich in großer Not. Meine Mutter hat einen ihrer alten Anfälle von Brust- oder Herzkrampf, nachdem sie sich schon mehrere Tage sehr übel befunden, und in solchem Falle bedarf sie immer einer schnell eingreifenden Hilfe. Da erinnerten wir uns denn, daß Sie ein Arzt seien und sandten Nelly zu Ihnen, und da Sie immer so freundlich gegen uns gewesen, glaubten wir, daß Sie uns in unserer Not nicht verlassen würden."

Ich sprach einige, meine Bereitwilligkeit ausdrückende Worte und wandte mich dann zu der Kranken hin, die ich eine Weile ruhig betrachtete, worauf ich mir den zunächst stehenden Stuhl näher an ihr Bett rückte und mich ohne weiteres darauf niederließ.

Ich hatte sehr bald und ohne noch ein Wort mit ihr gesprochen zu haben, erkannt, daß die vor mir liegende Kranke fieberhaft aufgeregt sei. Ihr Puls, nach dem ich leise griff, bestätigte mir dies. Ihr Ge-

sicht sah unter der reich mit Spitzen besetzten Haube, die sie trug, fast entstellt aus, und eine Angst prägte sich auf allen Zügen desselben aus, wie man es selten bei nur leiblich Kranken findet, wenn sie sich nicht etwa in Erstickungsgefahr befinden. Daß dies hier nicht der Fall war, sah ich auf den ersten Blick, und so sagte mir meine Erfahrung, daß ich es hier zumeist mit einer von geistigem Schmerz geplagten Seele zu tun habe, was mir auch die Kranke selbst sehr bald bestätigte, indem sie mir gestand, daß sie schon so lange, wie sie hier wohne, nur selten ein paar Stunden in der Nacht geschlafen habe, und daß sie in und durch nichts auf der Welt die ihr so nötige Ruhe finden könne.

So begann ich denn mein Examen, ohne zuerst auf den letzteren Zustand hinzudeuten, und was ich allmählich in bestimmten Antworten auf meine Fragen erfuhr, ließ mich schließen, daß es sich für den Augenblick hier nicht um einen Brust- oder Herzkrampf, sondern um eine Art Explosion der Empfindung handle, die bei nervösen und an tiefem Herzweh leidenden Frauen nur zu oft hervorbricht, wenn sie lange vergeblich gegen den sie bedrängenden Feind angekämft haben, bis sie nicht mehr imstande sind, mit ihrem durch Gemütsbewegungen ernstester Art geschwächten Körper gegen seine Uebermacht standzuhalten.

Als ich mich überzeugt, daß kein anderer äußerer Grund, keine zufällig herbeigeführte Krankheitsursache vorhanden sei, deutete ich auf eine im Geiste oder Gemüte wurzelnde Aufregung hin, und augenblicklich sah ich, daß ich mich nicht geirrt, denn auf der Stelle bejahte mir die Kranke und deren Tochter, daß ich ganz recht habe, und daß die erstere hauptsächlich von Schmerzen gefoltert sei, die weit mehr in ihren zerrütteten Nerven, als in einem von außen herbeigeführten Grunde ihren Ursprung hätten.

Als wir soweit gekommen waren und die Anwesenden selbst zu erkennen glaubten, daß ich auf der richtigen Spur der augenblicklichen Hinfälligkeit Mrs. Duncans sei, kamen sie mir mit beistimmenden und einigen das Vorliegende erklärenden Erläuterungen entgegen, und da ich sie ruhig aussprechen ließ, gewann ich sehr bald die Ueberzeugung, daß ich die aufgeregten Nerven vor der Hand nur zu beruhigen und den vor allen Dingen nötigen Schlaf herbeizuführen habe. Das übrige würde sich schon weiterhin finden, sagte ich mir im stillen, und so ließ ich meine Gedanken auch laut werden und erklärte den Damen, daß ich die Kranke körperlich eigentlich wenig leidend fände, und daß sie

nur getrost sein solle, da ich mit Gottes Hilfe imstande zu sein hoffe, ihr das, was am meisten fehle, — Schlaf und mit ihm die innere Ruhe, — in einiger Zeit wiederzugeben.

Mutter und Tochter blickten mich bei diesen Worten, die ich nicht ohne Absicht mit einiger Bedeutung sprach, mit sichtbarer Erleichterung an; die erstere, deren Gesicht, während ich meinen kleinen Vortrag hielt, immer ruhiger und gefaßter geworden war, versuchte sogar, ein dankbares Lächeln blicken zu lassen, aber was mich dabei am meisten ergriff, war das Verhalten der Miß Mary Markham, die so vor mir saß, daß ich sie bequem im Auge behalten konnte, ohne den Kopf nach ihr hinzuwenden, und deren eben noch tief trauriges und vollkommen resigniertes, fast starres Gesicht eine ganz eigentümliche unwillkürliche innere Bewegung verriet.

Zum erstenmal nämlich, seit ich sie kannte und im geheimen beobachtet hatte, richtete sie ihr dunkles Auge voll und fest auf mein Gesicht, und es schien mir, bei diesem fast wie aus einer inneren Notwendigkeit hervorgegangenen Hinblicken auf mich immer größer und funkelnder zu werden. Dabei lag etwas Nachsinnendes und Forschendes darin, gleichsam als frage sie sich selber, ob sie mir unter Umständen wohl auch ein Vertrauen beweisen könne, wie es mir eben Mrs. Duncan bewies, und ob ich wohl wirklich der Mann wäre, der ein solches Vertrauen, wenn es vorhanden, zu rechtfertigen imstande sei.

Wie gesagt, das glaubte ich zu bemerken, da mich aber im Augenblick das Fräulein weniger beschäftigte als die kranke ältere Dame, so wandte ich meine ganze Aufmerksamkeit wieder auf diese hin und suchte, mit den freundlichsten Worten ihr aufgeregtes Gemüt zu beruhigen, wobei ich sie noch einmal auf die Notwendigkeit hinwies, sich vor allen Dingen dem Schlafe zu überlassen.

„O mein Gott, ja," rief sie lebhaft aus und hob die gefalteten Hände gegen mich empor, „ja, ja, der Schlaf ist es, der mir fehlt, ich weiß es nur zu gut, aber ich habe ja keine Ruhe dazu. Solange ich hier bin und nicht gefunden habe, was ich suche, flieht mich der Schlaf, und ich wälze mich friedlos nachts im Bette umher, und nichts, nichts auf der Welt kann ihn mir verschaffen."

„Ich will es doch einmal ernstlich versuchen," erwiderte ich. „Gedulden Sie sich nur einen Augenblick. Ich habe ein Mittel bei mir, welches Ihnen diesen Schlaf unzweifelhaft verschaffen wird."

Bei diesen Worten erhob ich mich und kehrte in mein Zimmer zu-

rück, wo ich meiner kleinen Reiseapotheke, die ich immer mit mir führe, das Mittel entnahm, welches mir jetzt für die geplagte Kranke am notwendigsten schien. Dies Mittel gab ich ihr selbst ein, und sie nahm es willig, und nachdem ich dann noch einige Verhaltungsregeln gegeben, entfernte ich mich, mit dem Versprechen, am nächsten Morgen mich nach dem Befinden meiner Patientin erkundigen zu wollen.

Es war nicht schwer zu erkennen, daß die ganze Krankheit der armen Frau in einer krankhaft gesteigerten Nervosität bestand, und daß in ihr eine hochgradige Gemütsverstimmung vorhanden war, die aller Vermutung nach auf mir noch unbekannten, in das ganze Wesen derselben tief eingreifenden schmerzlichen Erlebnissen beruhte; denn alle ihre Organe waren vollkommen gesund, jedes verrichtete seine ihm zugewiesene Funktion, und es kam also nur darauf an, diesen schmerzlichen Einwirkungen von außen her entgegenzuarbeiten. So war ich denn mit meinem Heilplan bald fertig und behielt mir vor allen Dingen vor, auf sanfte, aber konsequente Weise nach den Ursachen ihrer Angst und Unruhe zu forschen, die sie, wie auch Miß Mary Markham, deren jugendlicher Körper diesen Gegnern nur siegreicher widerstand, vom ersten Tage an an den Tag gelegt, und die selbst in gewissem Grade auf ihre, das Leben viel leichter erfassende Tochter übergegangen war. Und diese Forschung schien mir vor allen Dingen notwendig zu sein, denn es läßt sich schwer trösten, selbst für einen geschulten Arzt, der mit dergleichen Kranken viel zu verkehren hat, wenn man die Ursache eines so tief wurzelnden Trübsinns nicht kennt, und wenn man doch einmal Hilfe von mir verlangte und ich sie bringen konnte, wollte und mußte ich wissen, aus welchen Quellen die allgemeine und spezielle Trauer dieser Frauen entsprungen war.

Am andern Morgen war ich, wie immer, früh aufgestanden, und als mir Margarete, mein Stubenmädchen, das Frühstück auf mein Zimmer brachte, beauftragte ich sie, womöglich die Negerin Nelly aufzusuchen und sie zu fragen, wie es der alten Lady ergehe, wenn dieselbe schon munter sein sollte.

Anderthalb Stunden später war ich noch mit Briefschreiben beschäftigt, als die Negerin persönlich zu mir kam und mit ihrer treuherzigen Miene verkündete, daß ihre alte Missus noch fest schlafe, daß aber Miß Lucy ihr gesagt, die Nacht sei gut verlaufen, und mein gegebenes Schlafmittel habe die beste Wirkung gehabt.

Ich fühlte mich durch diese Mitteilung befriedigt und sagte der

Negerin, daß ich zwar mein Zimmer bald verlassen, aber mich unten im Garten in der Nähe des Hauses aufhalten würde. Sobald ihre Lady erwacht sei und mich etwa empfangen wolle, solle sie mich davon benachrichtigen.

Nelly, deren teilnehmendes und mir zugetanes Wesen etwas Rührendes an sich hatte, und die ich alle Tage mehr für ein treues und verständiges Geschöpf erkannte, erwies sich durch Mienen und Worte ungemein dankbar gegen mich und entfernte sich wieder, um ihren Pflichten nachzugehen. Ich aber begab mich ins Freie und trat meinen Morgenspaziergang im Garten an, der heute ungewöhnlich menschenleer war, denn bei dem schönen Wetter waren die meisten Gäste ausgeflogen und hatten nur die drei Engländerinnen, mich und einige alte Herren im Hause zurückgelassen.

Bald nach zehn Uhr, als ich vor der Tür saß und die Zeitung las, erschien die Negerin und lud mich mit strahlendem Gesicht ein, zu ihrer Lady zu kommen, die, wie sie in ihrer Freude sagte, schon vor einer halben Stunde ausgeschlafen habe und mich zu sprechen begehre, noch ehe sie das Frühstück eingenommen.

„Wie befindet sie sich denn?" fragte ich noch.

„O, Massa Doktor, Missus Duncan befinden sich wieder ganz wohl und sehen ganz anders als gestern aus." —

Ich begab mich sogleich zu der Kranken und fand, wie in der Nacht, die beiden jungen Damen bei ihr vor. Kaum aber hatte ich sie mit einigen Worten begrüßt, wobei mir Miß Lucy wieder die Hand gereicht, so verließen sie wie auf Verabredung das Zimmer, und ich sah mich mit der Kranken allein, was diese, wie mir schien, gewünscht haben mochte.

Auf den ersten Blick erkannte ich, daß in der Tat eine bedeutende Besserung eingetreten sei, wie ja bei nervösen Frauen Gesundheit und Krankheit oft im Fluge wechseln. Ihr edles feines Gesicht zwar war bleich, aber viel ruhiger und gehaltener, und von der namenlosen Angst, die sich in der Nacht gezeigt, war keine Spur mehr darauf zurückgeblieben.

Als ich mein Examen begann, hörte ich sehr bald, daß es in jeder Beziehung besser gehe. Sie habe zum ersten Male seit langer Zeit ununterbrochen geschlafen, sagte sie, und keine beängstigende Träume und Visionen wie sonst gehabt. Nur empfinde sie eine heftige Sehnsucht nach frischer Luft, und sie bitte mich, ihr zu erlauben, gegen Mittag

hinunter zu gehen, um unter den Bäumen hin und her zu wandeln und ihr Auge an den schönen Bergen zu laben.

Ich hatte dagegen nichts einzuwenden, hielt die Stunde aber für günstig, zunächst auf ganz behutsame Weise nach den eigentlichen Ursachen der inneren Angst zu forschen, die sie in der Nacht vorher geplagt. Wie ich es erwartet, wich sie mir zuerst geschickt aus, wandte sich in ihren Antworten hierhin und dorthin und gab mir durchaus keinen bestimmten Grund ihrer so scharf ausgeprägten Traurigkeit an.

Damit nun war ich natürlich nicht ganz zufrieden und, in ein weiteres Gespräch eingehend und mein mir vorgesteckes Ziel immer fest im Auge behaltend, stellte ich ihr milde vor, daß ich eigentlich ein größeres Vertrauen von ihr erwartet hätte; denn ich hätte es mir in der Tat vorgenommen, ihr zu helfen und ihr den Aufenthalt in der Schweiz so angenehm und ersprießlich wie möglich zu machen. Wenn ich aber diese Absicht erreichen wolle, müsse ich auch den eigentlichen Grund ihres Leidens kennen und sie meinem Wunsch darin zu ihrem eigenen Besten entgegenkommen.

Sie ging, als ich dies gesprochen, lange mit sich im stillen zu Rate, pflückte dabei unschlüssig an der Bettdecke herum und drehte an den kostbaren Diamantringen, die sie auf ihren feinen Händen trug.

„O ja," sagte sie endlich, „dieses Vertrauen habe ich wohl zu Ihnen, und ich glaube auch, daß es zu meinem Besten gereichen würde, wenn ich mich gegen einen teilnehmenden Menschen einmal ganz aussprechen könnte. Aber, Sir," fügte sie mit einem Male sehr erregt hinzu und fixierte mich fest dabei, „das geht doch nicht so rasch, und Sie müssen darin etwas Geduld mit mir haben. Meine Tochter ist zwar der Meinung, daß ich ein volles Vertrauen zu Ihnen haben könne, ja, daß ich es sogar in unserem eigenen Interesse doch einmal zu einem Menschen haben müsse, allein — wenn Sie wüßten — es wird mir so schwer, darüber zu sprechen! Und die traurigen Lebenserfahrungen, die ich gemacht, die große Kümmernis, welche mein Herz bedrückt, und die schmerzliche Täuschung, die ich bisher auch hier erfahren, haben mich so mutlos gemacht, daß ich, sonst eine so rüstige und gesunde Frau, die trotz ihrer fünfzig Jahre die größten körperlichen Strapazen ohne Mühe ertragen konnte, mit einem Male wie gebrochen bin und immer wieder in die trostlosen Beängstigungen zurückfalle, die mich nun schon seit mehr als einem Jahre verfolgen, und von denen Sie in dieser Nacht eine kleine Idee erhalten haben."

„So," sagte ich nach einer Weile, indem ich ihre unstet umherblickenden Augen festzuhalten mich bemühte, „Sie haben also viele Schmerzen, Sorge und Kummer in Ihrem Leben gehabt?"

Sie schaute mich plötzlich durchdringend an und griff dabei nach meiner Hand, die in ihrem Bereich lag. „O Sir," sagte sie mit sanfter, schwermütiger Kopfbewegung, „ich habe sie nicht allein gehabt, sondern — ich habe sie noch."

Ich nickte ihr teilnehmend zu und mich auf dem besten Wege zu ihrem Vertrauen glaubend, sagte ich rasch: „Dann sind Sie also, um sich zu zerstreuen, nach der Schweiz gekommen?"

Ihr blaues Auge ruhte jetzt prüfend auf meinem Gesicht, aber noch war sie nicht ganz entschlossen, mir alles sie Bedrängende zu gestehen, das erkannte ich sehr wohl. „Ach ja," sagte sie dann langsam und schaute wieder still vor sich nieder, „zum Teil bin ich auch darum hierhergekommen, aber auch — o, das ist ja der ganze Jammer meines Lebens — aus einem anderen und sehr wichtigen Grunde, den ich Ihnen heute noch nicht mitteilen kann — nein, ich kann es noch nicht, obwohl ich in meinem Herzen empfinde, daß ich es Ihnen einmal mitteilen werde und muß. Aber, so gut es mir hier auch gefällt, so schön die Lage des ländlichen Hauses ist und der Wirt mich in nichts beeinträchtigt, so fühle ich mich hier doch nicht so wohl, wie ich es erwartet und gewünscht. Mit einem Wort, es ist mir in diesem von so hohen Bergen eingeschlossenen Tale viel zu heiß, was ich nie gut vertrage. Ferner die vielen Menschen, die hier im Hause verkehren und alle Tage wechseln, beängstigen mich, und ich fühle mich stets am wohlsten, wenn ich mit meiner Tochter und Nichte allein bin. Außerdem belästigt mich das Rasseln der unaufhörlich vorüberfahrenden Wagen und der Staub den sie aufwirbeln. Das alles bin ich nicht gewohnt, das reizt meine angegriffenen Nerven jeden Augenblick von neuem, und ich sehne mich recht sehr nach einem viel stilleren und abgelegeneren Orte, wo ich mich ganz sammeln und mein mir einmal auferlegtes Unglück mit Fassung und Ergebung ertragen kann."

Sie schwieg, indem sie mich noch einmal mit einem mich fast rührenden Blick ansah; denn ich hatte dabei das Gefühl, als ob ihr Schmerz in der Tat ein großer und sie fast erdrückender sei. Da schoß mir mit einem Male ein Gedanke durch den Kopf, den ich bisher noch nicht gehabt, und ich sagte mit lächelndem Gesicht:

„Da sollten Sie es so machen wie ich. Mir wird es hier auch bald

zu heiß werden, und den Staub und das lästige Menschengewühl liebe ich ebensowenig wie Sie."

„Nun, was machen Sie denn?" fragte sie mit neugierig gespanntem Blick.

„Ich steige ganz einfach auf einen Berg und richte mir da eine bescheidene Wohnung ein. Dort oben, den Wolken viel näher, gibt es keine Chaussee, also auch keinen Staub; die Luft ist immer frisch und kühl, selbst bei großer Hitze im Tal erträglich, und in solcher Luft beruhigen und stärken sich die angegriffenen Nerven der Menschen unvermerkt, und nirgends wie dort fühlt man seine Kräfte so rasch wachsen und das Herz heiterer und ruhiger werden von Tag zu Tag."

„O," rief die geplagte Frau mit freudig erregter Miene, wie ich sie noch nie bei ihr gesehen, „das wäre ja herrlich! Und wie merkwürdig ist es doch: diesen Gedanken haben wir noch nicht gehabt, obgleich er so nahe liegt. Nur möchte ich," fügte sie mit wieder trauriger werdender Miene und leiser sprechend hinzu, „gern in der Nähe von Interlaken bleiben — ich habe meine Gründe dazu — und aus dem Berner Oberlande gehe ich unter keiner Bedingung fort."

„Das brauchen Sie auch nicht," versetzte ich. „Es gibt ja hier ganz in der Nähe zwei Berge, die vollkommen zu solchen sommerlichen Niederlassungen geeignet sind und allen Anforderungen entsprechen, die ein bescheidener Sinn an sie stellen kann."

„Welche sind denn das?"

„Das ist der Beaten- und der Abendberg. Der erstere liegt hinter, der letztere vor uns, und wenn Sie nachher ans Fenster treten, können Sie sogar von diesem Zimmer aus das Gasthaus auf dem Abendberge liegen sehen."

Mrs. Duncan war wieder in ein ernstes Sinnen versunken. „Welchen von beiden Bergen ziehen Sie vor?" fragte sie endlich langsam.

„Nun, es kommt darauf an, was man von solchem Bergaufenthalt verlangt. Die gute, urkräftige Luft ist beiden gemeinsam, nur ist sie auf dem Abendberge in der Regel noch frischer, da die Gletscher der Eisberge dort viel näher liegen und der ganze Berg nicht so gegen die Nord- und Ostwinde geschützt ist, wie sein gegenüberliegender Nebenbuhler, der Beatenberg. Ich für meine Person ziehe den ersteren unbedingt vor, weshalb ich ihn auch zu meinem alljährlichen Sommer-

aufenthalt wähle, obgleich er, wie jeder Ort in der Welt, auch einige Schattenseiten hat. Die Aussicht zunächst ist hier unendlich reichhaltiger und freier, da sie sich nach drei verschiedenen Seiten erstreckt, und das Auge alles, alles sieht, was dem menschlichen Gemüte einen Landaufenthalt in der Schweiz genußreich und lohnend machen kann. Nur gibt es auf dem Abendberge keinen einzigen ebenen Weg, der länger als hundert bis hundertfünfzig Schritt wäre; Sie müssen, wenn Sie spazieren gehen wollen, nach jeder Richtung in die Höhe steigen und klettern, aber dafür haben Sie ein völlig einsam gelegenes Wohnhaus, in dem, wenn es ganz voll ist, was selten der Fall, höchstens fünfzig Menschen Raum finden und die, wenn sie wollen, auf dem weiten Berge sich so zerstreuen können, daß keine Partei der andern im Wege ist. Dabei haben Sie einen prächtigen Wirt, eine hinreichend gute, kräftige Verpflegung und eine Luft, wie sie sich angegriffene Nerven nur wünschen mögen, und aus allen diesen Gründen halte ich den Abendberg für Naturen, wie die Ihrige ist, die an nervöser Abspannung leiden, sich erholen und kräftigen wollen, für geeigneter, während der Beatenberg, wo von allen Winden nur der Westwind gespürt wird, mehr Brustschwachen wohltun mag."

Die Kranke atmete während meiner längeren Auseinandersetzung, die ich ihr notwendig machen mußte, um sie in bezug auf einen solchen Bergaufenthalt nicht zu täuschen, wie ja die Bewohner der Ebene sich ihn nie in seiner ganzen Eigentümlichkeit vorstellen können, wiederholt erleichtert auf und sah dabei sinnend vor sich nieder.

„Ihre Schilderung des Aufenthalts auf Ihrem Berge klingt sehr verlockend," sagte sie dann, „und ich möchte es in der Tat auch einmal versuchen. Ich werde mit meinen Mädchen darüber sprechen; denn sie sollen auch mit zu Rate sitzen, da ich auch ihre Wünsche berücksichtigen muß. — Und Sie selbst gehen nach dem Abendberg?" fügte sie nach einer Weile nachdenklich hinzu. „O, das klingt für mich noch verlockender, und Sie werden gewiß nicht ohne hinreichende Prüfung Ihre Wahl getroffen haben. Aber — wissen Sie was? Ja, das will ich tun und gleich morgen soll es geschehen, wenn ich mich ganz von meinem letzten bösen Anfall erholt haben werde: da man nach dem Beatenberg fahren kann, so will ich es morgen tun und mir denselben ansehen. Doch ist es sehr seltsam, daß mir noch niemand etwas von diesen Bergen gesagt hat, ich hätte mich ja schon längst nach solchem stillen und frischen Aufenthalt umtun können."

„Haben Sie denn schon jemanden danach gefragt?“ warf ich mit einiger Zurückhaltung und doch unwillkürlich lächelnd ein.

„Nein, das habe ich allerdings nicht getan.“

„Nun, wer sollte Ihnen dann dazu geraten haben? Man muß, wenn man irgend etwas vornehmen will, was einem fremd oder unbekannt ist, bei damit vertrauten Menschen forschen und die nötigen Erkundigungen einziehen, und hätten Sie mich früher zu Rate gezogen, so würde ich Ihnen längst gesagt haben, daß Ihre häufigen Ausflüge in die Umgegend bei dem früher herrschenden Nebel- und Regenwetter fruchtlos und vergebens wären, daß Sie nichts, gar nichts von den Schönheiten der Natur sehen würden, ja, daß diese plan- und zwecklos unternommenen Ausflüge durch das düstere Aussehen der Landschaft nur dazu beitragen müßten, Ihre Verstimmung zu vergrößern, und daß Sie dabei in keiner Weise das finden würden, was Sie doch so begierig zu suchen schienen.“

Sie sah mich bei diesen Worten groß an, als hätte ich etwas sie tief Beschämendes oder sogar Verletzendes gesagt. Plötzlich aber senkte sie den Kopf, schüttelte ihn sanft und sagte dann, indem sie sich mit ihrem Tuche eine Träne zerdrückte, die ihr, ich wußte nicht warum, ins Auge getreten war:

„Sie haben in einem Punkte recht, Herr Doktor. Fruchtlos und vergebens waren unsere Ausflüge wohl, wenn sie meiner Gesundheit auch nichts geschadet haben, aber plan- und zwecklos waren sie gewiß nicht, das können Sie mir glauben. Nein,“ fuhr sie mit erhobener Stimme fort und sah mich dabei mit einem ganz eigenen Ausdruck von Energie an, „zwecklos waren sie unter keiner Bedingung, sie m u ß t e n sogar unternommen werden, sie waren ein Akt der Notwendigkeit, und dem unterzieht sich eine unglückliche Frau wie ich gern, ohne dabei nach ihren Vergnügungen zu fragen oder zu lebhaft an ihre Gesundheit zu denken.“

Als sie dies gesprochen, schwieg sie und schaute tief betrübt vor sich nieder, während nun ich sie meinerseits groß und forschend ansah; denn jetzt erkannte ich wohl, daß Ruchti recht gehabt, und daß sie bei ihren häufigen Ausflügen, selbst im übelsten Regenwetter, einen besonderen geheimnisvollen Zweck verfolge. Für jetzt indessen gab ich diesem Gedanken keine weitere Folge und brach die Unterhaltung ab, im stillen gewiß, daß ich nun doch bald das obschwebende Geheimnis ergründen würde. —

Am Mittag aber erschien meine jetzige Patientin wieder bei Tische, und niemand sah ihr an, daß sie eine so traurige Nacht gehabt und der qualvollsten Gemütsstimmung preisgegeben gewesen war; so groß war entweder die Selbstbeherrschung dieser schwer geprüften Frau oder so zäh und elastisch ihre Widerstandskraft, und wer sie nur oberflächlich beobachtete, würde nichts als die gewohnte Traurigkeit auf ihrem bleichen Gesicht wahrgenommen haben, während ich, der ich tiefer in ihr Gemüt schaute, doch schon einen leisen Schimmer mutiger Ergebung und hoffnungsvoller Zuversicht darin wahrzunehmen glaubte. Daß sie bereits mit den Ihrigen über die von mir angeregten Punkte gesprochen und ihnen vielleicht auch unsere ganze Unterhaltung mitgeteilt, merkte ich an dem heller blickenden Gesicht ihrer Tochter, und selbst Miß Mary Markham sah mich einigemal scheu, wenn auch flüchtig an, und auch in ihrem dunklen Auge lag eine gewisse Freundlichkeit, als ob sie in ihrem langsam wachsenden Vertrauen zu mir erstarkt wäre und sich nicht mehr so völlig dem düsteren Geiste überließe, der bis vor kurzem noch ihr ganzes Wesen beherrscht hatte.

* * *

Als ich am andern Morgen aus meinem Zimmer ins Freie trat und den fleißigen Wirt zuerst in seiner Office begrüßte, hörte ich von ihm, daß die drei englischen Damen schon um sieben Uhr nach dem Beatenberge gefahren seien, daß die Mutter zwar noch etwas bleich und leidend ausgesehen, aber ihm nicht mehr so traurig wie sonst erschienen sei. Ich nahm dies für ein Zeichen, daß es mit meiner Patientin rasch besser geworden; aber um auf ähnliche Zufälle in Zukunft vorbereitet zu sein, ergänzte ich auf meinem Morgenspaziergange meine arzneilichen Mittel in der Apotheke in Interlaken und war dabei der gegen mich ausgesprochenen Bitte der Kranken eingedenk, ihr am Abend wieder ein Schlafmittel zu reichen; denn der Schlaf, hatte sie mir gesagt, stelle sie immer bald wieder her und sei für sie die beste und wirksamste Arznei.

Den Tag über kletterte ich in den Bergen umher, und als ich endlich herzlich müde gegen Abend wieder in Beau-Site eintraf, berichtete mir Ruchti, daß die drei Engländerinnen schon lange von ihrer Fahrt zurück seien, und daß Mrs. Duncan schon zweimal die Negerin gesandt, um nach mir forschen zu lassen, und daß man mich sogleich zu ihr senden möge, sobald ich nach Hause gekommen sei.

Als ich dies hörte, glaubte ich schon, daß sie wieder kränker geworden, allein ich irrte mich; denn als ich bald darauf bei ihr eintrat, fand ich sie mit ruhiger und gefaßter Miene auf dem Sofa sitzen, und die beiden jungen Damen, mit einer feinen Handarbeit beschäftigt, leisteten ihr Gesellschaft, und alle drei blickten mir mit sichtbarer Freudigkeit entgegen, als ich zu ihnen trat und meine ersten Begrüßungsworte sprach.

Ich mußte sogleich neben der alten Dame auf dem Sofa Platz nehmen, und da sagte sie zu mir:

„Ja, Herr Doktor, wir haben heute eigentlich einen recht genußreichen Tag gehabt, und den verdanken wir Ihnen. Auch daß ich mich wieder so wohl befinde, schreibe ich Ihrem Schlafmittel und Ihren Ratschlägen zu, die ich denn auch ferner pünktlich und nach allen Richtungen befolgen will, wenn Sie so gütig sein wollen, mich ferner damit zu unterstützen. Nun, wir sind heute fast den ganzen Tag auf dem Beatenberge gewesen und haben es dort oben sehr hübsch, sehr verlockend gefunden. Auch ist die Auffahrt ziemlich bequem; aber einen längeren Aufenthalt möchte ich daselbst doch nicht nehmen, so rein und köstlich auch die Luft und die Aussicht wahrhaft reizend ist. Allein auch dort oben auf der Fahrstraße gibt es Staub, den wir, in unserer Heimat fast immer an der Seeküste wohnend, nun einmal nicht lieben, und auch die Häuser sind zu voll von Menschen, und für die nächsten sechs Wochen ist jedes Kämmerchen von längst angemeldeten Gästen bestellt. So bleibt uns denn nur der Abendberg übrig, dessen weißes Haus auf grüner Matte wir von dort oben aus recht deutlich haben liegen sehen. Mag es nun Ihre Vorliebe für diesen Berg und dies Haus sein, was uns mit bestochen hat, genug, es hat auf uns alle drei einen wahrhaft magnetischen Zug ausgeübt, und wir glauben Ihnen gern, daß es sich dort oben höchst angenehm leben läßt. So sind wir denn entschlossen, auch nach dem Abendberge zu ziehen, und es fragt sich nur noch, ob wir oben Platz finden, was man uns auf dem Beatenberge sehr zweifelhaft erscheinen ließ."

„Das kann ich Ihnen freilich nicht sagen," entgegnete ich. „Bisweilen findet allerdings ein großer Andrang nach dem Abendberge statt, indessen glaube ich, daß bis jetzt bei erst beginnendem Sommer bei weitem noch nicht alle Zimmer besetzt sind. Schreiben Sie also recht bald an den Wirt, und fragen Sie bei ihm an. Sagen Sie ihm, welche Ansprüche Sie in bezug auf die Zahl der Zimmer machen, und bestim-

men Sie den Tag Ihres Eintreffens bei ihm. Und wie ich ihn kenne, werden Sie bald seine Antwort haben."

„Gut, es soll noch heute geschehen. Sie sind wohl so gütig, uns seine Adresse zu geben."

Ich zog eine Visitenkarte hervor und schrieb Sterchis Namen darauf, mit der Bemerkung, daß es mir sehr angenehm sein würde, wenn er den mir bekannten Damen eine entsprechende Unterkunft gewähren könne.

„Hier haben Sie die Adresse," sagte ich, die Karte hinreichend, „und senden Sie ihm diese Karte mit; so sieht er gleich, daß wir Bekannte sind. Vielleicht tut er dann noch ein übriges; denn er kennt mich schon lange und sieht mich gern bei sich."

„Sie sind sehr gütig, und wann gehen Sie selbst hinauf?"

„In acht Tagen. Ich habe bereits meinen Reisetag festgesetzt, und alles ist hier unten und dort oben darauf vorbereitet."

Die drei Damen schienen sämtlich von unserer Unterhaltung befriedigt, und ich verließ sie diesmal in bester Stimmung, nachdem ich Mrs. Duncan noch das bewußte Mittel überreicht und Miß Lucy die Art und Weise des Gebrauchs angegeben hatte. Am Abend sah ich sie alle drei nicht mehr, da sie ihren Tee wieder im Zimmer einnahmen, und am nächsten Morgen berichtete mir Nelly, daß es ihrer guten Missus sehr wohl ergehe, daß sie prächtig geschlafen und jetzt mit den beiden jungen Damen einen Spaziergang unternommen habe.

5.

Drei Tage waren vergangen, drei überaus schöne, aber sehr heiße Tage, und ich blickte immer verlangender nach der grünen Höhe des Abendberges hinauf, wo, wie ich wußte, eine bei weitem kühlere Luft wehte, und wo man die Mühe und den Schweiß kaum ahnte, denen die im Tale Wohnenden vom frühen Morgen bis zum späten Abend bei jeder Bewegung ausgesetzt waren.

Meine Patientin, die wieder ganz wohl, wenn auch immer noch betrübt und still erschien, hatte ich in ihrem Zimmer nicht wieder besucht, da sie alle Tage herunter kam und mir bei Tische gegenüber saß. Hier konnte ich mich genügend von ihrem Befinden überzeugen, und sie gab mir ganz von selbst die genaueste Kunde darüber, wenn wir kurz vor oder nach der Tafel im Garten umherspazierten. Allerdings war ich bei dieser oft von außen her gestörten Unterhaltung in meinen For-

schungen über den Grund ihrer Traurigkeit nicht weiter gekommen, unser Gespräch erstreckte sich stets auf andere Gegenstände und dauerte überdies immer nur kurze Zeit, da ich häufig von anderen Gästen in Anspruch genommen und sogar von uns Begegnenden angesprochen wurde, wenn sie mich mit den Engländerinnen im Gespräch begriffen sahen. Diese verließen mich dann immer auf der Stelle, als ob sie mit keinem Menschen sonst in Berührung treten wollten, und es war mir schon bisweilen so vorgekommen, als ob ihnen diese Störung sehr unangenehm sei, und als hätten sie mich lieber für sich allein behalten.

Eines Abends, als ich abermals durch zufällig mit uns zusammentreffende Personen von einem solchen Gespräch abgezogen wurde, kam Nelly zu mir und bat mich im Namen ihrer Lady, am nächsten Morgen um neun Uhr dieser meinen Besuch zu schenken. Sie werde vor zehn Uhr nicht ausgehen und möchte mich unbedingt und ungestört vorher sprechen.

Ich versprach pünktlich zu sein, und Nelly verließ mich mit einem artigen Knix, mir dabei so vertraulich zunickend und lächelnd, als sei sie seit Jahren mit mir bekannt. Ich selbst freute mich über diese Einladung, obgleich ich eigentlich selbst nicht wußte warum, allein ich verkehrte jetzt sehr gern mit diesen Damen, und mir war dabei immer zu Mute, als ob ich von ihnen etwas ganz Besonderes zu hören haben werde, und in dieser Beziehung war ich mit der Zeit etwas neugierig geworden, obgleich ich meine Empfindung darüber mir selbst noch zu verhehlen suchte.

Genug, ich stellte mich am nächsten Morgen pünktlich in Numero sechs ein, und als ich in die Tür trat, sah ich Mrs Duncan wieder auf dem Sofa und die beiden jungen Damen in ihrer Nähe sitzen, im Augenblick alle drei mit nichts beschäftigt, als wären sie nur im Zimmer geblieben, um mich zu erwarten.

„O Sir," begann Mrs. Duncan das Gespräch und streckte mir mit freundlichem Kopfnicken die rechte Hand zum Gruß entgegen, was auch Miß Lucy tat, während Miß Mary Markham mich nur mit einem flüchtigen Erröten matt anlächelte, „ich muß Sie immer rufen lassen, wenn ich Sie haben will, und Sie kommen niemals von selbst zu mir, und doch sehne ich mich so oft nach Ihrer Unterhaltung. Besuchen Sie uns doch öfter, die Zeit vergeht so rasch, und man hat, wenn man endlich scheiden muß, so wenig voneinander gehabt."

„Wir sehen uns ja alle Tage mehrmals unten in den Salons und

im Garten," erwiderte ich freundlich, indem ich neben ihr den mir dargebotenen Platz annahm, „und da plaudern wir ja auch ganz gemütlich miteinander."

„Ja freilich, das ist wohl wahr, aber vertraulich kann man unten doch nicht miteinander reden, wo man so oft von Neugierigen gestört wird, und Sie von so vielen mir unbekannten Personen in Anspruch genommen werden. Doch, nun hören Sie das für uns zunächst wichtige. Der Wirt vom Abendberg hat wirklich schon meine Anfrage beantwortet. Er ist imstande, uns drei bis vier Wochen aufzunehmen, und hat die nötigen Zimmer für uns und unsere Dienerschaft übrig. Das hat uns eine große Freude verursacht, und namentlich Mary freut sich sehr auf den schönen grünen Berg mit seinen dunklen Wäldern, und ich freue mich auf die köstliche Luft, die da oben wehen soll. So ist es also abgemacht, daß wir auch bald gehen, und wie sehr wir zufrieden sind, noch einige Wochen in Ihrer Gesellschaft zu verbringen, will ich weiter nicht erörtern. Wann gehen Sie nun hinauf? Bleibt es bei Ihrem neulich angegebenen Termin?"

„Ja, am nächsten Sonnabend, morgens acht Uhr, ziehe ich von hier fort."

„Nun, ich denke am Montag oder Dienstag hinaufzugehen, da ich erst — ach ja! — noch einmal nach Thun muß, um daselbst einige bestimmte Erkundigungen einzuziehen, die mir bis zu diesem Tage verheißen sind; denn wir haben hier in Interlaken ja leider nicht gefunden, was wir so eifrig gesucht."

Es war das erste Mal, daß sie aus eigenem Antriebe irgendeine Anspielung auf den mir noch verborgenen Zweck ihres hiesigen Aufenthalts hören ließ, und ich sah ihr an, daß ihr selbst das nicht entging und ebensowenig den jungen Damen, von denen Miß Lucy rasch aus dem Fenster schaute, und Miß Mary errötete und in ihren Schoß auf die fest gefalteten Hände niederblickte.

„Was suchten Sie denn hier, wenn ich fragen darf?" fragte ich und wandte mich teilnahmvoll zu der wieder so traurig erscheinenden Frau hin.

„Davon wollen wir ein andermal reden, lieber Herr Doktor," erwiderte sie, meine Hand flüchtig mit der ihren berührend, als wolle sie dadurch ihrer Rede einen gewissen Nachdruck geben. „Jetzt will ich Ihnen nur soviel sagen, und damit werden Sie sich gewiß begnügen: Ich habe mich mit Einwilligung meiner Tochter und meiner Nichte

entschlossen, Ihnen mitzuteilen, was uns in erster Linie hierhergeführt, also" — und sie seufzte dabei laut auf — „was uns in die traurige Lage gebracht hat, in der Sie uns fanden, und weshalb wir sämtlich — diese schwarzen Kleider tragen. Ach Sir, ich hätte vielleicht gut daran getan, Ihnen das früher mitzuteilen, da Sie ja mit allen Verhältnissen und mit so vielen Persönlichkeiten von Bedeutung und Einfluß hier bekannt sind; aber ich wußte das ja im Anfang nicht und kannte Sie nicht, Sie waren mir eben ein Fremder wie alle übrigen, und erst durch längeres Beisammensein habe ich Vertrauen zu Ihnen gewonnen. Indessen, auch selbst dann entschließt man sich noch schwer, über Dinge zu reden, die so traurig und unheilvoll sind, und man fürchtet sich, daran zu rühren und die schmerzliche Erinnerung an das Verlorene von neuem zu wecken. Doch — diese Furcht haben wir alle drei endlich überwunden und unsern Entschluß nach reiflicher Ueberlegung gefaßt. Vielleicht können Sie uns auch in der trostlosen Lage, in der wir uns gegenwärtig befinden, einen Rat geben; denn Sie sind ja ein erfahrener und zuverlässiger Mann und werden unsern Kummer gewiß nicht anderen, gleichgültigen Personen preisgeben und die Blicke von Leuten auf uns lenken, die nur ihres Vergnügens wegen hier leben und kein Herz für Leidende haben, wie wir es sind. Ja, das hoffe ich von Ihnen und darum spreche ich so; denn Sie haben uns, ohne uns zu kennen, von Anfang an eine sichtbare Teilnahme und ein fühlbares Wohlwollen erwiesen, und wir alle haben Zutrauen zu Ihnen gewonnen und wenden uns nun an Sie, nicht nur als Notleidende, sondern auch als Rat- und Trostlose, was Sie mit Ihrem scharfen Blick gewiß schon lange erkannt haben, nicht wahr?"

Sie streckte mir wieder dabei eine Hand hin, und ich ergriff sie rasch und drückte ihr mit wenigen warmen Worten meine Teilnahme und mein Mitgefühl aus, was sie außerordentlich zu beglücken schien und ebenso ihre Tochter, die von ihrem Sitze aufstand, zu mir herantrat und mir mit schwimmenden Augen die Hand reichte. Nur Miß Mary blieb unbeweglich auf ihrem Stuhle sitzen; aber sie hatte beide Hände vor das Gesicht geschlagen und weinte still vor sich hin, ohne auch nur einen Blick auf mich zu werfen.

Es entstand eine längere Pause im Gespräch, und es war für mich schwer, dieselbe durch irgendeine Aeußerung zu unterbrechen. Worte genügen einem in solchen, nur der Empfindung zugänglichen Augenblicken nicht, und sie klingen sogar kalt und verfliegen wie der leichte

Staub im Winde, und so sagte ich nur, nachdem ich längere Zeit geschwiegen, mit ernstem Ton:

„Mrs. Duncan, und Sie, meine jungen Damen, geben Sie sich nicht allzusehr Ihren schmerzlichen Empfindungen hin, denn ein Christ muß in schweren Stunden am meisten zeigen, daß er ein herzliches Vertrauen zu Gottes Vaterherzen hat. Wenn es aber darauf ankommt den guten Willen zu haben, Ihnen in Ihrer Lage, die ich ja leider noch nicht kenne und mir auch in keiner Weise vorstellen kann, wenigstens einen Rat zu geben, der gewiß von Herzen kommt, dann mögen Sie mich als einen Menschen mit so gutem Willen betrachten. So lassen Sie denn die Schranke des Fremdseins zwischen uns fallen, enthüllen Sie mir ohne Rückhalt Ihr Leid, und seien Sie überzeugt, daß es in meiner Brust bewahrt bleiben wird, solange Sie es selbst wünschen werden."

Als ich das mit einiger Wärme gesprochen, erhob sich zuerst Miß Mary von ihrem Sitz, trat rasch auf mich zu und indem sie mir zum erstenmal ihre Hand hinreichte, sagte sie:

„Sir, ich danke Ihnen, denn ich — o ich — ja, ich bin bei dieser Angelegenheit ebenso nahe beteiligt wie Mrs. Duncan und deren Tochter, und vielleicht noch mehr. Nun will ich auch ein volles Vertrauen zu Ihnen haben, und Sie sollen mich nicht mehr so stumm und kalt sehen wie bisher."

„Auch ich reiche Ihnen noch einmal dankend die Hand," sagte nun Miß Lucy, mir entgegenkommend, der ich, wie Mrs. Duncan, von meinem Sitze aufgestanden war und gleichsam den Mittelpunkt der drei mich umringenden Frauen bildete, „und nun gehe ich gern nach dem einsamen Berge, und wir haben uns einen Freund in der Fremde gewonnen, mit dem wir über unser Leid sprechen können, nicht wahr, Mama?" —

„Ja," sagte Mrs. Duncan, „du hast recht, bald wenigstens können wir mit ihm darüber reden; aber in diesem Augenblick noch nicht, ich habe nicht die nötige Ruhe und Fassung dazu, und bei Tage bin ich am wenigsten dazu aufgelegt. So wollen wir denn einen günstigen Abend dazu abwarten, und wenn es recht still und friedlich um uns ist, dann sollen Sie vernehmen, Sir, was uns allen so schwer auf dem Herzen liegt."

Sie reichten mir alle drei noch einmal die Hand und drückten die meinige herzlich, und ich las dabei in ihren Augen, daß sie einmal eine

kleine Freude hatten, denn nun standen sie nicht mehr unter lauter fremden Menschen allein und fühlten an sich selbst, daß sie eine teilnehmende Seele gefunden, die ihr Leid, mochte es sein, welches es wollte, tragen zu helfen bereit war.

Gleich darauf verließ ich sie, und zwar weit mehr von dem erlebten Auftritt erschüttert, als ich merken lassen mochte, denn in den schwermutsvollen Blicken der Miß Markham, wie in den stets in Tränen schwimmenden Augen der Mrs. Duncan hatte ich einen Schmerz gelesen, wie man ihn nicht oft in Menschenaugen liest, und meine Teilnahme für sie, schon lange vorhanden, war zum innigsten Mitgefühl gewachsen, und ich gelobte mir, ihnen, wenn überhaupt noch zu helfen wäre, mit meiner ganzen, freilich so schwachen Kraft, aber mit freudigster Seele und voller Hingebung beizustehen.

* * *

Die letzten Tage meines diesmaligen Aufenthaltes in dem mir so lieben Beau-Site waren also endlich herangekommen, aber leider schien es, als ob das Wetter sich ähnlich ungünstig gestalten wollte, wie es sich bei meiner Ankunft gezeigt. Es war zuletzt sehr heiß gewesen, und ich befürchtete längst einen Umschlag, nachdem wir zwei Wochen lang so gleichmäßig schöne Tage gehabt. Am Freitag vor meiner Abreise zog denn auch von Thun her ein gewaltiges Gewitter heran, und im Nu waren alle Berge wieder in Wolken und Nebel gehüllt.

Als das Gewitter gegen Mittag vorübergezogen, stellte sich ein anhaltender Regen ein, und die dicht vor uns liegenden Berge waren wieder unsichtbar geworden. Ich schaute bedenklich nach der Stelle empor, wo die grüne Höhe lag, die mich nun bald gastlich aufnehmen sollte, und gestand mir ein, daß es dort oben nicht angenehm sein würde, wenn der Regen anhalten und die Wolken sich fest wie bei meiner Ankunft darauf lagern sollten. Indessen, selbst wenn dies der Fall, konnte ich meine Abreise nicht verzögern, sie war einmal unwiderruflich festgesetzt. Ueber mein Zimmer in Beau-Site war vom Sonnabend an bereits anderweitig verfügt, die Stunde meiner Ankunft auf dem Berge auf zehn Uhr bei Sterchi angemeldet, und so mußte ich fort, es mochte kommen, wie es wollte.

Zum Glück hellte sich der Himmel am Freitag wieder ein wenig auf, und ich konnte mich zum Aufbruch rüsten. Bei Tische bemerkte ich deutlich, als von Abreise gesprochen wurde, daß den mir bekannten

englischen Damen die uns bevorstehende Trennung, auch wenn sie nur einige Tage dauerte, doch sichtbar nahe ging, und daß sie mit wirklichem Anteil an mir hingen. Als Mrs. Duncan nach Tische mit mir auf dem wieder trocken gewordenen Kieswege im Garten auf- und niederwandelte, während uns die beiden jüngeren Damen auf dem Fuße folgten, sagte sie zu mir:

„Ja, mein lieber Herr Doktor, so müssen wir uns denn heute abend trennen, und das tut mir recht von Herzen leid, obgleich ich hoffe, Sie schon in einigen Tagen dort oben wiederzusehen. Eigentlich hatten wir uns vorgesetzt, gleich am Tage nach Ihrer Abreise Ihnen nachzufolgen, aber da ist uns ein unerwarteter Zwischenfall gekommen, der uns noch einige Tage länger von Ihnen fernhalten wird. Eine Familie aus London, die wir genauer kennen, und die uns vielleicht Dinge von Wichtigkeit mitzuteilen weiß, hat mir aus Thun geschrieben, daß sie daselbst angelangt und augenblicklich nicht imstande ist, die Reise hierher fortzusetzen. So werden wir denn zu ihr nach Thun reisen, aber bei unserer Rückkehr, unmittelbar vom Dampfboot aus, Pferde nehmen und den Berg besteigen. Dem Wirt oben habe ich schon heute morgen Kunde gegeben, daß unsere Ankunft sich um einige Tage verzögern wird. Nun aber habe ich noch eine Bitte an Sie zu richten. Sie haben hier nur noch einen halben Tag vor sich und sind gewiß den ganzen Nachmittag von mancherlei Besorgungen und Abschiedsbesuchen bei Ihren vielen Freunden in Anspruch genommen. Wir möchten Sie also nicht zu sehr belästigen, aber ein paar Stunden müssen Sie uns doch noch widmen, und ich — ja, ich will Ihnen endlich erzählen, was Sie schon längst hören wollten und was wir Ihnen mitzuteilen versprochen haben. Wenn Sie dann endlich alles von uns wissen, was Sie wissen dürfen, dann mögen Sie mit sich zu Rate gehen, was wir wohl ferner zu tun haben, und wenn wir uns dann auf dem Berge wiedertreffen, können Sie uns vielleicht einen Rat erteilen, den ich — ich sehe es jetzt erst recht ein — mir zu erbitten, viel zu lange hinausgeschoben habe. Wollen Sie nun meine Bitte erfüllen und uns heute abend Ihre letzten Stunden in Beau-Site schenken?"

Dies alles sprach sie mit großer Wärme und wieder mit ihrer ganzen früheren Betrübnis, und es leuchtete mir immer mehr ein, wie groß das Leid war, welches an ihrem Herzen nagte. Dabei hatte sie mich so bittend, ja flehend angeblickt, und mein Interesse für sie und die Ihrigen war allmählich so gewachsen, daß ich nicht umhin konnte,

ihr augenblicklich zu erwidern, daß ich dankbar und freudig ihren Wunsch erfüllen und meinen letzten Abend in Beau-Site mit ihr verleben würde. Sie reichte mir mit schwimmenden Augen die Hand, und auch die jungen Damen, die jetzt in unsere Nähe traten und von der Mutter hörten, daß ich mich fürs erste verabschieden, aber um sieben Uhr auf ihrem Zimmer den Tee trinken und bis zehn Uhr in ihrer Gesellschaft bleiben wollte, reichten mir die Hände und verrieten ihre Freude, mich am Abend noch einmal auf einige Stunden bei sich zu sehen.

Natürlich war ich in den nun folgenden wenigen Stunden lebhaft beschäftigt. Zuerst packte ich meinen Koffer und legte alles zur Bergbesteigung Erforderliche zurecht. Sodann ließ ich mir einen Wagen kommen, um so schnell wie möglich die notwendigsten Abschiedsbesuche in Interlaken abzumachen, und als ich um halb sieben Uhr zurückkehrte, begab ich mich zur Familie meines Wirtes, um noch ein halbes Stündchen mit ihr zu plaudern; denn auch sie war stets betrübt, wenn ich wieder scheiden sollte, und namentlich mein guter alter Ruchti befand sich jederzeit in übler Laune, wenn er mich meinen Koffer packen und meine Bergschuhe hervorholen sah.

Als ich nun aber auch diesen Besuch abgemacht hatte, begab ich mich sofort zu den Engländerinnen. Ich weiß nicht, woher es kam, daß mir in dem Augenblick, als ich bei ihnen eintrat, mehr denn jemals ihre schwarzen Trauerkleider ins Auge fielen, worin ich sie doch bisher immer gesehen. Allein, es machte das diesmal einen ganz eigenen Eindruck auf mich, vielleicht deshalb, weil alle drei Gesichter einen seltsam gespannten und gleichsam feierlichen Ausdruck trugen und mir mit einer Art Hast und Erwartung entgegensahen, wie ich sie noch niemals bisher an ihnen wahrgenommen hatte. Augenblicklich wurde ich von einem tiefen Ernst ergriffen, und nachdem ich ihren mir entgegengestreckten Händen die meine gereicht, setzte ich mich schweigend auf das Sofa neben Mrs. Duncan, welcher Platz mir nun einmal stets von ihr angewiesen wurde. Indessen ward zuerst kein Wort über das laut, was doch beabsichtigt war, und Miß Lucy bereitete schnell mit jener Geschicklichkeit und Sorgfalt den Tee, wie sie nur Engländerinnen besitzen, und wodurch sie einem geselligen Beisammensein stets ein ebenso behagliches wie patriarchalisches Gepräge zu geben verstehen.

Während Miß Lucy also beschäftigt war, fragte mich Mrs. Duncan, ob ich alle meine Obliegenheiten erfüllt und meine Besuche abge-

stattet habe, und als ich es bejahte, nickte sie mir wohlwollend zu und sagte:

„Ich will nicht hoffen, daß wir Ihnen irgendwie in Ihrem heutigen Vorhaben hinderlich gewesen sind; uns aber, Herr Doktor, ist Ihre jetzige Anwesenheit nicht nur überaus erwünscht, sondern, was wir vor kurzer Zeit noch nicht ahnen konnten, sogar eine Notwendigkeit geworden, und Sie sollen das erfahren, sobald wir unsern Tee getrunken und die beiden Mädchen uns verlassen haben.

„Wie," rief ich erstaunt, „wollen die beiden Damen uns denn nicht diesen Abend ihre Gesellschaft schenken?"

„Nein, Sir, wir haben uns darüber verständigt und es so, wie ich eben sage, für geratener gefunden. Meine Kinder werden uns also verlassen, und Sie müssen sich schon mit meiner Gesellschaft allein begnügen, da die Anwesenheit derselben mir bei meinen ins Auge gefaßten Mitteilungen nur peinlich sein würde."

Ich nickte nur ganz still mit dem Kopfe, denn auf dem bleichen, ebenso entschlossenen wie undurchdringlich kummervollen Gesicht Miß Mary Markhams las ich, daß die Mutter die Wahrheit gesprochen, und das machte mich noch ernster und nachdenklicher, als ich ohnehin schon war.

Nach einigen Worten nun, die bald von Mrs. Duncans, bald von Miß Lucys Seite fielen, während Miß Mary sich vollkommen schweigsam verhielt, und nachdem wir ohne eigentliche allgemeine Unterhaltung unser einfaches Abendbrot verzehrt hatten, erhob sich Miß Mary zuerst und gab ihrer Cousine einen Wink, den diese schleunigst befolgte, indem auch sie sich erhob und die Mutter mit mir allein ließ.

Im ersten Augenblick herrschte ein fast peinliches Schweigen zwischen uns. Jedoch dauerte es nicht lange, da raffte sich Mrs. Duncan mit Gewalt auf, wandte sich mit einiger Lebhaftigkeit zu mir und ergriff meine Hand, indem sie mit einem rührenden Ton der Stimme, der mich tief bewegte und sofort in die richtige Stimmung und die gespannteste Aufmerksamkeit versetzte, sagte:

„Ja, Sir, wir sind allein, und nun kann ich Ihnen endlich enthüllen, was ich Ihnen im stillen schon lange zugedacht. Sie werden anfänglich nur eine sehr einfache und schmucklose Familiengeschichte vernehmen, aber ich kann sie Ihnen nicht ersparen, weil Sie erst die allgemeinen Umrisse unserer Verhältnisse erfahren müssen, bevor ich an einzelnes und namentlich an das gehen kann, was die traurige Kata-

strophe in unserer Familie hervorgerufen hat, an deren Folgen wir jetzt so schwer leiden. Doch auch das wird immer nur ein Bruchstück meines ganzen jammervollen Schicksals sein, allein ich kann selbst beim besten Willen nicht alles berichten, was vorgefallen ist, denn es gibt leider einen wichtigen Grund, der mich hindert, Ihnen unser ganzes Familienschicksal zu offenbaren, und Sie müssen daher genügsam sein, umsomehr, da das, was Sie hören werden, bedeutungsvoll genug ist, um Sie zu veranlassen, mir und uns, wenn Sie den guten Willen und die Kraft dazu besitzen, mit Ihren Ratschlägen beizustehen, um die ich Sie jetzt noch einmal gebeten haben will." —

Sie schwieg, leise aufseufzend, und sah mich dabei forschend und erwartungsvoll an. Ich nickte bejahend und sagte dann mit festem Ton, daß ich mit meinem Rate bereit sei, wenn ich irgend nur die Fähigkeit dazu besäße, und sie möge ganz dreist und offen zu mir reden, wie und was sie wolle, und daß ich ein aufmerksamer Zuhörer sein werde, davon könne sie überzeugt sein.

„Nun gut," fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „so will ich Ihnen denn zuerst meine unbedeutende Familiengeschichte erzählen, und am Ende derselben werden sie wissen, in welcher traurigen Lage wir uns gegenwärtig befinden und warum wir in so großer und gerechter Betrübnis sind.

„Ich, Harriet Duncan, bin die Tochter eines selbst nach unseren englischen Begriffen sehr wohlhabenden Privatmannes und Grundbesitzers, der, außer seinem schönen Hause in London, einen angenehmen Landsitz unmittelbar an der Seeküste bei Margate in der Grafschaft Kent besaß. Mein Vater hieß Martham und lebte als genügsamer und mit seinen Privatstudien beschäftigter Mann nur seiner Familie, die anfangs sehr zahlreich war, mit der Zeit aber leider zusammenschmolz und zuletzt sich nur auf mich beschränkte, denn meine Mutter und fünf Geschwister starben rasch hintereinander am gelben Fieber auf einer Reise nach Havanna, wo mein Vater einen seiner fernen Verwandten besuchen wollte, von dem ich nachher auch noch sprechen werde.

„Mein Vater zog sich diesen großen Verlust so zu Gemüte, daß er, von seiner Reise zurückgekehrt, allmählich zu kränkeln begann und endlich in eine abzehrende Krankheit verfiel, die ihm auch das Leben nahm. Doch zuvor hatte er noch die Freude gehabt, mich, was er schon längst gewünscht, wohl versorgt und als Frau eines braven Mannes zu sehen, der mich ungemein liebte, und dem ich selbst mit ganzer Seel ergeben

war. Harry Duncan, aus Schottland stammend, war ein junger, blühender Mann, nur wenige Jahre älter als ich, und in seinen Verhältnissen vollkommen unabhängig, wie es mein Vater gewesen war. Auch war er ebenfalls bemittelt, war früher Seemann gewesen, hatte aber schon in jungen Jahren diese Laufbahn aufgegeben und sich wie mein Vater, seinen Privatstudien gewidmet, die sich auf die mathematische und astronomische Wissenschaft bezogen. Nebenbei aber hatte er besondere Vorliebe für Reisen, namentlich im Süden, und so unternahm er denn auch mit mir mehrere Jahre lang weite Reisen nach Italien, Griechenland und Aegypten. Wir kehrten erst wieder nach England zurück, als unsere beiden heranwachsenden Kinder uns nötigten, eine größere und geregeltere Sorgfalt auf deren Erziehung zu verwenden.

„So lebten wir denn wieder im ersten Winter nach unserer Rückkehr in London, brachten aber den folgenden Sommer und Herbst — und das geschah späterhin alle Jahre — mit unseren Kindern und deren Erziehern in Margate zu, wo wir ein glückliches und durchaus harmloses Familienleben führten.

„Lassen Sie mich jetzt aber weniger von mir als von meinen Kindern reden, denn diesen schlug von jeher mein ganzes Herz entgegen, und noch mehr, als ich nach zehn Jahren glücklicher Ehe das Unglück hatte, meinen Mann durch einen Unfall zu verlieren, der ihn auf einer Jagd bei einem benachbarten Freunde ereilte, indem er einen Sturz mit dem Pferde tat, wobei er fast augenblicklich das Leben verlor.

„Ich hatte," fuhr Mrs. Duncan nach kurzer Pause fort, „nur einen Sohn und eine Tochter, und von der letzteren will ich zuerst reden. Doch brauche ich ja über sie nur wenige Worte zu sagen, denn Sie kennen ja meine Lucy. Sie war von Kindheit an ein heiteres frisches Mädchen, gab sich ohne allen Zwang stets den harmlosen Genüssen ihrer Jugend hin und lernte gern und rasch, was ihre Lehrer und ich sie zu lehren verstanden. Sie war und blieb offen und natürlich, verursachte mir nie durch irgendeinen Ungehorsam oder eine Laune den mindesten Kummer und schmiegte sich fest und innig an mich an, umsomehr, da sie sah, wie ich um ihren so früh verstorbenen Vater von ganzem Herzen trauerte. Ihrem viel ernsteren Bruder war sie von ganzem Herzen ergeben, und wenn er mir einmal durch seine besondere Gemütsart Kummer verursachte, stand sie stets als vermittelnde Ver-

sönlichkeit zwischen uns und trug dazu bei, mich immer wieder mit neuer Hoffnung für seine Zukunft zu erfüllen.

„Ach, lieber Herr Doktor, ja, dieser Sohn bereitete mir schon in seiner Kindheit oft manche Sorge, nicht etwa durch Leichtsinn, durch jugendlichen Uebermut oder einen sonstigen, einem Knaben anhaftenden Fehler, sondern ganz allein durch sein eigentümlich geartetes, reizbares und empfindsames Wesen, und es kam mir oft so vor, als wäre schon von Jugend an ein Krankheitskeim in ihm vorhanden, der, wenn er sich einmal zur Blüte entwickeln sollte, ihn und uns alle sehr unglücklich machen würde.

„Doch, ich will Ihnen, so gut das eine Mutter kann, ihn zu schildern versuchen, und wenn ich Ihnen auch nur die äußeren Umrisse seines Wesens zeichne, so werden Sie als Arzt und Menschenkenner doch gewiß bald tiefer in dasselbe blicken und mir zugestehen müssen, daß ich mit vollem Recht um seine Zukunft besorgt sein mußte. Soviel muß ich jedoch zu seinem unbedingten Lobe voranschicken, daß er stets ein wohlgeratenes, folgsames, fleißiges und lernbegieriges Kind war und mir, als solches, bis zu seinem zwölften Jahre nur Freude bereitete.

„Doch flößte mir von jeher sein reizbares Temperament und sein weiches, allen äußeren Eindrücken nur allzu leicht unterliegendes Gemüt Sorge ein, eine Reizbarkeit, ein augenblicklich sich hingebendes und fast aller Selbstbeherrschung bares Gemüt, das sich oft bis zu einer krankhaften Nervosität steigerte, die mich nicht ohne Grund um seinen Verstand fürchten ließ. Es war keineswegs Jähzorn oder aufwallende Heftigkeit, was ihn in stürmische Konflikte mit anderen Menschen riß, vielmehr war es eine Charakterschwäche, die sich von den ihn umringenden Schwierigkeiten auf der Stelle einschüchtern ließ und ihn unfähig zum Ertragen eines Schmerzes machte. Bei solchen ihn nur im geringsten berührenden Anlässen verlor er stets seine männliche Fassung, er gab sich ganz und gar seinen - - ich kann es nicht anders nennen — krankhaften Einbildungen hin und überließ sich ohne Widerstand dem über ihn hereinbrechenden Strome. Dabei traute er sich nie die Kraft zu, einem schwierigen Unternehmen gewachsen zu sein, er sank gleich in eine Art Erschlaffung hin, aus der ihn nichts zu reißen vermochte, und wenn man ihn doch gewaltsam seinem starren Brüten entziehen wollte, schmolz er in Weichheit und Wehmut hin. Trotz dieses seines seltsamen Wesens besaß er aber viele Freunde, die ihn lieb-

ten wie einen Bruder, umsomehr, als sie sahen, daß er ein ganz anderer gewesen wäre, wenn er sich nur energisch hätte aufraffen wollen.

„Ach," fuhr Mrs. Duncan nach kurzem Nachdenken fort, „diese nervöse Reizbarkeit, diesen Mangel an der Entwickelung seiner geistigen Widerstandskraft hat er vielleicht von mir selbst geerbt, denn auch ich habe diese Fehler in verschiedenen Lebenslagen nur zu häufig offenbart, ich habe es nie verstanden, den richtigen Moment zu ergreifen, um zu einem vorgesteckten Ziele zu gelangen, und so darf ich also über mein eigenes Kind um so weniger streng zu Gericht sitzen. Im übrigen war er mir ja immer ein folgsamer und braver Sohn, in der Schule des Lernens sowohl wie des Lebens ein strebsamer und auch frommer Mensch, und so hat er gewiß nicht mutwillig das traurige Schicksal herbeigeführt, welchem er so früh zur Beute gefallen ist.

„Er hatte von Jugend auf eine besondere Liebhaberei für die See und alles, was sich auf derselben ereignet und auf dieselbe bezieht, und so wollte er durchaus Seemann werden, wozu ich auch gern meine Einwilligung gab, da wir Engländer ja sämtlich geborene Seeleute und darin nichts Gefahrvolleres zu sehen gewohnt sind, als was auch jedem auf dem Lande Lebenden und Wirkenden begegnen kann. So gelang es mir, deren Mann selbst in der Königlichen Marine gedient, auch meinen Harry in dieselbe zu bringen, und nachdem er seine Examina glänzend bestanden, trat er als Kadett auf einem Kriegsschiff Ihrer Majestät ein.

„Schon als kaum erwachsener Jüngling machte er weite Reisen und verschiedene militärische Expeditionen mit, aus denen er immer mit Auszeichnung hervorging, so daß ein schnelles Avancement ihm gewiß war, was sich auch bewahrheitet hat. So hatte er zuletzt noch einmal eine Reise nach Japan unternommen und kam, mit Ehren überhäuft, vor zwei Jahren zu mir nach Margate zurück, wo er mir mit triumphierender Miene verkündete, daß er erster Leutnant auf einem Kriegsschiffe Ihrer Majestät geworden sei.

„Doch nun bin ich zu dem Zeitpunkt gelangt, von dem an eine neue Epoche unseres Familienlebens datiert, und ich muß notwendig von einer Person sprechen, die Sie lebhafter interessieren wird, da Sie sie ja kennen. Mit einem Wort, es ist Mary Markham, um die es sich hier handelt, und die wider alle Erwartung eine bedeutende Rolle in der endlichen Entwickelung des Schicksals meines Sohnes spielen sollte.

„Mein Vater hatte einen aus einer Seitenlinie seiner Familie

stammenden Vetter, der wie wir Markham hieß, sehr begütert, aber schon früh nach Kuba ausgewandert war. Ich selbst hatte diesen Vetter nie mit Augen gesehen, aber mein Vater sprach stets mit großer Achtung und Liebe von ihm, und wir standen mit ihm und seinem einzigen Sohne in unausgesetzter brieflicher Verbindung. Dieser Sohn hatte sich nach dem Tode seines Vaters, schon in vorgerückten Jahren, — er mochte nur wenig jünger als ich sein, — mit der Tochter eines aus Mexiko stammenden Spaniers verheiratet, und aus dieser Ehe ist Mary Markham entsprossen, die ich meine Nichte nenne, obgleich sie durchaus nicht in so nahem Verwandtschaftsgrade mit mir steht. Mr. Markham, ihr Vater, starb vor etwa drei Jahren und hinterließ als einzige Erbin seines sehr großen Vermögens diese Mary, und da ihr Vormund in Havanna, wo sie zuletzt lebten, wußte, in welcher freundschaftlichen Verbindung deren Vater mit mir gestanden, so schrieb er an mich und legte mir die Frage vor, ob ich vielleicht geneigt sei, das verwaiste Mädchen zu mir zu nehmen, das in Havanna wie auch in Mexiko gar keine Verwandten hatte. Natürlich erklärte ich mich bereit dazu, und der Vormund selbst brachte mir aus Havanna Mary Markham herüber, mit ihr Ned und Nelly, die also mehr Marys als meine Diener sind. Ihr ganzes Vermögen war durch ihren redlichen Vormund schon lange zu Gelde gemacht, das er jetzt in der Londoner Bank sicher anlegte, und welches, wie ich nun erst genauer erfuhr, so bedeutend war, daß sie es selbst unter den glänzendsten Verhältnissen nicht verzehren konnte. So zog Mary Markham also als große Erbin in mein Haus nach Margate und lebte schon ein Vierteljahr bei mir und Lucy in den glücklichsten Verhältnissen, als gerade Harry von seiner letzten Seereise zurückkam, um seinen ihm nach so langer Abwesenheit von der Heimat erteilten Urlaub bei mir in aller Ruhe zu verleben.

„Mary war nur ein Jahr jünger als meine Lucy, und beide Mädchen verband schon in kurzer Zeit ein inniges Freundschaftsband, das glücklicherweise bis auf den heutigen Tag gedauert hat, trotzdem bald etwas Bedeutsames vorfiel, welches diese Freundschaft zu stören wohl geeignet gewesen wäre. Sie war von liebenswürdigem und heiterem Wesen, ließ aber ihre eigentliche Herzensgesinnung und das, was sie in der Tiefe ihrer Seele bewegte, selten an die Oberfläche treten, so daß sie oft den Schein der Gleichgültigkeit, Teilnahmlosigkeit, ja Lieblosigkeit erweckte. Sie wollte mit einem Wort erkannt sein, ohne sich die Mühe zu geben, richtig erkannt zu werden, und setzte bei jedermann

voraus, daß er ihr innerstes Wesen ergründet haben müsse, wenn er mit ihr in nähere Berührung trat.

„Nun, das war ja freilich ein schwerer Fehler, aber sie hat ihn auch schwer büßen müssen und Strafe genug dafür erlitten, und die Reue, die sie empfindet, wird so lange dauern, als sie am Leben ist.“ —

Mrs. Duncan seufzte bei diesen Worten schwer auf und trocknete sich mit ihrem Tuch die Tränen aus den Augen, die in schweren Tropfen über ihre Wangen rollten. Dann aber sich sammelnd und sich fast mit Gewalt zum weiteren Sprechen zwingend, fuhr sie mit noch weicherer Stimme als vorher zu reden fort und sagte:

„Ach ja! Mary Markham also war bei uns eingetroffen und lebte harmlos und glücklich mit uns, und als sie vernahm, daß Harry nach einigen Monaten bei uns erscheinen würde, den sie bis jetzt nur aus unseren Schilderungen kannte, freute sie sich mit uns über unser Glück und sah den so sehnlich Erwarteten mit unverhohlenem Frohlocken nahen. Ach, kaum aber war er in unsere Mitte getreten, so sank sie wie in sich selbst zusammen und wurde so still und ernst, wie wir sie nie zuvor gesehen. Ich konnte mir anfangs die auffällige Wandlung des bisher so munteren Mädchens gar nicht erklären, bis ich erst später zu meiner größten Freude erfuhr, daß Harry vom ersten Augenblick an einen sehr tiefen und bedeutsamen Eindruck auf sie gemacht habe. An Harry dagegen bemerkte ich gerade das Gegenteil wie an Mary. Sein sonst immer so ernstes und gemessenes Wesen und seine düstere Miene waren wie weggeweht, und es war, seitdem er in unserm Familienkreise lebte, eine Heiterkeit und Freudigkeit bei ihm eingekehrt, die mich fast in Erstaunen setzte, da bisher nie ein weibliches Wesen einen so starken Eindruck auf ihn gemacht. Daß aber Mary allein es war, die ihn so heiter und glücklich stimmte, erfuhr ich sehr bald aus seinem eigenen Munde, und ich war über dieses zwischen den beiden allmählich aufkeimende Verhältnis überaus beglückt. Auch wurde die Hoffnung, die ich in dieser Beziehung hegte, gar bald durch genauere Beobachtung meinerseits verstärkt, denn auch Mary fand Harry lieb und gut, sie legte auf unmöglich zu verkennende Weise hundertfältig ihre Neigung für ihn an den Tag, wenn dieselbe sich auch nur in Kleinigkeiten aussprach und dem still vor sich hin lebenden Harry zu allermeist entging.

„Allein sehr bald, nachdem wir kaum die Ueberzeugung gewonnen, daß beide füreinander geschaffen seien, änderte sich das Verhältnis zwischen ihnen. Mary war nämlich klug und scharfsichtig genug —

und freilich war sie durch unsere durchaus der Wahrheit entsprechende Schilderung seines Charakters darauf vorbereitet — die Eigenheiten und Schwächen meines Sohnes zu durchschauen, und diese ihm zuerst abzugewöhnen, bevor sie sich ihm näher anschloß, schien ihr die nächste und ihr von sich selbst gestellte Aufgabe zu sein, wobei sie jedoch immer auf eine sanfte Weise verfuhr, so daß Harry, wenn er nicht ganz verblendet gewesen wäre, diese ihre gute Absicht und ihre wahrhafte Neigung, selbst in ihrem Widerspruch und ihren gegen ihn gerichteten sanften Ermahnungen, hätte erkennen müssen.

„Allein, mein Sohn faßte ihre Art und Weise, ihn zu läutern und zu gewinnen, als Kälte und Empfindungslosigkeit gegen seine Person auf, und nun begann allmählich ein innerer Sturm in ihm zu toben, dessen stilles Wüten vielleicht niemand von uns erkannte als ich, und den ich vergebens auf alle Weise zu dämpfen und zu mildern versuchte. Ich sah, wie er sich innerlich Gewalt antat, diese Liebe zu unterdrücken, und wie er sich dabei förmlich aufzehrte; ich sah, wie Mary ihm und ihrer eigenen Neigung widerstand, um, ihrem Vorsatz getreu, auf ihre Weise zu dem endlichen von ihr beabsichtigten Zweck zu gelangen, und obgleich sie mir oft sagte, daß sie ihn lieben könne, wenn er nur wolle, zeigte sie ihm doch immer seltener und seltener, daß diese Liebe wirklich in ihrem Herzen wohnte.

„So verbitterten sich diese beiden törichten Menschen einander das Leben und häuften Torheit auf Torheit, Sünde auf Sünde, bis endlich das große Unheil hereinbrach, unter dem wir alle jetzt leiden und fast vor Gram zugrunde gehen."

Mrs. Duncan hielt im Sprechen inne und bedeckte sich das Gesicht mit ihrem Tuch, indem sie laut zu schluchzen begann. Ich, der ich ruhig und aufmerksam bis jetzt zugehört, versuchte, sie mit einigen herzlichen Worten zu besänftigen, und bat sie, sich zu fassen und mir den Verlauf der Geschichte der beiden sich so seltsam Liebenden getreulich weiter zu berichten, da ich, besonders weil ich gegenwärtig ihr Arzt sei, den lebhaftesten Anteil an denselben nähme.

„Nein," rief sie mit einem Male laut aus und sah mich mit ihrem gramerfüllten Gesicht traurig an, „nein, ich kann Ihnen das Unheil, welches nun so gewaltig über uns hereinbrach, nicht genau, nicht im einzelnen erzählen. Es greift das zu tief in die Gefühle eines Mutterherzens und in die Ehre und den guten Ruf unserer ganzen Familie ein. Lassen Sie mich also kurz sein und mit wenigen Worten zu der

schrecklichen Katastrophe eilen, die wie ein Gewitter mit einem Male über uns alle niederstürzte.

„Mit einem Wort" — und jetzt begann Mrs. Duncan sehr langsam und jedes Wort vorsichtig abwägend zu sprechen — „es geschah etwas Furchtbares, Entsetzliches, was wir alle im ersten Augenblick gar nicht fassen und begreifen konnten, und — ach, mein Gott! — mein armer lieber, teurer Sohn, der Stolz und die Freude meines Alters, wurde — dadurch gezwungen seine Heimat für immer zu verlassen, und er verließ auch uns, ohne uns einmal ein Wort des Abschieds zugerufen zu haben."

„Wie denn?" fragte ich mit klopfendem Herzen, als sie schon wieder schwieg. „Wie verstehe ich das? Welches furchtbare Ereignis trat denn ein und warum mußte Ihr Sohn so plötzlich seine Heimat, seine Familie verlassen?"

„Nein, nein," rief sie fast atemlos aus, „fragen Sie nicht danach, ich kann, ich darf, ich will es Ihnen nicht sagen, denn das ist meiner Familie Geheimnis allein. Begnügen Sie sich damit zu wissen, und das ist ja die Hauptsache, um die sich alles dreht, wie Sie alsbald erfahren werden, daß mein Sohn — notgedrungen England verließ und kein Mensch uns sagen konnte, wohin er gegangen sei und welches Schicksal ihn nun in der weiten Welt ereilen werde.

„Ja," fuhr sie nach kurzer Pause wieder fort, „er war eines Tages — verschwunden, und wir blieben in einer martervollen Lage zurück. Wie und ob wir eigentlich lebten, weiß ich selbst kaum mit Worten zu sagen. In einer Spannung ohnegleichen schwand uns ein Tag nach dem andern hin, denn wir erwarteten jeden Tag eine Nachricht, die uns Kunde von dem Verlorenen brächte, aber ein Tag nach dem andern verstrich, und keine Kunde ward meinem gequälten Mutterherzen zuteil.

„Mir, die ich so viele einflußreiche Verbindungen in England hatte, war sogar der Trost versagt — ach, fragen Sie mich nicht nach dem Grunde davon — mich an irgend jemanden zu wenden und nach Harrys Schicksal zu forschen. In diesem — ach! in diesem höchst traurigen Fall war niemand vorhanden, den ich mit Bitten hätte angehen können, mich über das geheimnisvolle Los, welches meinem Sohne zugefallen, im geringsten aufzuklären.

„Wir verbrachten den ganzen nächsten Winter in Margate, denn nach London zu gehen, besaßen wir weder den Mut noch die Lust und die Kraft, und immer hofften wir noch bis zum Juli vorigen Jahres,

daß endlich, endlich eine Nachricht von dem Verschollenen bei uns eintreffen würde.

„Ach ja, diese Nachricht traf auch endlich ein, aber wie lautete sie!"

„Nun," sagte ich in der größten Spannung und richtete meine Augen fest auf die unglückliche Frau, die wieder heftig aufschluchzte und sich gar nicht fassen zu können schien, „wie lautete sie denn? Sagen Sie mir auch das, wie Sie mir schon so vieles gesagt."

Mrs. Duncan griff in die Tasche ihres Kleides, zog ein Notizbuch heraus, öffnete es und nahm ein bedrucktes Blatt hervor, das offenbar der Ausschnitt aus einer englischen Zeitung war. Dies reichte sie mir mit zitternden Händen hin und sagte mit matter ersterbender Stimme:

„Da, lesen Sie! Das ist alles, was ich unglückliche Mutter über meinen unglücklichen Sohn erfahren habe."

Meine Hände zitterten auch, und so nahm ich ihr hastig das Blatt aus der Hand, trat an das Fenster und las zu meinem nicht geringen Staunen und Schrecken folgende Zeilen, über denen mit blauem Stift die Worte geschrieben standen: „Times, August 187 . ."

„Am gestrigen Tage hat das Berner Oberland, das uns Engländern fast alle Jahre einen oder mehrere Menschen raubt, die zu ihrem Vergnügen oder ihrer Belehrung ausgezogen waren und statt deren den Tod fanden, abermals ein Opfer gefordert, dessen Schicksal — es liegen Gründe dafür vor — in vielen Kreisen schon längst ein größeres Interesse erregt hat und jetzt durch das traurige Ende dieses Mannes ja wohl die anklagenden Stimmen verstummen machen wird, die sich einst so laut im Vaterlande gegen ihn erhoben.

„Das Unglück hat sich in unmittelbarer Nähe von Interlaken ereignet, aber trotzdem haben wir infolge vieler erschwerender Umstände bis jetzt nur eine sehr oberflächliche Kenntnis davon erlangt. Ein junger Engländer, früher zu großen Hoffnungen, sowohl in bezug auf seine Angehörigen wie auf seine Person und sein Vaterland, berechtigend, mit Namen Harry Duncan, Offizier in der Marine Ihrer Britischen Majestät, der sich in der Schweiz aufhielt, um einige der höchsten Gipfel zu ersteigen, hat hier plötzlich und unerwartet seinen Tod gefunden. Glücklicherweise kann man diesmal keinem eingeborenen Schweizer, wie es wohl früher schon öfter vorgekommen, die Schuld seines Unglücks beimessen, vielmehr ist dieselbe dem Verunglückten allein zuzuschreiben. Denn anstatt sich, wie es üblich und durch die Notwendigkeit durchaus geboten ist, einem oder mehreren geschickten Füh

rern anzuvertrauen, betrat der junge Wagehals ganz allein seinen gefährlichen Weg. Aus dem Gasthofe, in welchen er eingekehrt, ohne sich zu nennen, und in dem er wahrscheinlich nur zufällig eine Visitenkarte zurückließ, die uns seinen Namen angab, entfernte er sich eines Morgens um drei Uhr, angeblich, um den Weg nach der Wengernalp oder Grindelalp einzuschlagen und von dort aus sein kühnes Unternehmen zu beginnen, nach dessen Gelingen er in das Gasthaus zurückzukehren versprach. Allein er ist auf diesem Wege von niemandem gesehen worden, hat keinen der bezeichneten Punkte erreicht und ist auch nicht in das Gasthaus zurückgekehrt. Da sein Verschwinden alsbald einige Besorgnis erregte, wurde nach einigen Tagen an verschiedenen Punkten nach ihm geforscht, und endlich fand man in einer Spalte eines fast unzugänglichen Felsens einen männlichen Leichnam, dessen Kopf leider ganz zerschmettert war und keinen Zug des Gesichts mehr erkennen ließ. Allein, in einer Tasche der zerstreut an den Felsen hängenden und zerrissenen Kleidungsstücke fand sich dieselbe Karte vor, die der junge Engländer in jenem Gasthofe zurückgelassen, so daß es unzweifelhaft feststeht, daß er der Verunglückte ist. Von einigen teilnehmenden Leuten wurden seine Ueberreste in der Nähe des Ortes seines Untergangs bestattet, aber der kurze Bericht aus der Schweiz gibt leider diesen Ort nicht genauer an und wir wissen auch nicht, wer ihm den letzten Liebesdienst erwiesen hat. Möchten doch unsere Landsleute, und je kühner sie sind, umsomehr, an diesem neuen Unglücksfall ein Beispiel nehmen und sich, wenn sie doch einmal so gefährliche Pfade einschlagen wollen und müssen, nur mit den zuverlässigsten Führern versehen, die ja in Menge vorhanden sind, am wenigsten aber sich ihrer eigenen Kraft, ihrer Ausdauer und ihrem Glück vertrauen." —

Wie gesagt, ich las diese traurige Nachricht fast starr vor Schrecken durch, als ich aber die leise weinende alte Frau ansah, die ihren natürlichen Schmerz mit solcher Würde trug, wurde ich von einer tiefen Rührung ergriffen, setzte mich wieder an ihre Seite und, indem ich ihre Hand ergriff, sagte ich:

„O, meine liebe Mrs. Duncan! Ja, jetzt begreife ich Ihren Schmerz und Ihre Trauer vollkommen. Diese Mitteilung muß Ihr Herz wohl gebeugt und Ihre Nerven angegriffen haben. Ach ja, dergleichen Unglücksfälle kommen hier leider alle Jahre vor und namentlich Engländer fallen am häufigsten als die Opfer ihrer Unternehmungslust und ihres Selbstvertrauens. Ach, gewiß, Gott hat Ihnen

eine schwere Last aufgelegt; aber beugen Sie sich unter seinen guten und gnädigen Willen; er legt wohl eine Last auf, aber er hilft sie auch tragen. Aber sagen Sie mir — hat Ihre Zeitung keine weitere Ausführung Ihres Unfalles gebracht und hat sie nicht gesagt, von welchem Gasthofe aus Ihr Sohn seinen Weg angetreten hat, und an welchem Orte er beerdigt ist? Das scheint mir wichtig zu sein, und Ihnen würde es doch eine große Beruhigung gewähren, wenn Sie an seinem Grabe knieen könnten."

„Gewiß, gewiß, Sir," rief Mrs. Duncan mit gerungenen Händen aus, „das wäre ja sehr beruhigend für mich, für uns alle, aber bis jetzt habe ich diesen Ort auf keine Weise erfahren können. Ebensowenig ist eine zweite Nachricht dieser ersten gefolgt, und das finde ich sehr natürlich, denn das Leben ist reich an ähnlichen Ereignissen, und jeder Tag gebiert eine Neuigkeit, die die von gestern vergessen läßt. Wir hätten natürlich am besten getan, voriges Jahr, als wir diese Zeilen in der Times lasen, sogleich aufzubrechen und die Spuren meines unglücklichen Sohnes zu verfolgen, allein das war geradezu unmöglich. Ich war durch die Unglücksbotschaft, nachdem mein Geist und Körper zugleich durch alles Vorangegangene schon tief genug gebeugt waren, gleichsam wie gelähmt und verfiel in eine typhusartige Krankheit, von der ich mich erst in diesem Frühjahr erholte, und meine Kinder konnten mich nicht verlassen, denn deren bedurfte ich nur zu sehr zu meiner Pflege, und ich wäre auch nicht imstande gewesen, mich auf längere Zeit von ihnen zu trennen, da wir uns durch das neue Unglück ja noch viel näher getreten waren und enger denn je aneinander geschlossen hatten."

„Konnten Sie denn keinen anderen, keinen Freund oder Verwandten zu dieser Forschung aussenden?" unterbrach ich die schon ruhiger werdende Frau.

Sie sah mich eine Weile groß an, und in ihrem Auge lag für mich ein etwas, was ich nicht näher definieren kann und was mich doch erkennen ließ, daß sie mir bei weitem nicht alles enthüllt was sie zu enthüllen hatte, und das ließen mich auch sogleich ihre nächsten Worte erkennen, die sie fast angstvoll und beklommen hervorbrachte:

„Nein, Sir, nein, das konnten wir leider nicht und — fragen Sie nicht, warum? denn das eben k a n n ich Ihnen nicht sagen." — Indessen fuhr sie nach einiger Zeit viel ruhiger fort: „Erst vor wenigen Wochen ist es uns möglich gewesen die Reise hierher anzutreten, und wir sind bei unseren Forschungen mit der größten Vorsicht und Um-

sicht zu Werke gegangen. Kaum hier angelangt, sind wir von Ort zu Ort gefahren, haben mit allen Ortsvorständen und Führern gesprochen, um von irgend jemandem die Stelle des Unheils und schließlich die Begräbnisstätte meines Sohnes zu erfahren, allein niemand ist bis jetzt imstande gewesen, uns irgendeine bestimmte Nachricht darüber zu geben, ja niemand will sich des Namens meines Sohnes erinnern, und selbst die Redaktion der Interlakener Zeitung behauptet, nicht die Urheberin jener in der Times enthaltenen Nachricht gewesen zu sein."

„Aber das ist ja merkwürdig!" sagte ich, mehr zu mir selbst als zu der alten Dame sprechend.

„Gewiß," erwiderte sie, „es ist merkwürdig. Doch nun, da Sie alles wissen, was Sie zur Erkenntnis unserer augenblicklichen Lage zu wissen brauchen — raten Sie uns. Was kann man jetzt noch tun, um wenigstens die Stelle zu finden, wo mein unglücklicher Sohn begraben liegt?"

Ich war in ein längeres Sinnen versunken und dachte ernstlich nach, was in diesem bedenklichen Falle zu tun. Natürlich konnte man höchstens nur erfahren, wo das Unglück geschehen, an welchem Orte und in welchem Hause Harry Duncan gewohnt, wovon der oberflächliche Zeitungsbericht, wie das leider so oft geschieht, nicht die geringste Kunde gab. Daß ich das alles zu ergründen suchen wollte, sagte ich der unglücklichen Frau, und schon damit war sie zufrieden, nur bat sie, mich damit zu beeilen, denn sie müsse endlich Gewißheit über das vor ihren Augen liegende Dunkel erhalten.

„Darf ich dies Zeitungsblatt behalten?" fragte ich nur noch. „Ich verspreche es nur zu Ihren Gunsten zu verwenden, und jedenfalls werden Sie es aus meinen Händen wieder empfangen."

„Ja, ja, behalten Sie es zu Ihrer Nachforschung, nur sprechen Sie nicht über das Gehörte in diesem Hause. Die Beileidsbezeugungen der großen Welt haben immer etwas Lästiges und Peinliches in ihrem Gefolge, und wir möchten hier nicht noch durch andere Teilnehmer an unser Unglück erinnert werden, woran wir schon schwer genug zu tragen haben. Vor allen Dingen jedoch, ich bitte noch einmal darum, beeilen Sie sich in Ihren Nachforschungen."

„Ich werde noch heute und zwar alsbald die geeigneten Schritte dazu tun," entgegnete ich sinnend und überlegte bereits, wie ich die Sache am besten angreifen könnte. Leider konnte ich nicht länger in Interlaken bleiben, um meine Untersuchung persönlich zu beginnen und

durchzuführen, allein ich fand bald eine bessere Hilfe, die mir ein noch rascheres Gelingen versprach. Eine übergroße Eile war ja auch gar nicht nötig, denn Harry Duncan war einmal tot, und ob seine Verwandten seine Grabstätte einige Tage früher oder später erfuhren, war im ganzen gleichgültig.

Als ich mit meiner Ueberlegung soweit gekommen war und Mrs. Duncan noch einmal diese meine Ansicht der Sache entwickelte, hörten wir auf dem Korridor das Rauschen von Damenkleidern, und gleich darauf traten Miß Lucy und hinter ihr Miß Mary Markham ins Zimmer, welche letztere ich jetzt mit ganz anderen und noch viel schärferen Augen als früher betrachtete, denn jetzt war mir in ihrem bisher rätselhaften Wesen schon vieles klar geworden. Offenbar bemerkte sie es auch, aber Miß Lucy, die nur ein ernstes Nachsinnen auf meinem Gesichte wahrzunehmen schien, sagte sogleich:

„Stören wir nicht mehr, Herr Doktor? Sind Sie mit meiner Mutter über den vorliegenden Fall in Ihrer Unterhaltung zu Ende gekommen?"

„Ja," sagte ich und reichte unwillkürlich beiden jungen Mädchen voll herzlichster Teilnahme meine Hände, „wir sind darin zu Ende gekommen, und ich kenne nun den entsetzlichen Unglücksfall, der Sie alle mit Recht so traurig gemacht hat."

Miß Lucy, wie immer, auch diesmal zuerst gefaßt und sich am meisten beherrschend, nickte mir mit dankbarem Blick zu; Miß Mary Markham dagegen preßte mit einem so festen Druck meine Hand, daß ich schon daraus ihre leidenschaftliche Natur und die verhaltenen Gefühle ihres Innern erkennen konnte, die schmerzlicher an ihrer Seele reißen mochten, als sie es im Moment auszudrücken imstande war.

„Der Herr Doktor," nahm nun Mrs. Duncan das Wort, „will sogleich Schritte tun, um zu erfahren, was wir so lange schon vergeblich suchen."

„O, hätten Sie es mir doch früher gesagt!" rief ich lebhaft aus, „dann könnten wir in unseren Untersuchungen schon weiter vorgerückt sein!"

„Ja, ja, ja!" rief Mary Markham mit gepreßter Stimme und hochaufwogender Brust, „das habe ich schon oft gedacht und auch schon lange der Tante gesagt."

„Nun," nahm ich beruhigend das Wort, „das läßt sich jetzt leider nicht mehr ändern. Hat aber der Erfolg Ihrer Untersuchungen so

lange auf sich warten lassen, so können Sie sich auch noch ein paar Wochen länger gedulden; soviel jedoch kann ich Ihnen bestimmt versprechen: Gewißheit verschaffe ich Ihnen, denn ich kenne den geeignetsten Weg, die Wahrheit im vorliegenden Fall zu ergründen, und diesen werde ich sofort betreten."

„Gott sei Dank!" riefen beide Mädchen mit lautem Seufzen in einem Atem aus.

„Ja," fuhr ich fort, „und ich will mich lieber sogleich an die Arbeit begeben, denn es ist unterdes spät geworden, und meine Zeit ist nur noch kurz gemessen. Und so will ich rasch von Ihnen Abschied nehmen, in der Hoffnung, Sie recht bald dort oben auf dem Berge wiederzusehen. So leben Sie also wohl und haben Sie Dank für Ihr Vertrauen und Ihre freundschaftliche Gesinnung gegen mich. Gott sei mit Ihnen!"

Die drei Frauen umringten mich und drückten mir liebevoll und herzlich die Hände, indem sie der Reihe nach jede auf ihre Weise sich dahin äußerten, daß die dankbare Gesinnung auf ihrer Seite sei und sie sich glücklich schätzten, in der Fremde auf einen so ergebenen Freund gestoßen zu sein. Gleich darauf hatte ich sie verlassen und befand mich bald in meinem Zimmer allein. —

6.

Ich betrat mein Zimmer mit hochklopfender Brust und so lebhaft erregten Gefühlen, wie ich sie selten empfunden, und um so heftiger war ich bewegt, als ich mir, so lange ich Mrs. Duncan gegenübergestanden, die größte Mühe gegeben hatte, ruhig zu erscheinen, um ihren so ungestümen Schmerz nicht noch mehr anzufachen. Bedauern, Teilnahme, Mitleid, innigstes Mitleid mit den drei unberatenen und eigentlich hilflosen Frauen erfüllten mich ganz und gar; da ihnen das aber nichts half und es mich auch in meinem Unternehmen nicht förderte, faßte ich mich bald, und nachdem ich nur noch wenige Minuten mit mir zu Rate gegangen, öffnete ich noch einmal meinen Koffer, nahm mein Schreibzeug wieder hervor und setzte mich nieder, um augenblicklich mein Versprechen zu erfüllen und wenigstens den Versuch zu machen, an ihrer Statt die Spuren des Verlorenen aufzufinden, die sich ihren suchenden Augen bisher so hartnäckig entzogen hatten.

Ich hatte nämlich in Interlaken einen langjährigen Freund, einen im Berner Oberlande geborenen Schweizer, den Oberst H . . . , dem ich

in einer Angelegenheit, wie sie hier vorlag, mehr als jedem anderen vertrauen konnte. Er war im ganzen Kanton als geübter und erfahrener Bergsteiger bekannt, und es gab wenig Gipfelpunkte in der Umgebung von Interlaken, die er nicht selbst, oft mit eigener Lebensgefahr, erstiegen hatte. Ebenso war er mit allen Führern, Trägern und Gemsenjägern der umliegenden Ortschaften vertraut und so gut in den abgelegensten Tälern wie auf den unzugänglichsten Höhen zu Hause.

Allein das alles bestimmte mich nicht, diesmal meine Zuflucht zu ihm zu nehmen, sondern vorzüglich der Umstand, daß mein Freund eine hervorragende Persönlichkeit in seinem Kanton war und gewissermaßen die Oberleitung in allen, die Berge seiner Heimat betreffenden Angelegenheiten in der Hand hielt. Er führte seit vielen Jahren ein genaues Tagebuch über alle im Berner Oberlande vorgekommenen Ereignisse und namentlich die Unglücksfälle in den Felsen und Schneefeldern, und ein weitreichendes statistisches Material stand ihm, der in seinen Beobachtungen und in Aufstellung seiner Tabellen von allen Seiten unterstützt wurde, so leicht wie keinem zu Gebote. Dabei war er ein ungemein gefälliger und liebenswürdiger Mann, mir mit ganzem Herzen ergeben, und daß er alle seine Fähigkeiten und Kenntnisse im Falle der Not aufbieten würde, um mir zu helfen, davon war ich fest überzeugt. Er also, er allein, wenn überhaupt einer, mußte wissen oder, wenn ihm der Fall entgangen war, erfahren können, wo und wie Harry Duncan ums Leben gekommen war, und wenn er es bis jetzt noch nicht wußte, so würde er alles daran setzen, auf den wahren Tatbestand ein helleres Licht fallen zu lassen.

Leider aber war er im Augenblick nicht in Interlaken anwesend, sonst wäre ich noch diesen Abend zu ihm gegangen, um ihm den Fall in allen Einzelheiten vorzutragen, sondern er hielt sich schon seit mehreren Wochen in Bern auf, wo er als Mitglied des Großrats in vaterländisch politischen Angelegenheiten zu tun hatte. So also schrieb ich an ihn, sandte ihm das der Times entnommene Blatt mit, stellte ihm den Gram der in Interlaken augenblicklich anwesenden Verwandten des unglücklichen Engländers vor und bat ihn in den lebhaftesten Ausdrücken, mir diesmal seinen Kopf und seinen Arm in der Ergründung der vorliegenden rätselhaften Dunkelheiten zu leihen. —

Erst als ich diesen Brief zu Ende gebracht, versiegelt und auf meinen Tisch gelegt hatte, um ihn bei anbrechendem Tage dem Portier zu überliefern, der ihn nach der Post bringen sollte, fühlte ich mich eini-

germaßen beruhigt, aber ich konnte noch lange nicht schlafen gehen, und so schlich ich leise noch einmal die Treppe hinunter, betrat den Vorgarten des Hauses, in welchem schon alle Bewohner im tiefsten Schlafe lagen, und ging langsam unter dem strahlenden Sternenhimmel auf und nieder, bedachte mit Wehmut und dem innigsten Mitgefühl die mir soeben mitgeteilte Geschichte der Famlie Duncan und gab mich ganz und gar meinen Empfindungen über die einzelnen Mitglieder derselben hin, die mir — ich gestand es mir ehrlich ein — plötzlich auf eine völlig unerwartete Weise sehr nahe getreten waren, und mit denen ich mich durch ein festes Band der Freundschaft, Achtung und Ergebenheit für jetzt und künftig verbunden fühlte.

Endlich aber glaubte ich meine ganze Ruhe wiedergefunden zu haben, und nachdem ich noch einen langen sehnsuchtsvollen Blick nach den im Sternenlicht kreideweiß herüberschimmernden Eisbergen und meinem lieben Abendberg emporgeworfen, ging ich wieder nach dem Zimmer und gab mich in Gottes Namen, ihm die ganze Sache befehlend, dem Schlafe hin, dem ich auch bald verfiel, da meine Lebensgeister an diesem Tage lebhafter denn je in Anspruch genommen worden waren.

* * *

Am nächsten Morgen, einem der letzten Tage des Monats Juni, war ich schon früh wieder munter und schaute erwartungsvoll aus dem Fenster, um zu rekognoszieren, wie sich das Wetter allem Vermuten nach gestalten würde. Der Tag versprach ein günstiger zu werden, und er ward es auch im vollsten Maße. Die Luft war frisch und klar, ein wonniger Duft, wie immer nach einem mit Regen verbundenen Gewitter, durchwürzte die ganze Natur und weckte in des Menschen Brust die Lust zum Wandern und Steigen in die Berge, die geheimnisvoll wie stets vor den suchenden Augen lagen und die dunklen Rätsel lösen zu wollen schienen, die der im Tale Wohnende auf ihre luftigen Höhen und in ihre Abgründe zu verlegen pflegt.

Um sechs Uhr schon, als ich eben mein so zeitig bestelltes Frühstück in meinem Zimmer verzehrte, meldete sich bei mir einer der handfesten Knechte Sterchis, den dieser mir als Träger vom Berge herabgesandt, um meinen Koffer hinaufzuschleppen, wie es meist geschah. Bald hatte er mein Gepäck, dem ich noch mein Plaid und eine kleinere Reisetasche beifügte, zusammengebunden, und zwei Minuten später sah ich ihn, seine Last auf dem Rücken, getrosten Mutes aus Beau-Site fortziehen,

wobei ich mir selbst im stillen so viel Kraft und Ausdauer wünschte, wie diese Söhne der Berge sie jederzeit an den Tag legen und doch niemals sichtbar bei ihrer schweren Arbeit ermatten, als ob ihre Muskeln von Stahl und Eisen wären. Bald darauf aber saß ich in der Office bei meinem guten Vater Ruchti, um die letzte Stunde meines Aufenthalts bei ihm zuzubringen und noch mancherlei mit ihm zu besprechen, was man bis zum letzten Augenblick des Scheidens aufzusparen pflegt.

Als ich alles mit ihm abgemacht und meine Rechnung bezahlt, fragte er mich mit seinem klugen Lächeln:

„Nun, wie haben Sie sich denn gestern abend bei den Engländerinnen amüsiert?"

Ich nahm unwillkürlich eine ernste Miene an und sagte ihm, daß ich kein besonderes Vergnügen dabei empfunden, vielmehr eine ernste Unterredung mit ihnen gehabt, und demzufolge endlich den Grund ihrer sehr berechtigten Trauer erfahren habe. Sie wünschten aber, daß derselbe, so lange sie in Beau-Site seien, niemandem weiter bekannt werde, um in ihrem Schmerze weder durch Worte noch Blicke belästigt zu werden. So möge denn auch er selbst, als diskreter Mann und Wirt, mich für jetzt nicht weiter danach fragen, erfahren solle er jedenfalls die ganze traurige Geschichte, sobald ich von dem Abendberge zurückkäme und noch einige Tage bei ihm verweilte, bevor ich mich auf die Rückreise nach meiner Heimat begäbe.

„Gut, gut," sagte der verständige Mann, „ich begreife das alles, aber nur eins können Sie mir wohl sagen. Habe ich in bezug auf die junge Dame mit den schwarzen Haaren und den feurigen Augen recht gehabt?"

Ich nickte ihm lächelnd zu und versetzte: „Ja, Sie haben sehr recht gehabt; sie ist wirklich eine Kreolin, und Sie haben mir damit wieder bewiesen, daß Sie Ihre Gäste aus aller Welt richtig zu beurteilen und zu taxieren verstehen. Ihr Vater war ein vollblütiger Engländer, ihre Mutter aber stammt aus Merito her, und sie selbst ist in Havanna auf Kuba geboren."

„Ah! Nun, weiter will ich nichts wissen!" rief er heiter aus, „und nun lassen Sie uns an Ihre Bergreise denken."

„Sogleich; vorher aber müssen Sie mir noch eins versprechen. Wenden Sie diesen drei Damen, solange sie noch bei Ihnen sind, alle mögliche Aufmerksamkeit zu, sie verdienen es. Ich werde auch dafür sorgen, daß sie es bei Sterchi gut haben, zu dem sie emporsteigen, so

bald sie in diesen Tagen von Thun zurückkehren. Mit solchen von Unglück verfolgten Leuten muß man sanft und wohlwollend umgehen: sie sind elend genug, ihnen alles aus dem Wege zu räumen, was ihre Lage ihnen noch drückender erscheinen lassen könnte."

„O, das ist natürlich, lieber Herr Doktor, und was an mir liegt, so soll alles geschehen, um ihnen ihre Wege so bequem wie möglich zu machen. — Nun aber hören Sie auch mich. Sie wollten den Berg ganz zu Fuß ersteigen, wie Sie gestern sagten, aber das gebe ich nicht zu. Der Knecht, der Ihre Sachen geholt, sagte, daß der letzte Teil des Weges sehr naß und schlüpfrig sei, und so müssen Sie diesen wenigstens zu Pferde zurücklegen. Ich habe daher Ihr Liebliegspferd, die alte Fuchsstute Martha, satteln lassen, und sie soll mit dem alten Jakob sogleich nach der Wagnerenschlucht aufbrechen, bis wohin wir den nächsten Weg über die Aarewiesen einschlagen, denn ich begleite Sie bis zum Felsenkeller am Fuße der Heimwehsfluh. Sind Sie damit einverstanden?"

Ich wußte nichts dagegen einzuwenden. Bald nach diesem Gespräch aber hatte ich Abschied von der Familie meines Wirtes genommen, und ganz still verließ ich mit ihm das trauliche Beau-Site, um unsern kurzen und angenehmen Weg nach den Bergen anzutreten. Kein Mensch sah mich die Pension verlassen, und das eben liebe ich. Den mir näher stehenden Personen hatte ich mich schon am Abend vorher empfohlen, denn ich habe es nie gern, wenn sie mich im Augenblick des Aufbruchs umringen und mir durch ihre gutgemeinten Worte den Abschied noch schwerer machen, als er es an sich schon ist, nachdem man wochenlang in einem so gemütlichen Hause und in so froher Gesellschaft seiner Muße gelebt hat.

Nur weniges sprechend, überschritten wir die unter den ersten Morgensonnenstrahlen leuchtenden Wiesen und die morsche Brücke über die blaue, im rasenden Laufe ihre Wogen dahinwälzende Aare, bogen unter den Felsen des hier jäh in die Höhe steigenden großen Rugens herum und erreichten bald die idyllische Wagnerenschlucht, an deren Eingang wir schon aus der Ferne den alten treuen Knecht Ruchtis, Jakob, mit der lammfrommen Martha halten sahen, die mich schon auf so manchen Berg getragen und mich jetzt wieder nach meiner lieben Höhe bringen sollte, der ich nun mit jedem Schritt näher und näher kam. Ein herzlicher Händedruck, mit wahrhaftem Dank meinerseits verbunden, ward noch zwischen meinem Begleiter und mir gewechselt,

und dann kehrte er in seine trauliche Heimat zurück, während ich langsam die Anhöhe in der Schlucht hinanstieg und Jakob mit der Martha in gemächlichem Schritt nachkommen ließ.

* * *

Der Abendberg, von Beau-Site in Unterseen aus gesehen, bildet mit dem dicht vor und unter ihm liegenden großen Rugen die vorderste rechtsseitige, im prächtigsten Baum- und Wiesengrün leuchtende Kulisse des ungeheuren Naturtheaters, dessen ganzen Hintergrund die majestätische Jungfrau und deren kolossaler Nachbar, der Mönch, mit ihren unermeßlichen Schneefeldern und Gletschern ausfüllen. Etwa auf der halben Höhe des Berges, dreitausendvierhundert Fuß hoch, während die höchste Spitze beinahe sechstausend zählt, zeigt sich den Talbewohnern das weit in die Ferne leuchtende weiße Haus, mit Recht Hotel Bellevue, „schöne Aussicht", genannt, einst die Blödenanstalt des oft genannten Doktor Guggenbühl. Von dessen Erben kaufte der jetzige Wirt, Fritz Sterchi, die ganze Besitzung für einen mäßigen Preis, baute das seltsam geformte weitläufige Haus, soweit es möglich war, in ein leidliches Berggasthaus um und ließ sich jedes Jahr von Ende Mai bis Anfang Oktober darauf nieder. Auch die Umgebung des Hauses gestaltete der jetzige Besitzer allmählich freundlicher und zugänglicher, indem er nach allen Richtungen hinauf und hinab Wege und Stege anlegte, bis das Ganze endlich so weit gediehen war, wie wir es heut noch finden.

Das Haus selbst steht auf einem schmalen Plateau, von einem winzigen Gärtchen und smaragdgrünen Matten umgeben, die sich unmittelbar von der Tür des Hauses aus in die Höhe ziehen und die Hausalp bilden. Umkränzt ist diese breite, steil ansteigende Hausalp von dunklem Tannengehölz, das sich west- und nordwärts in jähe Abgründe verliert, nach der Spitze des Berges hin sich gewaltig auftürmt und die Aussicht nach den Nachbarbergen verdeckt, wenn man sich nicht auf die Spitze selbst begibt.

Was die äußere und innere Einrichtung des Hauses betrifft, an welchem ich einst hundertundzwei Fenster abgezählt, so ist es zwar geräumig, aber seltsam unregelmäßig gebaut, aus verschiedenen Stücken planlos und je nach Bedürfnis zusammengesetzt, so daß man sich leicht darin verlaufen kann, wenn man nicht genau in allen Winkeln und Korridoren Bescheid weiß. In seinen großen und kleinen Zimmern

können außer dem Wirt, der für seine Wirtschaft große Räumlichkeiten gebraucht, höchstens fünfzig Personen beherbergt werden. Die Zimmer sind in bezug auf die sich bietende Aussicht mitunter wunderbar schön gelegen, teilweise mit leidlichem Komfort möbliert und bieten im ganzen für einen die Berghöhen liebenden Wanderer, wenn er genügsam ist, eine behagliche Unterkunft dar.

Fünfzig Schritte vom Wohnhause entfernt und auf demselben kleinen Plateau liegend, erhebt sich die geräumige Scheune, und darin finden wir die Wohnungen der neun bis zehn Knechte, die hier notwendig sind, ferner die Stallungen für Pferde, Esel, Kühe und Ziegen, die jedoch im Sommer nur vom Tale her bevölkert werden, während im Winter oben nur ein Dutzend Kühe ausdauern, von zwei Knechten bedient, die das Haus bewachen und sich oft am Morgen aus dem während der Nacht reichlich gefallenen Schnee herausgraben müssen. Natürlich führen diese Leute, die im Sommer von ihrem Herrn sehr reichlich und gut beköstigt werden, wie alle auf hohen Bergen hausenden Schweizer, im Winter ein kärgliches Leben, das ihnen nur die Gewohnheit lieb und reizvoll machen kann, denn oft können sie wochenlang nicht in das Tal, um sich das nötige Brot heraufzuholen, während sie sich sonst nur von Milch, Käse und Kartoffeln nähren.

Soviel nur will ich im allgemeinen von der Niederlassung des Abendberges vorausschicken, und wir begeben uns jetzt selbst dahin, um die darauf wohnenden Personen speziell kennen zu lernen und den Ereignissen beizuwohnen, die auf der einsamen Höhe zu erleben, mir in diesem Sommer bestimmt war. —

Auf dem anfangs breiten und bequemen Wege, der sich von der Wagnerenschlucht aus erst ganz allmählich hebt, bis er endlich seine tückische Steilheit beginnt, kannte ich fast jeden Baum, und manche schöne Erinnerung knüpfte sich an einzelne Stellen, denn ich war diesen Weg schon oft mit lieben Freunden gefahren, geritten und gegangen, und ich liebe es, im treuen Gedenken an solche Stunden immer wieder mit ihnen, wenigstens im Geiste, zu verkehren. Doch bald begann der Weg sich langsam zu heben und schon merklich fühlen zu lassen, daß man nicht mehr glatt auf ebener Erde wanderte. Wäre ich jedoch allein gewesen, so hätte ich heute meinen Weg von hier aus gewiß in zwei Stunden zurückgelegt, allein mein phlegmatischer alter Jakob, der sein frommes Pferd lang am Zaum hinter sich her führte, zügelte meinen

Eifer und predigte mir ohne Unterlaß vor, daß ja gar kein Grund vorläge, warum wir uns so in Schweiß setzen sollten.

So schritten wir denn langsam vor, und um so langsamer, je höher wir kamen, und ich blieb oft stehen, schaute durch die Waldlichtungen nach den verschiedenen Aussichtspunkten hinab und atmete bei jeder Pause mit Wollust die köstliche Luft ein, die mir bei jedem Schritt balsamischer aus dem Waldesschatten entgegenquoll.

Es mußte hier oben übrigens weit stärker als unten im Tale geregnet haben, denn der Weg zeigte breite, von herabfließenden Wasserbächen herrührende Furchen, und Jakob bestätigte mir, daß es die ganze Nacht hindurch wie in Strömen „gegossen", und daß erst kurz vor Tagesanbruch ein leichter Wind die Regenwolken vertrieben und den blauen Himmel sichtbar gemacht habe, der jetzt in heiterster Klarheit über uns blitzte, als ob er sich selbst über das schöne Stück Land freue, über welches er sein Zelt ausbreiten konnte.

In der Tat wurde der Weg, je höher wir kamen, immer feuchter und schlüpfriger, und so bestieg ich denn bald mein Pferd, während Jakob langsam mir zur Seite schritt. Steiler und steiler wurde der Weg, und nun begann der schmale, in steilen Zickzackgängen emporsteigende Saumpfad, der nur oft vier Fuß breit ist und fast immer zur Rechten einen jähen Absturz zeigt, der einen schwindligen Kopf nicht selten mit heimlichem Grausen erfüllt. Aber auch immer schöner, frischer und reiner wurde die Luft, und das melodische Rauschen der Tannennadeln, wenn der selten ruhende Bergwind leise durch sie hindurchstrich, berauschte wieder mein Ohr, denn es gibt wohl nichts Herrlicheres als diese natürliche Musik, namentlich in so großartig und mächtig sich entwickelnder Umgebung, in der die im Tale liegende Welt immer enger zusammenschrumpft, aber, seltsam genug, dennoch dem Menschenherzen, das sie eben erst verlassen, wieder begehrenswerter und anziehender erscheint.

Als Martha an der Biegung eines jäh vor uns ansteigenden Weges stillstand und Jakob, dem der Schweiß in hellen Tropfen von der Stirn fiel, sich einen Augenblick auf einen Stein niederließ, fragte ich ihn:

„Sind Sie lange nicht oben gewesen, Jakob?"

„Nein, Herr, seit vorigem Jahre nicht, und Sie waren der letzte, den ich damals hinaufbrachte, denn Sie wissen wohl, daß Herr Ruchti

mich nur ausnahmsweise mit Ihnen gehen läßt, da ich sonst anderweitig unten beschäftigt bin."

„Wohl. Also wissen Sie auch nicht, ob sich auf dem Berge in bezug auf die dort wohnenden Personen etwas geändert hat?"

„O doch, das weiß ich wohl, Herr, denn das hört man ja unten alle Tage von den andern Knechten, die unsere Gäste hinaufführen. Und soviel ich weiß, hat sich oben nichts, gar nichts geändert, alle Personen vom vorigen Jahre sind noch da, nur die alte Köchin finden Sie nicht mehr, an deren Stelle eine jüngere getreten ist."

„So, so. Nun, sie wird wohl so gut wie die alte kochen und braten können. Also der Jakob und der alte Peter sind auch noch oben?"

„Ebenso wie sonst, und beide sehen aus wie immer, und den letzteren wenigstens habe ich bisweilen in Interlaken gesprochen, und er sagte mir, daß Jakob noch der alte sei und nach wie vor sein unheimliches Wesen treibe."

Mit dieser Berichterstattung war ich zufrieden, denn diese zwei Personen waren mir außer Sterchi und seiner Frau stets die Hauptpersonen des Abendberges gewesen.

„Dann wissen Sie auch wohl nicht," fuhr ich zu fragen fort, „ob jetzt schon eine große Gesellschaft oben versammelt ist?"

„O ja, doch. Vorgestern war unser zweiter Kutscher mit zwei Damen oben und er erzählte im Stall, daß bis jetzt nur zwei Schweizerfamilien auf dem Berge wohnen, und daß Herr Sterchi sich endlich nach einer lebhafteren Gesellschaft zu sehnen beginne. Nun, die wird er ja jetzt bald haben, da Sie selber kommen und mit ihm plaudern und klettern können."

„Das will ich auch nach Herzenslust, Jakob, und ich habe mir vorgenommen, keine Stunde länger als notwendig ist, in der Stube zu sitzen. — Doch nun voran, Martha, jetzt kommt der schwerste und steilste Anstieg, aber bald, bald werden wir oben sein."

Die letzten Stufen des Berges wurden rüstig in Angriff genommen, und endlich war „der lange Kehr" erreicht, über dem sich unmittelbar in schwindelnder Höhe das grüne Plateau erhebt, auf welchem das Haus Meister Sterchis steht. Martha hielt wacker aus und, als wittere sie den nahen Stall, schritt sie zuletzt doppelt so rasch als im Anfang und zeigte keine Neigung mehr, sich zu ruhen. Als wir aber endlich die steile Anhöhe erklommen hatten, und ich die Scheune Meister Sterchis vor mir liegen sah, hörte ich auch einen Hund bellen, dessen

Stimme mir bekannt schien. Ja, es war noch der alte Tiger, ein großer, schwarzer, feister Berghund, der selbst im Winter oben bleibt und mit Peter und Jakob das eingeschneite Haus wachsam behütet. Er hatte schon aus der Ferne das Klappen der Hufe meines Pferdes auf dem Felsgestein vernommen und kam jetzt zuerst schweifwedelnd heran und begrüßte mich mit seinem kurzen Geheul, wie er es immer tut, wenn ein Besucher sich der gastlichen Schwelle seines Herrn nähert.

Als ich um die Ecke der großen Scheune bog und der breiten Giebelseite des alten stattlichen Hauses ansichtig wurde, sah ich meinen Wirt, Meister Sterchi, vor der Tür auf einer Bank sitzen, wo er in aller Gemütlichkeit seine Morgenzigarre rauchte und den bereits durch seinen Knecht angemeldeten Gast erwartete. Kaum aber hatte er mich bemerkt und erkannt, da sprang er von der Bank auf und kam mir mit seinem langsamen gravitätischen Bergschritt entgegen, um mir flugs aus dem Sattel zu helfen. Ja, und da stand er wieder vor mir, der liebe wackere Mann mit seinem biederen, markigen Schweizergesicht, seinem kahlen Schädel, den er selbst bei starkem Winde und Regen nur selten mit einem leichten Käppchen bedeckt, in seiner ganzen rüstigen Manneskraft und mit dem klugen, bedächtig blickenden Auge, wie es so viele Schweizer auf den Bergen haben, als ob sie immer auf eine herannahende Gefahr gefaßt wären und danach auslugen müßten, um ihr dann mit dem ganzen Aufgebot ihrer Kraft und Ueberlegung zu begegnen.

In der Regel still und nur selten wortreich, nie aber in lebhafte Ausbrüche seiner Empfindung geratend, begrüßte er mich freundlich lächelnd und mit herzlichem Händedruck. Gleich darauf kam auch, durch Tigers Gebell, der mich sogleich wieder erkannte und sich schmeichelnd an mich drängte, herbeigerufen, seine flinke schlanke Frau aus der Küche hervor, bot mir einen guten Tag und hieß mich willkommen auf ihrem einsamen Berge. Die kinderlosen Leute freuten sich in ihrer ruhigen Weise offenbar wieder einen Gast mehr um sich zu haben, der ihnen schon jahrelang Freundschaft und Treue bewahrt, und namentlich solche Gäste sind bei den Bewohnern so einsamer Berghöhen immer gern gesehen und hoch willkommen geheißen.

„Nun, Herr Doktor," sagte Meister Sterchi, als seine den ganzen Tag in der Küche und im Haushalt beschäftigte Frau wieder zu ihrer Arbeit zurückgekehrt war, mit seiner tiefen Stimme, „da haben wir Sie einmal wieder. Das freut mich recht sehr. Und Sie bringen uns ja

ein prächtiges Wetter mit. Schauen Sie doch da, Ihre alten Freunde, die Schneeberge, zeigen sich im vollen Glanz und ohne alle Wolken, und das wollen wir als ein gutes Zeichen für Ihren diesjährigen Bergaufenthalt betrachten. Na, Sie sehen ja ganz munter und zufrieden aus, und wir sind es, gottlob! auch. Bei uns ist alles beim alten, und Sie werden in nichts eine sichtbare Veränderung finden, als daß wir sämtlich ein Jahr älter geworden sind."

„Nun, das bin ich auch," entgegnete ich, „aber wir sind ja beide noch immer gleich frisch, was Ihnen wohl ganz natürlich scheinen wird, da Sie eine hübsche Anzahl Jahre jünger sind als ich, aber bei mir ist es eine Gottesgabe, wofür ich ihm täglich dankbar bin."

Das waren so ungefähr unsere ersten Begrüßungsworte, und nachdem ich noch einen Blick in den Stall geworfen, um zu erkunden, ob die triefende Martha eine gute Unterkunft gefunden, und nachdem ich dem alten Jakob aus Beau-Site zwei Franks in die Hand gedrückt und ihm die freundlichsten Grüße an seinen Herrn aufgetragen, folgte ich meinem Wirte in das kühle Haus, dessen unterster Korridor, düster und eng, gerade nicht zu den angenehmsten Räumlichkeiten des alten Hotels gehört.

„Nun, wie steht es," sagte ich hier, „kann ich mein altes Zimmer wieder beziehen, lieber Sterchi?"

„Ganz gewiß, Herr Doktor, es ist vollkommen bereit dazu und sieht geradeso aus, wie Sie es im vorigen Jahre verlassen haben, als ob seitdem niemand darin gewesen wäre. Kommen Sie nur gleich hinauf, damit Sie sich überzeugen, daß ich die Wahrheit spreche, und dann sollen Sie im Speisesaal ein gutes Frühstück finden."

Das Zimmer, welches ich von jeher auf dem Abendberg zu bewohnen pflege, liegt zwei kleine, etwas steil ansteigende Treppen hoch und ist das nach Norden und Osten gelegene, ziemlich geräumige und leidlich bequem eingerichtete Eckzimmer des Hauses. Obgleich dasselbe noch viel größere und bessere aufweisen kann, ziehe ich es doch allen übrigen vor, da es drei Fenster hat, durch die ich nach verschiedenen Richtungen hin die herrlichste Ausschau zu halten vermag. Hierher führte mich mein Wirt nun, und ich fand es wie sonst zu meiner Aufnahme gerüstet, denn auch Meister Sterchi, wie Ruchti in Beau-Site, kennt meine Liebhabereien und pflegt ihnen zu entsprechen, soweit es seine Mittel auf so hohem und abgelegenem Berge gestatten. Mein Koffer stand schon auf dem gewöhnlichen zugänglichen Platz und war

bereits aufgeschnallt, und so war ich, nachdem Sterchi mich allein gelassen hatte, bald wieder daheim und labte Auge und Herz an dem köstlichen Anblick, der sich mir von meinen Fenstern aus bot.

Dann begann ich mich zunächst etwas häuslich einzurichten, und als das geschehen, begab ich mich in den Speisesaal im unteren Stockwerk, verzehrte mein schon bereit gehaltenes Frühstück und trank meinen Schoppen Burgunder, im Bewußtsein, daß ich diesen Genuß durch die kurze Ruhe in der Nacht und das Ersteigen des Berges heute wohl verdient habe. Länger aber ließ es mich nun nicht mehr im Hause, ich mußte hinaus ins Freie und ein wenig herumklettern, um liebe Plätze aufzusuchen und zu erforschen, ob auch noch alle übrigen Reize vorhanden, an denen ich mich schon so oft erquickt und, so Gott will, noch öfter erquicken werde.

Allein ich sollte sobald noch nicht zum Klettern und ganz ins Freie gelangen, denn eben als ich vor die Tür trat, hörte ich die Knechte in ihrem zu ebener Erde gelegenen Eßzimmer der Scheune sprechen, und da ich unter ihnen zuerst meine alten Bekannten begrüßen wollte, begab ich mich einen Augenblick zu ihnen, die gerade bei ihrem schon gegen elf Uhr eingenommenen Mittagsmahl begriffen waren.

Unter den neun bis zehn Knechten, die Sterchi im Sommer zur Bewirtschaftung seines großen und beschwerlich zu bestellenden Gutes gebraucht, befanden sich einige Originale, die mich schon seit Jahren interessiert hatten, und die ich dem Leser hier notwendig mit einigen Worten vorführen muß.

Unzweifelhaft ist hier oben die Arbeit viel schwerer und mühsamer als in der Ebene. Auch reißt sie nie ab, und nie kann ein Arbeiter von sich sagen, daß er mit seiner Mühe zu Ende gekommen sei, da die gewaltige Natur immer neue Anstrengungen verlangt, um das hier oder da Zerstörte wieder in Ordnung zu bringen und für das merkbar Fehlende einen neuen Ersatz zu schaffen. Schon das Mähen des auf schwindlig hoher Alp, an jähen Abstürzen wachsenden Grases, wenn Anfang Juli der erste Schnitt erfolgen muß, ist eine ungemein ermüdende und beschwerliche Arbeit. Es gilt nicht allein schnell die duftigen Kräuter abzusicheln, sondern man muß sich auch vorm Abrutsch in die Tiefe sichern, der überall so bedrohlich ist und leicht den Tod bringen kann. Sodann muß es rasch geschehen und das in wenigen Stunden getrocknete Heu flugs in die Scheunen hinabgeschlittet werden, denn bleibt es im Freien liegen und kommt in der Nacht ein heftiger Wind,

so ist es dem Arbeiter wie dem Herrn verloren, und keiner Menschenhand und keinem Fuß gelingt es, das auf Windesflügeln davoneilende wieder einzuholen. Außerdem aber gibt es noch hunderterlei andere Arbeit. Bald ist ein vom Wasser weggerissener Weg herzustellen oder ein heruntergestürzter Felsblock zu zersprengen und fortzuschaffen; bald ist eine das Wasser ableitende Röhre geplatzt oder am Scheunendach irgendein Schaden geschehen, und so noch vielerlei mehr, und ich habe mich oft gewundert, wie die Leute, da sie sich überaus langsam bewegen und scheinbar so wenig tun, doch im ganzen viel und Sichtbares leisten, allein sie arbeiten auch von drei oder vier Uhr morgens an, bis die Sonne sinkt, und dann erst geben sie sich der wohlverdienten Ruhe hin und schlafen sofort ein, sobald sie die Augen schließen, ohne von irgend einer uns oft so peinlichen Sorge beängstigt und in ihrem Schlummer gestört zu werden.

Als ich heute in das Scheunenzimmer der Dienstleute trat, bei denen ich auch noch meinen alten Jakob aus Beau-Site hinter seinem Schoppen sitzen sah, erhoben sie sich alle und reichten mir ihre schwieligen Hände hin, denn sie kannten mich ja und wußten schon, daß es, wenn ich kam, Sonntags für jeden einen Schoppen mehr und Tabak in Fülle gab. Von allen Anwesenden will ich jedoch hier nur dreier Personen gedenken, von denen wenigstens der eine mir auch in diesem Jahre bedeutsam werden sollte.

Der älteste Knecht auf dem Hofe und zugleich der Erste unter ihnen ist Peter Feuz, gewöhnlich der alte Peter genannt. Er ist ein kleines dürres Männchen mit überaus gutmütigem, treuherzigem Gesicht und dünner, heiserer Stimme, als ob ihm der hier oben ewig blasende Wind die Kraft und das Metall des Sprachorgans hinweggeführt hätte. Im Winter bleibt er stets als oberster Haushüter und gleichsam als Verwalter auf dem Berge, besorgt die zur Nahrung der beiden Zurückbleibenden dienenden Kühe, hält das Haus rings um frei von Schnee, soweit dies geht, und, wenn er nichts mehr zu tun hat, gibt er sich einer philosophischen Ruhe hin, das heißt, er schläft, ob es Tag ist oder Nacht. Im ganzen ist er ein stiller, fleißiger, nüchterner und fast sanfter Mensch, der trotz seiner unbedeutenden Erscheinung die Autorität über seine jüngeren Kameraden wohl zu behaupten versteht.

Ein zweiter dienstbarer Geist bei Sterchi und zugleich eine vorzugsweise beliebte Persönlichkeit bei allen Besuchern des Abendbergs,

die sich längere Zeit dort aufhalten, ist Johann, der uns die Kleider und Schuhe — auf eine Art freilich, die nur für einen solchen Berg passend sein kann — reinigt, außerdem aber als Postbote tätig ist und jeden Tag wenigstens einmal, meist aber zweimal, den weiten Weg nach der Interlakener Post zu machen und alle ihm mitgegebenen Aufträge auszuführen hat, was er stets mit einer wunderbaren Geschicklichkeit und Umsicht tut. Er ist auch als Träger auf steilen und gefährlichen Bergwegen berühmt und namentlich als Führer der Schlitten gesucht, auf denen er im Sommer über das steil abstürzende Gestein hinweg Personen bergab befördern muß, die wegen der Nässe oder Beschwerlichkeit des Weges sich lieber in das dazu eingerichtete Fahrzeug setzen. In dieser ebenso schwierigen wie für ihn selbst beschwerlichen Kunst ist er anerkannt Meister, und er besitzt eine solche Geschicklichkeit und Sicherheit in der Führung und Lenkung des ungefügen Schlittens, daß sich auch der ängstlichste Talbewohner ohne Gefährde ihm anvertrauen kann.

Bei weitem mehr ein Original als diese beiden, und für mich von viel größerem Interesse, ist der vierundvierzigjährige Jakob Scherz, gewöhnlich Jakob vom Berge genannt und nur als solcher bekannt. Was seine äußere Erscheinung betrifft, so ist sie so weit von aller Anmut und Sauberkeit entfernt, wie nur die Wolken es von der Erde sind, und wenn dieser breitschultrigen, mittelgroßen Gestalt mit dem struppigen, rotbraunen Bart und dem wüst um den Kopf hängenden Haar einmal zufällig ein furchtsamer Mensch an einem trüben Wettertage in den Bergen begegnete, könnte er wohl versucht sein, sie für einen verkörperten bösen Berggeist zu halten. Er trägt stets einen blauen, sehr schmutzigen Leinenkittel, einen breitkrempigen, abgegriffenen Hut, der das hagere und sonnenverbrannte Gesicht halb verdeckt, Bergschuhe vom gröbsten Kaliber und weitweite Hosen von dickem braunen Wollenstoff und altertümlichsten Schnitt. Eine Spur von Hemd und Strümpfen habe ich nie an ihm entdecken können, und selbst bei ungünstiger Witterung ging er stets mit offener Brust und gänzlich unbedecktem Halse einher. Diese ganze düstere Gestalt, nur aus Sehnen und Knochen bestehend, sieht man überall vom frühen Morgen bis späten Abend, mit ewig dampfendem Pfeifenstummel im Munde einhergehen, und nie habe ich ihn trocken, sondern immer nur triefend von Schweiß oder vom Regen durchnäßt gesehen, und wenn ich ihn fragte, ob er sich nicht erkälte, wenn er sich so in das nasse Gras

legte, antwortete er: „Nein, Herr, ich schwitze nur, ob es Sommer oder Winter ist."

Sein Gang und seine Bewegungen überhaupt sind so eigentümlich wie der ganze Mensch. Alles, was er tut, tut er ungemein langsam, träge, als ob es ihm die größte Mühe verursache; selbst das Kauen und Schlucken, wozu er eine sehr lange Zeit gebraucht. So geht er auch stets langsam auf dem Berge einher, ob er hinauf- oder hinabsteigen mag, und immer in demselben seltsam schleppenden, schwankenden, sich gleichsam wiegenden Schritt, wie etwa ein Matrose ihn hat, wenn er nach langer Seereise zum erstenmal, unsicher auf seinen eigenen Füßen stehend, den festen Boden betritt.

Sind alle diese Eigenschaften schon nicht sehr angenehm, so hat er auch noch andere, die fast widerwärtig zu nennen sind. So hält er sich zum Beispiel stets sehr unreinlich, wirft sich selbst mit neuen Kleidern, wenn er sie erhält, gleich in die erste beste Pfütze, nur um sich in seinen Augen wieder zum vollkommenen Bergmann umzuwandeln, und ist zu nichts als zu grober Arbeit zu gebrauchen, die nur Kraft, aber keine große Einsicht erfordert. Bei der Arbeit selbst ist er sehr langsam und scheint immer halb zu schlafen, aber dabei ist er genügsam, nimmt mit allem vorlieb, was man ihm bietet, und murrt nur, wenn er mit sich allein ist und vielleicht mehr mit den Winden als mit den Menschen spricht. Verträglich und umgänglich mit seinen Kameraden ist er ebenfalls nur in sehr mäßigem Grade und ebenso unfreundlich und wortkarg gegen Fremde, die er nie ansieht oder grüßt, und an denen er, ohne den Kopf zu erheben, schweigend vorübergeht, als ob sie für ihn so gut wie gar nicht vorhanden sind. Mir war er aber endlich doch gewogen geworden, da ich mich freundlich mit ihm abgab und über seine schöne Heimat mit ihm zu plaudern pflegte, die er überaus liebte, und von der er sich nicht trennen mochte. Der Leser wird Gelegenheit haben, diesen seltsamen Menschen später noch näher kennen zu lernen

7.

Als ich mich nun an jenem Morgen bei den um ihr Frühstück versammelten Dienstleuten nach ihrem Ergehen erkundigt und sie, nachdem ich das Gewünschte erfahren, wieder verlassen hatte, begab ich mich auf einen kleinen Rekognoszierungsmarsch, um ohne Zögern die mir so lieb gewordenen Plätze in der nächsten Umgebung des Hauses zu be-

suchen. Ich hatte noch mehr als zwei Stunden Zeit bis zum Mittagstisch, und so konnte ich, da die Luft rein, der Himmel wolkenlos war und nichts anderes mich hinderte, nach allen Richtungen hinreichende Ausschau halten und mein erstes Verlangen stillen, nämlich das: mich auf der schönen Hausalp hoch oben wieder heimisch zu fühlen.

Im langsamsten Bergsklenderschritt, wie ich ihn von Meister Sterchi selbst gelernt, begann ich das Steigen, und auf jeder Bank ruhte ich und fühlte mich beglückt, wie schon so oft, denn je höher ich stieg, um so reichere Bilder taten sich allmählich auf, bis man zuletzt oben auf der Höhe, wo eine Alphütte mit Kuhstallung steht, den ganzen Thuner und Brienzer See mit allen sie umkränzenden Bergen vor und unter sich hat. O, welcher große Anblick ist das, und wie friedlich ruht dem Schauenden zu Füßen das weiße gastliche Haus des Abendberges, rings von seinen grünen Matten umflossen, von Tannen umkränzt und im goldenen Sonnenlicht strahlend, das jeden Fleck in diesem irdischen Paradiese bescheint! Von hier oben sieht man auch in den Hof des Hauses hinein, man sieht die Knechte und Mägde in Scheune und Küche ihr Wesen treiben, und jeder Wanderer, der auf den Berg kommt oder ihn verläßt, muß an unsern Augen vorüber, ohne daß er selbst imstande ist, uns auf unserer im Schatten einer großen Wettertanne errichteten Bank sitzen zu sehen.

Aber auch die Stelle unter der Wettertanne war mir noch nicht hoch genug, es zog und drängte mich weit höher hinauf. An den Heustadeln und dem obersten Kuhstall vorbei, in dem die Kühe im Spätherbst so lange verweilen, bis auch hier das letzte Gras abgeweidet ist, um dann tiefer in den Scheunenstall zu ziehen und den langen Wintertraum zu beginnen, folgte ich den schmalen steinigten Pfade, immer zwischen fußhohen Alpenblumen hindurchschreitend, die zu beiden Seiten auf steilgesenkter grüner Matte blühen, bis ich endlich das ebene Plateau erreichte, auf dessen äußerstem, nach Westen blickenden Rande meine Lieblingsbank steht. Diesen Platz nennt man die „Sieben Tannen", weil in der Tat nur so viele Bäume hier wurzeln, und ich ahnte damals noch nicht, daß mir dieser Platz in kurzer Zeit von noch viel größerer Bedeutung werden würde. Hart am dreitausend Fuß tiefen Absturz gelegen, ist die Bank nur durch einige an die Tannen angeschlagene Schranken geschützt, aber wirft man einen Blick über diese Schranken fort, so öffnet sich ein neuer wunderbarer Blick, den niemand vergessen wird, der ihn einmal gesehen. Denn weit unten in der

Tiefe, unnennbar weit und doch vollkommen klar, öffnet sich hier der ganze Thuner See in seiner vollen Länge und Breite, umragt von den gewaltigen Bergriesen, die die allmächtige Schöpferkraft um ihn her aufgebaut. Hoch über allem Erdengewühl, den Wolken viel näher und umringt von den Wundern der Schöpfung, fühlt man hier das Herz voller und kräftiger schlagen, und voll Bewunderung schweift der staunende Blick von Stelle zu Stelle, kaum imstande alles und jedes zu fassen und in sich aufzunehmen, was ihm hier oben geboten wird.

Ich mochte etwa eine halbe Stunde an dieser Stelle gesessen haben und stellte eben meine Betrachtung darüber an, wann die eine der „Sieben Tannen", ein Riese von ungewöhnlicher Größe, aber jetzt vollständig abgestorben und ihre Äste reste wehmütig in die leere Luft streckend, ihrem endlichen Schicksal erliegen, und wie man sie an dieser gefährlichen Stelle zu Falle bringen würde, als ich auf dem seitwärts am Saume des Waldes vom Hause unmittelbar heraufführenden Fußpfade meinen Wirt in seinem steten und festen Bergschritt daherkommen sah. Er hatte den bei weitem weniger anmutigen und wegen der vielen glatten Steine schwierigen, aber auch kürzeren Weg gewählt, um zu den „Sieben Tannen" zu gelangen. Bald saß er, tief aufatmend, doch dabei ununterbrochen seine Zigarre rauchend, an meiner Seite, und als er wieder ganz zu Atem gekommen, sagte er freundlich:

„Na, ich dachte mir wohl, daß ich Sie hier finden würde. Nicht wahr, es ist immer schön hier oben?"

„Wunderbar schön und mir immer wieder neu, so oft ich den Platz betreten mag. O ja, das werden die drei Engländerinnen, die mir in diesen Tagen nachfolgen, auch bald empfinden, und ich sehe es kommen, daß sie hier ihren beständigen Sommersitz aufschlagen werden."

„So? Na, dann muß ich nur rasch, was ich schon lange gewollt, für sie eine kleine Hütte aufrichten lassen, damit sie gegen den Wind geschützt sind, wenn er weht, und das tut er hier nur zu oft, wie Sie wissen. — Aber, was für Leute sind denn diese Engländerinnen?" fragte er weiter. „Aus ihrem Brief ging eine fast krankhafte Sehnsucht nach friedlicher Stille hervor, und sie haben mich so inständigst gebeten, sie bei mir aufzunehmen, daß ich in großer Verlegenheit gewesen wäre, wenn ich keinen Platz mehr für sie gehabt hätte."

„Es sind sehr liebenswürdige Menschen," erwiderte ich, „und ich habe mir vorgenommen, sie in allen ihren Unternehmungen und Wün-

schen nach besten Kräften zu unterstützen. Welche Zimmer haben Sie ihnen denn zugedacht?"

„Sie haben zwei große Zimmer für sich mit drei Betten und zwei kleine gesonderte für ihre Dienerschaft verlangt. Nun sehen Sie, das paßte mir gerade, und so habe ich ihnen die beiden schönen Zimmer über dem Balkon vorbehalten, und ihre Dienerschaft, wenigstens ihr Mädchen, für das sie eine besondere Vorliebe zu haben scheinen, werde ich dicht bei ihnen unterbringen."

„Das ist mir lieb, Sterchi, und tun Sie ja alles mögliche, um den armen Leuten zu Willen zu sein; sie sind unglücklich genug und befinden sich in tiefster Trauer um einen Verwandten, der voriges Jahr in der Schweiz verunglückt ist. Ah ja, da fällt mir ein, vielleicht wissen Sie davon oder haben wenigstens darüber sprechen gehört: ist denn ein gewisser Harry Duncan, ein englischer Seeoffizier, im vorigen Jahr hier in der Nähe von Interlaken von einem Felsen gestürzt?"

„Harry Duncan," sagte Sterchi, still vor sich nachsinnend, „und im vorigen Jahr? Nein, Herr Doktor, davon ist mir nichts zu Ohren gekommen, und auf dieser Seite von Interlaken ist er ganz gewiß nicht verunglückt, denn solange ich auf dem Abendberg wohne, ist hier noch niemand zu Schaden gekommen. Verlaufen, verklettert haben sich freilich viele und sind nachher todesmatt und erschöpft bei mir eingekehrt. Ja, das kommt sogar beinahe jede Woche vor. Aber da sollten Sie doch einmal den Oberst en H . . . fragen, der weiß ja alles der Art und führt ein gewissenhaftes Register über jeden, der im Berner Oberlande nur einen Arm oder ein Bein gebrochen hat."

„Den habe ich schon gefragt," sagte ich lächelnd, „aber seine Antwort wird noch eine Weile auf sich warten lassen, da er in Bern als Großrat ist und wahrscheinlich nicht viel Zeit zum Schreiben hat. Auch habe ich ihm gesagt, daß seine Antwort mich bei Ihnen finden wird, und so erwarte ich sie in den nächsten Wochen bestimmt."

„Nun, da werden Sie ja die beste Aufklärung erhalten. Aber über Ihre drei Engländerinnen beruhigen Sie sich. Sie sollen es gut bei mir haben, ich stehe Ihnen dafür, und wenn sie einer Nervenstärkung bedürfen, wie sie mir geschrieben, so werden mein Berg und seine Luft hier oben bald ihre Wirkung tun."

Wir plauderten noch mancherlei hin und her, und schon wollten wir uns zur Rückkehr nach dem Hause anschicken, als mir zufällig der Amerikaner einfiel, der sich, wie die Leser sich erinnern werden, durch

die Baugesellschaft in Interlaken auf dem Abendberge und noch dazu auf Sterchis Alp ein Blockhaus hatte bauen lassen.

„Da fällt mir eben ein," sagte ich zu dem gemütlich rauchenden Mann, „daß Sie ja auch im letzten Winter Besuch in Ihrem Berghause gehabt haben. Na, der Mann muß an einer besonderen Passion für Kälte, Wind und Schnee leiden, denn selbst ich, so sehr ich Ihren Berg im Sommer liebe, möchte im Winter keine acht Tage hier zubringen. Und wo steht denn eigentlich das Haus, welches ihm die Baugesellschaft hier oben gebaut hat?"

Sterchi hatte zu rauchen aufgehört und sein Ohr mir aufmerksam zugeneigt. Als ich aber die letzten Worte sprach, wandte er plötzlich das Gesicht von mir ab, und als er es nach einer Minute wieder zu mir herumwandte, glaubte ich eine gewisse Betroffenheit darauf wahrzunehmen, die er, der immer so ruhige und gleichmäßig gestimmte Mann, gleichwohl sehr geschickt hinter einem stillen Lächeln zu verbergen suchte.

„So," sagte er, und sprach das nun folgende sehr langsam und, wie mir nicht entging, mit besonderer vorsichtiger Ueberlegung. „Also das haben Sie auch schon gehört? Es ist sonderbar, aber Sie erfahren da unten immer alles, Ihnen bleibt nichts verborgen, und man läßt mir gar keine Neuigkeit für Sie mehr übrig."

„O, ich habe es diesmal nur durch einen besonderen Zufall erfahren," erwiderte ich. „Und Sie haben ja nun noch Gelegenheit genug, mir das Nähere über diesen seltsamen Kauz und seine Ansiedelung auf Ihrer Alp mitzuteilen."

Sterchi war in ein längeres Schweigen versunken und schien mit sich über irgend etwas ernstlich zu Rate zu gehen. „Nun ja," sagte er endlich, „durch einen Zufall erfährt man ja immer dergleichen, und eine böse Absicht kann damit hier gar nicht verbunden sein. Aber — wissen Sie was, lieber Herr Doktor?" fügte er mit einem schnell in ihm auftauchenden Entschluß hinzu, und mir entging sein innerer Kampf zwischen seiner Wahrheitsliebe und seinem Gewissen hierbei nicht, „wir wollen über diese Angelegenheit heute lieber noch nicht sprechen. Vielleicht ein anderes Mal. Begnügen Sie sich einstweilen mit dem, was Sie — durch Zufall — erfahren haben, und ich — ich kann beim besten Willen Ihnen in diesem Punkte nicht Rede stehen."

„Ah, Sie sind vielleicht auch durch ein Versprechen gebunden darüber zu schweigen!" entfuhr es mir. „Nun ja, ich habe schon unten

flüstern gehört, daß dieser seltsame Amerikaner es nicht unter die Leute kommen lassen wollte, daß er sich bei Ihnen angesiedelt."

Sterchi gab mir hierauf keine Antwort und zündete sich mit ruhigstem Gleichmut seine ausgegangene Zigarre von neuem an. Aber auch als sie brannte, sprach er nicht weiter, sondern blickte nachdenklich über den im vollen Sonnenlicht blitzenden Thuner See hinunter, als suche er dort irgend etwas, was gar nicht zu finden war. Ein solches Verhalten war mir an ihm neu, da ich aus alter Erfahrung wohl wußte, daß er mir aus besonderem Vertrauen mancherlei mitzuteilen pflegte, was er andern verschwieg. Da er aber jetzt auch gegen mich so schweigsam war, trotzdem ich mich als Halbeingeweihter erwies und ihn bat, mir doch sein Mitwissen zu entdecken, mußte ich annehmen, daß wirklich ein kleines Geheimnis obwaltete. Obgleich ich dasselbe nun gern erfahren hätte, so beschloß ich doch, ihn nicht weiter zu bedrängen; doch konnte ich mich schließlich nicht enthalten, ihm zu sagen, daß mir das obwaltende Geheimnis in bezug auf dies neue Vergetablissement nicht lange verborgen bleiben werde, da ich mir fest vorgenommen, dasselbe zu entdecken, wozu ich mich sogar sehr bald anschicken würde, da ich gerade die beste Zeit dazu hätte und eine sehr große Lust zum Herumklettern in den Bergen verspüre.

Bei diesen Worten lachte Sterchi laut auf, was mir bei dem sonst so natürlich sich gebenden Mann etwas erzwungen klang, und entgegnete mit einer gewissen Zurückhaltung:

„Das mögen Sie immerhin tun, dagegen habe ich nichts und kann ich nichts haben. Dann aber habe ich wenigstens meine Schuldigkeit getan und Ihnen nicht gesagt, wo das Häuschen zu finden ist, welches die Fabrik da unten auf meinem Berge einmal gebaut haben soll. Haha! Und nun muß ich Sie verlassen und nachsehen, ob der Tisch für meine kleine Gesellschaft in Ordnung ist. In einer Viertelstunde werde ich zum Essen läuten lassen. Ueberhören Sie die Glocke nicht, wenn Sie sich in Ihre Entdeckungspläne zu sehr vertiefen sollten."

Er grüßte mich und stieg auf demselben steilen Pfade wieder hinab, auf dem er heraufgekommen war, mich in einem ganz eigenen nachdenklichen Zustande zurücklassend, wie ich ihn diesem sonst so offenen und ehrlichen Manne gegenüber noch nicht kennen gelernt hatte. Ich wurde dadurch, ich gestehe es ehrlich, in eine Art Neugierde versetzt, die ich mir selbst nicht zugetraut, denn die Art und Weise des Benehmens Sterchis bei dieser Angelegenheit wich so weit von seiner früheren, mir bisher

bekannt gewordenen ab, daß ich sie mir gar nicht erklären konnte. Gerade seine offenbare Weigerung, mir den Standpunkt der neuen Blockhütte des Amerikaners zu verraten, erregte diese Neugierde, und der anfangs so dunkle Trieb, zu ergründen, was sonst für ein Geheimnis mit dieser Hütte und dem sie bewohnenden Manne verbunden sei, wuchs rasch zu einem so heftigen und klar hervortretenden in mir an, daß ich ihn nicht länger unterdrücken konnte und zu seiner sofortigen Befriedigung geneigt war. Vielleicht erschien mir die ganze Angelegenheit viel bedeutsamer, als sie in Wirklichkeit war, gerade dadurch, daß sie mir der ehrliche Sterchi verschwieg oder in eine Art Rätsel hüllte, und nach kurzem Nachdenken war ich entschlossen, schon an diesem Nachmittag einen kleinen Rekognoszierungsgang nach der Alp zu unternehmen, wobei ich keinen Augenblick zweifelte, daß ich bei meiner genauen Kenntnis sämtlicher Wege und Oertlichkeiten des weit ausgedehnten Berges bald hinter den Schleier des obwaltenden Geheimnisses blicken würde und hatte ich die Hütte erst gefunden, dann schien mir keine Schwierigkeit mehr zu bestehen, auch über die fragliche Persönlichkeit den gewünschten Aufschluß zu erhalten.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, trat auch ich bald nach dem Weggehen meines Wirtes den Weg nach dem Hause an, aber ich wählte wieder den bequemeren, schritt in der grell scheinenden Mittagssonne langsam über die grünen Matten hinab und kam gerade in dem Augenblick auf dem Hofe an, als die Eßglocke von dem kleinen Johann geläutet wurde und ihren immer angenehmen Klang in der ganzen Umgebung des einsamen Hauses ertönen ließ.

Ich hielt mich diesmal nicht lange bei Tische auf, sondern eilte, sobald es eben ging, auf mein Zimmer, legte meine gewöhnliche Bergrüstung an und trat, mit Fernglas und einem guten Alpstock bewaffnet, ins Freie hinaus, um ganz im stillen meinen etwas weiten Weg anzutreten und die Suche nach dem neuen Blockhause zu beginnen.

Indessen sollte ich doch nicht ganz unbemerkt auf den Berg gelangen, denn als ich eben den ersten Absatz hinter dem Hause erreicht hatte und mich umblickte, um zu erkunden, ob jemand mich meine Reise antreten sähe, sah ich Sterchi vor der Tür der Küche stehen, als ob er mir auflauern wolle, warum ich heute so früh seine Tafel verlassen habe.

Als ich mich nach ihm umschaute, nickte er mir mit einem eigentümlichen Lächeln zu, in dem mir eben so viel Ironie wie Jovialität zu liegen schien, als wollte er sagen: „Geh nur, ich weiß schon was du

vorhast. Aber ich weiß auch im voraus, du findest nicht was du suchst, und kehrst unverrichteter Sache nach Hause zurück." So dachte ich nun freilich nicht, und ihm ein freundliches Lebewohl zurufend, schritt ich langsam die grüne Matte hinan, um so bald wie möglich die oberste Hütte zu erreichen und von da aus meinen Retognoszierungsgang zu beginnen.

Die obere zu Sterchis Besitz gehörige Alp, die heute mein Ziel war, liegt, durch ein teils der Gemeinde von Darligen, teils Privatpersonen von Interlaken zugehöriges Grundstück davon getrennt, welches wohl drei Viertelstunden lang einen mächtigen Bergwald und saftige Wiesen umfaßt, beinahe auf der höchsten Spitze des von hier aus noch dreitausend Fuß höher aufsteigenden Abendberges. Sie ist wenigstens eine gute Stunde weit vom Hotel Bellevue entfernt, und wenn man sich nicht erhitzen will, so braucht man gute anderthalb Stunden, um sie zu erreichen, da der Weg auf der ersten Hälfte sehr steil bergan führt und wegen der vielen durch Regengüsse herabgespülten Steine oft schwierig zu passieren ist.

So schritt ich denn rüstig bergauf, wiederholt stehen bleibend und mich an der wundervollen Aussicht, die sich mir überall bot, labend. Endlich erreichte ich das leicht verschiebbare Gatter, welches das Privateigentum meines Wirtes umschließt, und erinnerte mich nun lebhaft was mich hierhergeführt. Bevor ich jedoch meine eigentliche Suche begann, wollte ich erst die dort befindliche Sennhütte betreten, mich an einem Glase frischer Milch laben und mit dem mir schon lange bekannten Sennen oder dem Sennjungen sprechen, die in der vor mir liegenden Hütte ihr stilles Berg- und Waldleben führten.

So trat ich denn in die Hütte, die ich in ihrer jetzigen Gestalt noch nicht gesehen, denn sie war erst vor kurzer Zeit von Grund aus neu gebaut, bei weitem vergrößert und mit allen Erfordernissen ausgestattet, welche die selbst auf so hohen Bergen in der Milchwirtschaft fortschreitende Kultur eines Viehzucht treibenden Volkes verlangt. Unmittelbar hinter der stets offenen Eingangspforte lag ein leidlich großes Gemach, in dessen linker Ecke dem Fenster zu ein geräumiges, mit reinlichem Linnen überzogenes Bett stand, in welchem Heinrich Müller, der freundliche Senne, mit Christen, dem Sennjungen, seine Nachtruhe hielt. An einem Riegel gegenüber hingen mehrere ihrer Kleidungsstücke, und ein Drittel des Raumes war mit Utensilien aller Art ge-

füllt, wie man sie in einer so abgelegenen, nur dem Wirtschaftsbetriebe oder eigentlich der Pflege des Viehes und der Zubereitung der Butter und des Käses gewidmeten Oertlichkeit gebraucht.

Aus diesem ersten Raum trat ich in den zweiten und viel wichtigeren ein, die Küche, die, von gleicher Größe wie der vorige, aber schon weniger einladend und mit Rauch und Käseduft erfüllt war. Zwar stand das kleine Fenster darin auf, durch das der Rauch wie durch einen engen Rauchfang ins Freie abziehen konnte, allein er schien die Stelle seiner Entstehung zu lieben und lagerte sich in dichten Wolken um den Kessel her, nur in einzelnen Flocken aus dem Fenster wirbelnd, als durch das Oeffnen der Tür, durch die ich eintrat, eine leichte Zugluft entstand. Der ungeheure Kessel selbst stand in der linken Ecke, über die Hälfte mit schneeweißer Milch gefüllt, und unter ihm flackerte ein leichtes Holzfeuer, das die laue Milch zum langsamen Kochen zu bringen versuchte.

In einem durch Bretter abgeschlagenen Nebenraum, in den ich neugierig blickte, um die auch hier nicht sichtbaren Insassen des Hauses zu suchen, sah ich große metallene und hölzerne Milchgefäße, von ungemeiner Sauberkeit strahlend, und in ihnen wurde die zum Buttern bestimmte Milch aufbewahrt, die sich mit leckerem goldgelben Rahm bedeckt zeigte.

Aus diesem zweiten Raume trat ich in den noch viel größeren dritten, den Stall, und hier fand ich endlich die Kühe, die stehend das vorgeworfene Heu verzehrten oder träge ruhend auf dem angenehm duftenden Strohpolster lagen. Ich zählte fünfzehn in zwei Reihen sich gegenüberstehende Kühe ab, und alle fand ich im trefflichsten Stande. In einem gesonderten Verschlage sah ich auch das prächtige, zur Aufziehung bestimmte Jungvieh stehen, und in einem davon getrennten Stall endlich fand ich die armen Kälber auf, die hier oben so lange gefüttert werden, bis sie die zunehmende Zahl der Gäste ihres Herrn nach dem Wohnhause hinunter und auf die ihnen unvermeidliche Schlachtbank führt.

In allen diesen Räumen fand ich die gesuchten Sennen nicht, und da ich durstig geworden war, beschloß ich, auch ohne sie mich zu laben, und kehrte in die Küche zurück, um aus dem großen Kessel ein paar Gläser warmer Milch zu schöpfen, die hier oben in so köstlicher Luft und nach so heißem Marsche jederzeit vortrefflich mundet.

Als ich aber eine Weile hier gesessen, mich geruht und mir schließ-

lich eine Zigarre angezündet, verließ ich die Hütte wieder, um mich nun erst nach dem Sennen oder seinem Jungen umzusehen und dann endlich den Zweck meines Hierseins zu erfüllen. Allein, ich sollte in meinen heutigen Unternehmungen nicht glücklich sein, und das leuchtete mir erst vollkommen ein, als ich schon anderthalb Stunden hier oben verweilt und nicht das Geringste entdeckt hatte, was zu entdecken ich gekommen war.

Als ich vor die Tür der Hütte trat und wieder den köstlichen Duft der reinen, von Kräuterausdünstungen aller Art geschwängerten Alpenluft atmete, sah ich mich in der Umgebung derselben um und rief laut die Namen der von mir Gesuchten. Aber nur das Echo der Berge antwortete mir, und höchstens blickte sich eine Ziege neugierig nach mir um, sonst blieb alles still und unbelebt und am wenigsten ließ sich ein Mensch wahrnehmen, den ich nach irgend etwas hätte fragen oder mit dem ich über mich interessierende Dinge hätte sprechen können.

So beschloß ich denn, mich nun endlich selbst auf das Spionieren zu begeben, und trat zu dem Zweck meinen Rundgang um die einsame Sennhütte an. Schon auf dem Wege zu ihr und sobald ich mich Sterchis Grund und Boden genähert, hatte ich aufmerksame Rundschau gehalten und jeden ins Auge fallenden Hügel, jedes Gebüsch, jede mir zur Gründung eines Blockhauses geeignete Vertiefung oder Mulde des Bodens durchforscht. Ich hatte auch mein vortreffliches Glas dabei zu Rate gezogen, allein ohne allen Erfolg, denn nichts einer neuen Blockhütte Aehnliches hatte ich im ganzen Umkreis wahrnehmen können.

Als ich aber die nächste Umgebung mit den Augen abgesucht und auch zum Teil abgelaufen war, erklomm ich einen nahegelegenen Hügel und richtete von hier aus meine Blicke auf eine weitere Ferne. Ich wußte ganz genau, wie weit sich die Alp Sterchis erstreckte, auf der ja das Blockhaus nach dem Bericht jenes Ingenieurs errichtet sein sollte, aber das Terrain war etwas groß, die Versteckorte zahlreich, und es verursachte Mühe und Eifer, sie alle zu finden und die gehörige Nachschau zu halten.

So, nachdem ich auch von meinem Hügel aus vergeblich geforscht, stieg ich wieder hinab und schlug den Fußsteig nach der höher gelegenen zweiten Sennhütte ein. In zehn Minuten hatte ich sie erreicht, aber auch hier fand ich niemand vor und ebensowenig irgendeine Spur von einer anderen, noch dazu neuen Baulichkeit.

Schon etwas herabgestimmt und meinen diesmaligen Besuch auf der Alp als verfehlt anerkennend, kehrte ich wieder zur ersten Sennhütte zurück, von neuem der Erwartung voll, den Sennen oder wenigstens seinen Jungen zu erspähen. Allein, auch jetzt blieben sie unsichtbar, und ich erkannte mit jeder verrinnenden Minute mehr, daß ich mich einmal vergeblich bemüht und mein Ziel mir als zu leicht erreichbar vorgestellt.

Wohl oder übel mußte ich mich daher endlich entschließen, den Rückweg anzutreten. Noch stand die Sonne am Himmel, aber ich sah sie schon lange nicht mehr. Sie war hinter der höchsten, durch düstere Tannen noch mehr verdunkelten Kuppe des Abendbergs verschwunden, die sich nach meiner Schätzung noch etwa zehn Minuten hoch über dem Standpunkt der Sennhütte erhob, und die zu ersteigen ich heute eben sowenig Neigung verspürte, wie ich mir auch keinen Nutzen davon versprach, zumal dort oben der scharfe Wind hörbar durch die hin und her schwankenden Nadeln der Bäume sauste.

Ehrlich gestanden, war ich nicht recht mit mir zufrieden, als ich meinen Rückweg mit unwillkürlich zögerndem Fuß über die grünen, der Hütte zunächst gelegenen Geröllhalden antrat, aber erst vollkommen klar wurde mir die erlebte Niederlage, als ich das Gatter der Alp Sterchis hinter mir zuschob und mich nun wieder auf neutralem Boden befand, die gesuchte Blockhütte des Amerikaners also entschieden verfehlt hatte. Meinen nichts weniger als angenehmen Gedanken darüber hingegeben, eilte ich rascher, als ich wollte, über die dampfenden Anger dahin, und da es allmählich bergab ging, kam ich viel schneller vorwärts, als ich vermutet.

Als ich die letzte Bank auf dem Abhange unmittelbar vor dem Hotel hinter mir gelassen, sah ich Sterchi aus der hinteren Tür des Hauses treten, und da er zufällig die Augen nach der Höhe erhob, blieb er stehen und sah nach mir herauf. Ich winkte ihm mit meinem Stock einen Gruß zu und stieß meinen ihm wohlbekannten Jauchzer aus. Nun blieb er erst recht stehen und wartete, bis ich ganz herabgestiegen war, denn es war bereits sieben Uhr vorbei, seine Gäste saßen längst am Tisch, und er hatte schon einige Male verlangend nach mir ausgeschaut.

Als ich in seine Nähe trat, blickte er mich mit seinem gewöhnlichen vielsagenden Lächeln an und sagte auf meinen Gruß mit mir sehr verständlicher Zurückhaltung:

„Guten Abend, Herr Doktor! O, Sie sehen ja sehr erhitzt aus, haben Sie etwa wirklich schon heute einen größeren Ausflug gemacht?"

„Ja," erwiderte ich, „wenigstens bin ich auf Ihrer Alp gewesen und kann Ihnen sagen, daß Ihre Kühe und Ziegen gesund sind, aber den Heinrich und Christen habe ich nicht ausfindig machen können, kann Ihnen also auch keinen Gruß von ihnen bringen."

„So, so! Sie haben sich auch wohl noch nach etwas anderem umgesehen, nicht wahr?"

„Gewiß!" sagte ich und nickte mit abgewendetem Gesicht, da ich nun schon voraussah, was sogleich folgen würde.

„Haben Sie es denn gefunden?" fragte er mit seinem stillen, mir durch das Herz fahrenden Lächeln.

„Nein," sagte ich dreist, „fürs erste noch nicht, aber ein einmaliger Abschlag ist noch keine ewige Niederlage, und Sie werden mich bald wieder auf demselben Kampfplatz finden, um den Sieg endlich doch an meine Ferse zu heften."

„So, so, o ja, das glaube ich wohl, Sie lassen sich so leicht nicht von einem Ihrer Vorsätze abschrecken, ich weiß es schon. Doch, glauben Sie an den baldigen Sieg nur nicht zu gewiß. Das, was Sie suchen, findet sich nicht so leicht, und leider kann ich Ihnen dabei nicht helfen, so gern ich auch möchte. Und nun genug davon. Kommen Sie hinein an den Tisch, und ich darf Ihnen wohl einen frischen Schoppen Burgunder heraufholen, nicht wahr?"

„Ohne allen Zweifel, aber erst will ich meinen Bergrock ausziehen, und dann sollen Sie erfahren, daß Ihre Alp mir trotz der erlittenen Niederlage einen trefflichen Appetit verschafft hat."

Fünf Minuten später befand ich mich im Speisesaal, wo ich die kleine Gesellschaft wieder eifrig beschäftigt sah, die ihnen vorgesetzten Speisen zur Stärkung ihrer gesunkenen Nervenkräfte mit einem Appetit ohnegleichen zu vertilgen. Auch meine Kräfte stellten sich nach einigen Gläsern feurigen Weins bald wieder her, und im stillen war ich schon wieder zu neuer Forschung am folgenden Morgen aufgelegt, obgleich ich mit meinem Wirt kein Wort mehr darüber sprach.

8.

Als ich am nächsten Morgen um fünf Uhr erwachte, stand mir sogleich das verfehlte Unternehmen vor Augen, dem ich mich am vergangenen Tage hingegeben. Einige Minuten Nachdenkens genügten, um

mich mit einem neuen Plan zu meinem nächsten Bergfeldzuge zustande kommen zu lassen, und ich war auf der Stelle entschlossen, so bald wie möglich an die Ausführung desselben zu gehen. Als meine Stubenmagd Anna, nach der ich sogleich geschellt, mir das Frühstück brachte, fragte ich sie, ob Johann seinen gewöhnlichen Botengang nach Interlaken schon angetreten habe, und wenn dies nicht der Fall, ob ich ihn vorher sprechen könne. Sie erklärte, daß er noch im Hause sei, und daß sie ihn sogleich zu mir schicken werde.

Bald darauf erschien der kleine Mann, der mich durch sein gutmütiges Gesicht und sein dichtes, starr emporstrebendes schwarzes Wollhaar lebhaft an Miß Mary Markhams Ned erinnerte, und ihm in der Tat, wenn ich die Hautfarbe ausnehme, auch an Gestalt und Lebhaftigkeit der Züge ungemein ähnlich sah. Er trat mit seinem ihm zur Gewohnheit gewordenen freundlichen Kopfnicken vor mich hin und sagte, noch ehe ich ihn anreden konnte:

„Guten Morgen, Herr! Soll ich für Sie irgend etwas von Interlaken mit heraufbringen?"

„Nein, Johann, Sie sollen mir nur sagen, wo Jakob heute morgen beschäftigt ist, damit ich ihn, wenn ich ihn brauchen sollte, finden kann."

„Jakob? O, der ist heute sehr leicht zu finden und ganz in des Hauses Nähe. Er ist bei den ‚Sieben Tannen' mit dem Grasschnitt beschäftigt, denn es muß doch endlich damit der Anfang gemacht werden, da die Halme sonst zu lang und dick werden, was die Kühe durchaus nicht lieben."

„So! Also meine schönen Blumen auf der Alp sollen heute fallen?" sagte ich. „Das tut mir leid, Johann, aber einmal muß es ja doch geschehen. Sie haben recht. Nun denn, so danke ich Ihnen und weiter habe ich keine Bestellung für Sie."

Johann verließ mich, und ich war nicht wenig befriedigt, zu wissen, daß ich Jakob, auf den ich heute meine Hoffnung betreffs meiner Unternehmung gesetzt, unmittelbar am Anfang meines Bergwegs finden würde.

So legte ich denn wieder meine alltägliche Bergrüstung an, nahm Fernglas und Stock und steckte eine Handvoll Zigarren in die Tasche, für die ich heute eine besondere Verwendung im Auge hatte. Es war eben sechs Uhr, als ich aus dem Hause trat, niemand war vor der Tür sichtbar, und ich begann sofort, den Pfad des steilen Rasenabhanges zu

ersteigen, der etwa hundert Schritte höher in den gewöhnlichen, nach den „Sieben Tannen" führenden Fußweg mündet.

Noch war die Luft hier oben frisch, ja kühl, und ich stieg mit wahrer Kletterbegier die ersten Absätze der Hausalp hinan; als ich aber bei der Wettertanne anlangte, merkte ich schon die Wärme der höhersteigenden Sonne und schickte mich zu langsamerem Gehen an. Als ich bald darauf im Steigen nach dem zweiten, höher gelegenen, die obere Grasfläche übersehen konnte, sah ich schon Jakob in seinem blauen Kittel mit hoch gehobener Sense oben stehen und, seinen dampfenden Stummel im Munde, mit langsam gemessenem Zuge das duftende Gras und die schönen bunten Blumen niedermähen.

Er stand augenblicklich dicht neben einer dort angebrachten Bank, und auf diese setzte ich mich sogleich, und nachdem ich meinen Atem einen Augenblick hatte zur Ruhe kommen lassen, zog ich eine Zigarre hervor und zündete sie an, die blauen Wirbel, die sie erzeugte, mit wahrem Vergnügen und nicht ohne einen besonderen Nebengedanken zu Jakob hin in die Luft blasend.

Jakob hielt alsbald mit seiner Arbeit inne und schnüffelte den nach ihm hinziehenden Rauch meiner Zigarre auf, sagte aber kein Wort, als ob er mich zuerst den üblichen Morgengruß sprechen lassen wollte.

Ich kannte ihn schon in seiner eigenartigen Schweigsamkeit, und so sagte ich freundlich: „Guten Morgen, Jakob! Na, das ist wieder ein schöner Tag und so recht zum Heuen eingerichtet, nicht wahr?"

„Gott grüß, Herr, o ja!" erwiderte er grinsend, „und wenn man eine so gute Zigarre rauchen kann, wie Ihr da eben eine raucht, dann muß der Tag noch viel schöner sein."

„Aha!" rief ich und griff schon nach meinem Etui, zog einige von den bereitgehaltenen Zigarren hervor und hielt sie ihm hin. „Willst du ein paar von meiner Sorte haben? Da, nimm!"

Er zog sein braunes Gesicht in heitere Falten, sah mich mit seinen tief dringenden Augen freundlich an, und, indem er die Zigarren mit der Hand abwehrte, sagte er:

„O, nicht doch, Herr, so war es nicht gemeint. Eine ist für mich jetzt auch genug, und die anderen würde ich nur zerdrücken, da ich nicht damit umzugehen verstehe und keine Tasche dazu habe. Gebt mir also, wenn Ihr so gütig sein wollt, jetzt nur eine, und, wenn es Feierabend ist, wieder eine, bis Ihr keine mehr habt, dann habe ich öfter einen Genuß davon, auf den ich mich den ganzen Tag freuen kann."

„Ja," sagte ich, „du hast recht; da hast du die erste, und die zweite soll schon heute abend erfolgen."

Er nahm sie mir schleunigst aus der Hand, biß die Spitze mit seinen Wolfszähnen haarscharf ab, zündete sie an seinem glimmenden Stummel an und warf diesen verächtlich in das Gras. Dann aber blieb er in vornübergebeugter Haltung stehen, sog den Duft des feineren Tabaks mit Wollust ein und rief, einen kichernden Freudenton ausstoßend:

„Herr! Das schmeckt! Und ein solches gewickeltes Ding ist mir tusigmal lieber als das da, aber freilich, bei der Arbeit ist die Pfeife gut genug, und ich zerbeiße sie nicht so leicht wie das weiche Ding hier. O, o, Herr, ich danke Euch tusigmal."

Ich nickte und begann nun, meinen kleinen listigen Plan zu verfolgen, der mich ja in Jakobs Nähe geführt hatte. „Ich gebe es dir gern, Jakob," sagte ich, „aber nun mußt du mir auch einmal mit ein paar Worten erzählen, wie es dir im letzten Winter ergangen ist."

„Im Winter? O, da ist nicht viel zu erzählen, denn da kann man sich leider nur selten auf einen Berg setzen oder gar lagern und in die Welt und den Himmel hineinschauen. Da ist es kalt, Herr, und der Schnee liegt hoch, und je höher man hinaufsteigt, um so unzugänglicher werden ja auch die Berge."

„Jawohl, das kann ich mir denken, Jakob, aber ich meinte vorher, was ihr im Hause gemacht habt? Denn ihr beiden, Peter und du, habt euch doch im letzten Winter gewiß recht gut unterhalten, da ihr ja Gesellschaft gehabt, wie sie euch noch niemals zuteil geworden. Du siehst, daß ich genau davon unterrichtet bin."

Jakob machte ein seltsames Gesicht, hielt mit Rauchen ein und sah mich mit seinen weit aufgerissenen Augen eine Weile verwunderungsvoll an.

„So," sagte er langsam, „also das wißt Ihr? Na, wenn es so ist, dann mag ich es nicht leugnen, obgleich der Herr, der im Winter bei uns blieb, nicht gerne davon gesprochen haben will."

„Das weiß ich auch, Jakob, aber es tut nichts, und ich werde es ihm gewiß nicht wiedersagen, daß wir beide von ihm gesprochen haben. Sprich, womit hat sich der Mann denn die Zeit in dem langen Winter vertrieben?"

Jakob besann sich eine Weile, dann sagte er, während er wieder

seine Sense aufnahm und von Zeit zu Zeit damit einen raschen Schnitt durch das köstliche Gras tat:

„O, darüber ist eigentlich nicht viel zu sagen. Wenn Ihr es aber wissen wollt, so mag es darum sein. Er hat, wenn er in seiner Stube war, da oben in Numero zwölf hat er gewohnt, wo der kleine Ofen steht, immer am Fenster hinter einem Tisch gesessen und auf den See und die Berge hinausgeschaut, die von oben bis unten mit dickem Schnee bedeckt waren. Dann hat er auf Papier gezeichnet oder gelesen und geschrieben, was weiß ich! Wenn er aber einmal zu uns in den Hof hinunter kam, hat er zum Zeitvertreib mit uns in der Scheune Holz zersägt und gespalten, oder auch zur Abwechselung einmal den Schnee vom Hause fortgeschaufelt, um den Weg zwischen dem Hause und der Scheune frei zu halten, denn es lag gerade in diesem Winter sehr viel Schnee. Und dabei," fuhr Jakob nach einigem Besinnen fort, wozu ich ihn durch beistimmendes Kopfnicken zu ermuntern suchte, „dabei ist er immer ganz still gewesen, hat selten ein paar Worte mit uns gesprochen und meist sehr traurig ausgesehen, so weit ich dummer Mensch das beurteilen kann."

„So! Und jetzt wohnt er ganz allein auf der Alp?" fuhr ich zu fragen fort, als Jakob schwieg.

Er sah mich wieder höchst verwundert an. Plötzlich lachte er laut auf und rief: „So, also das weiß der Herr auch? Na, dann braucht es Euch kein anderer zu sagen, und ich also auch nicht."

„O doch, Jakob," sagte ich mit dem freundlichsten Ton, der mir zu Gebote stand, „ich möchte es gerade von dir wissen, da wir beide — ja so gute Freunde sind. Beschreibe mir also die Stelle, wo das hübsche neue Haus steht, damit ich sie nicht lange zu suchen brauche. Ich habe unten in Interlaken davon reden gehört und möchte es gern einmal sehen."

„Na ja, doch, das glaube ich wohl," rief Jakob, wieder einen scharfen Sensenstrich machend, „aber der Herr, der da oben wohnt, möchte nicht gern, daß viele Leute von seinem Hüttchen erfahren. Er liebt eben die Einsamkeit, und darum ist er auch im Winter auf dem stillen Berge geblieben."

„Ich weiß es. Es sollen auch nicht viele sein Haus sehen, nur ich allein, Jakob. Und ich bin wahrhaftig nicht der Mann, der etwas verrät, was ein anderer nicht verraten haben will."

„Nun, ja freilich, ich weiß es wohl, daß Ihr ein zuverlässiger Kerl

seid, und das hat der Peter und auch der Johann schon oft bei Tische gesagt, wenn Ihr uns einmal einen Schoppen Roten geben ließet, o ja!"

„Du sollst heute abend wieder einen haben, Jakob," erwiderte ich lächelnd, „aber nun gib mir auch die Stelle des Blockhauses an, damit ich es nicht so lange zu suchen brauche. Finden würde ich es doch, selbst wenn Heinrich und Christen nicht auf der Alp wären, die ich ja nur danach zu fragen brauchte, wenn ich einmal in der Sennhütte bin."

„Ja freilich," erwiderte Jakob, seine Zigarre mit gewaltigen Zügen wieder in lebhafteren Brand setzend, „die wissen es alle beide sehr genau, so genau wie ich. Na, seht, Herr, von der Sennhütte aus braucht Ihr nicht weit zu gehen, nur noch etwas mehr zu steigen —" und nun beschrieb er mir so genau den von mir vergeblich gesuchten Platz, daß ich ihn nicht noch einmal zu verfehlen befürchtete, und ich überhörte in meiner Freude, nun bald am Ziele zu sein, noch einige Bemerkungen, die Jakob über den seltsamen Bewohner dieser Hütte hinzufügte. Kaum hatte er zu Ende gesprochen, so stand ich von meiner Bank auf und schickte mich zum Gehen an, wobei ich mich nur noch einmal umdrehte, um mit so ruhigem Gesicht wie möglich Jakob meinen Dank für seine Berichterstattung auszusprechen.

„Hat nichts zu sagen, Herr," erwiderte er, „es ist gern geschehen. Und nun grüß' Euch Gott und geht hübsch langsam, denn es ist warm heute."

Bald war Jakob, der wieder emsig an seine Arbeit ging, hinter mir zurückgeblieben, und ich stieg nun im heißen Sonnenschein abermals die grüne Halde hinauf, die nach dem Walde führte, hinter dem mein heutiges Ziel lag. Langsam schritt ich nach dem Walde empor, und bald umfing mich auch sein kühler Schatten wieder, und ich konnte mit ruhigem Gemüte an das heutige Ziel denken, dem ich nun mit jedem Schritt näher kam, obgleich ich noch keine Ahnung davon hatte, ob es auch so vieler Mühe wert sei, und ob ich in der endlichen Entdeckung desselben irgendeine Befriedigung finden würde.

Nach Jakobs Bericht lag die neue Baulichkeit des einsiedlerischen Amerikaners nicht vor oder seitwärts der Sennhütte, wie ich bei meinem ersten Forschen danach angenommen, sondern eine ziemlich weite Strecke noch oberhalb derselben, und also ganz nahe an oder gar auf der höchsten Kuppe des Abendberges, zu der ein sehr steiler und schmaler Fußpfad führen sollte, und die, soviel ich früher und noch gestern gesehen, ganz von schwarzen Tannen bedeckt war. Und diese Stelle,

wenn man sie einmal den Augen der Welt verborgen halten wollte, war gewiß mit gutem Bedacht gewählt. Hätte sie vor oder in der Nähe der Sennhütte gelegen, so würde es bald um die gewünschte Einsamkeit des Einsiedlers geschehen gewesen sein, denn bis zur Sennhütte gingen dann und wann Fremde aus dem Hause unten, teils aus Neugier, teils um sich die gerühmte schöne Gegend von dort oben aus zu betrachten. Jedenfalls hätte man die Hütte dort, mochte sie so versteckt liegen wie sie wollte, bald entdeckt. Ueber die Sennhütte Sterchis hinaus aber kam selten jemand, höchstens ein abenteuernder Bergsteiger von Profession oder, was auch selten genug geschah, ein Gast Sterchis, um Alpenrosen zu pflücken. Dennoch lag sie da, wo sie wirklich lag, noch auf dem Grund und Boden Sterchis und zwar, wie ich nun bald mit eigenen Augen mich überzeugen sollte, so abgelegen und künstlich versteckt, daß nur ein sehr scharfes Späherauge oder ein Zufall sie auffinden konnte.

Bald nach halb sieben Uhr trat ich aus dem Walde und sah nun die grünen Anger im hellsten Sonnenlichte vor mir liegen, und der frische Luftzug, der hier oben fast beständig von den Gletschern herüberweht, kühlte angenehm die Wärme ab, die vom blauen Himmel niederströmte. Langsam und immer die bequemsten Wege wählend, schritt ich über die duftigen Halden, und schon lange bevor ich die Umzäunung um Sterchis Alp erreichte, hörte ich das melodische Läuten von den Glocken seiner Kühe durch die stille Luft zu mir herübertönen.

Endlich aber gewann ich die Ansicht der Sennhütte, und froh öffnete ich mir das Bohlengatter, hinter dem ihr Bereich begann. Diesmal jedoch war ich schon von oben her bemerkt worden, denn ein Mann stand vor der Hütte und schaute nach mir hin, mit freudigem Gesicht, wie ich bald gewahrte, denn der einsam lebende Senne dort oben freut sich jedesmal, wenn er Besuch aus seines Herrn Hause bekommt und, was ihm so selten begegnet, einmal ein paar harmlose Worte mit einem Menschen austauschen kann.

Als ich in Anrufsweite von ihm gekommen, ließ ich einen weithin schallenden Jauchzer los, und augenblicklich antwortete er mit einem ähnlichen, der noch viel lauter und melodischer als der meinige über die Halde scholl. An diesem echten Schweizerjauchzer erkannte ich schon meinen Mann, und in der Tat hatte ich Sterchis Sennen oder Käser, wie man ihn auch nennt, Heinrich Müller, vor mir, einen frischen, heiteren und kräftigen Burschen mit einem intelligenten Gesicht, der einer

von den Leuten seines Herrn war, mit dem man ein vertrauliches Wort reden konnte, und der sich immer geneigt zeigte, in seiner abgelegenen Hütte den zuvorkommenden Wirt zu spielen.

Als ich ihm näher gekommen, erkannte er auch mich, kam mir entgegengelaufen und hieß mich in seinem stillen Reiche willkommen, indem er mir herzlich seine mächtige Faust hinstreckte. Bald hatten wir unsere ersten Begrüßungen ausgetauscht, ich folgte ihm in die Hütte, um mich etwas abzukühlen, und da saß ich vor ihm, ein Glas voll herrlicher Milch in der Hand, die dem Wanderer nirgends so mundet, wie eben in einer Sennhütte, zumal wenn sie so schön gelegen ist wie diese.

Ich plauderte mit dem freundlichen Menschen ein Viertelstündchen über allerlei, ohne mit einem Worte an den in seiner Nähe wohnenden Fremden zu streifen und erzählte ihm nur, daß ich gestern schon einmal hier gewesen sei und von nun an, da ich vier Wochen bei Sterchi bliebe, noch öfter zu ihm kommen würde.

„Das soll mir recht sein, Herr Doktor," entgegnete er, „und daß ich gestern nicht zu Hause war, tut mir leid. Ich war auf Besuch zum Käser vom Hotel des Alpes gegangen und kam erst gegen Abend zurück, da ich den Buben, den Christen, hier vermutete. Na, der Racker war auch eben erst gekommen und hatte einen Abstecher gemacht, um Edelweiß zu holen. Aber wie — wollen Sie schon wieder fort?"

Ich war aufgestanden und schickte mich zum Gehen an. „Ja," sagte ich, „ich habe es heute etwas eilig, aber ich werde euch bald wieder besuchen, und dann werde ich länger bleiben. Lebt wohl, Heinrich!"

Ich reichte ihm die Hand, und er folgte mir vor die Hütte, blieb aber verwundert stehen, als ich mich nicht rechtsab nach dem gewöhnlichen von der Hütte wegführenden Wege, sondern nach einem kaum sichtbaren Fußsteige wandte, der gleich oberhalb des Hauses streng in die Höhe und in die Tannen hineinführte, die düster und doch so prächtig auf der höchsten Kuppe des Abendberges wurzelten.

„Wo wollen Sie denn da hin, Herr?" rief er mir nach. „Ihr Weg nach Hause läuft ja dort hinaus!" Dabei zeigte er nach der rechten Seite hin und kam mir einige Schritte nachgelaufen.

Ich drehte mich um und lächelte. „Ich weiß es wohl, Heinrich," sagte ich, „aber ich will heute noch ein wenig weiter hinauf. Zuerst will ich mir einige Alpenrosen pflücken, die da oben ja am schönsten blühen sollen, und dann — will ich mir einmal das neue Haus betrachten, welches die Baugesellschaft in diesem Frühjahr oben gebaut hat."

Der Knecht sah mich schweigend und mit offenem Munde an. Er war offenbar erstaunt, daß ich das nur wenigen bekannte Geheimnis zu erforschen im Begriff stand, welches er selbst, wie ich nun wohl sah, auch zu hüten gelehrt war.

„Ach so!" sagte er mit einem ganz eigentümlich matten Ton. „Nun ja, wenn Sie es schon wissen, wird es auch wohl irgendwo da herum liegen. Gehen Sie nur auf diesem Wege fort und versuchen Sie, ob Sie es finden."

Ich nickte ihm lächelnd zu, drehte mich um und schritt ruhig auf dem schmalen Fußpfade weiter, denn ich wußte mich durch Jakob so wohl unterrichtet, daß ich mein Ziel nun nicht mehr verfehlen konnte.

Allein, ich fand sehr bald, daß der steil aufstrebende Weg noch viel steiler war, als er von unten aussah, und schon dadurch manchen Touristen vom Betreten desselben abschrecken mochte. Auch war er ziemlich lang, wenigstens kam es mir das erste Mal in meiner Ungeduld so vor, und ich brauchte reichlich zehn Minuten, bis ich mich durch die Tannen hinaufgewunden, die plötzlich aufhörten und eine fast eirunde Matte, eine Art Hochplateau, frei ließen, das auf seinem mir gegenüberliegenden Rande, nach der Seite des Thuner Sees hin, wieder von einem Kranze dichtstehender Tannen eingefaßt war, die nun wirklich endlich auf der höchsten Spitze des Abendbergs thronten.

Da, als ich tief aufatmend am Anfang der Matte stillstand und meine Augen in das vor mir liegende Dickicht bohrte, fand ich endlich was ich so eifrig gesucht. Auf drei Seiten eng von den Tannen umfaßt, die ihre untersten Aeste und Zweige wie zum Schutz darüber hinbreiteten, zeigte sich die viel besprochene Blockhütte. Fast atemlos schaute ich auf sie hin, und auf der Stelle war mir klar, daß sie nur durch einen seltsamen Zufall hätte entdeckt werden können, denn der sonderbare Bewohner derselben hatte sie mit großer Geschicklichkeit gerade an einen der unzugänglichsten und geheimnisvollsten Orte des ganzen Berges verlegt. Von den zur Seite und darüber emporragenden Tannen fast ganz verhüllt, war nur ein Teil ihrer Vorderfront sichtbar und kaum als ein Bestandteil eines Hauses erkenntlich, denn die Baumstämme, aus denen sie künstlich zusammengefügt, waren absichtlich, damit die Neuheit derselben sich nicht durch ihre hellere Farbe verrate, braun gebeizt, so daß sie nur schwer von den sie umgebenden natürlichen Baumstämmen zu unterscheiden waren.

Als ich aber nun langsam näher trat, freilich, da sah ich auch das

einzelne sehr deutlich, und mit der größten Ruhe konnte ich mich meiner Betrachtung unterziehen, da ich nach eifrigem Umherspähen erkannte, daß niemand vorhanden war, der mich in meinem Unternehmen hätte stören können. Es war eine hübsche kleine Schweizerblockhütte; ihr flaches, graues, ganz unter den Tannenzweigen verschwindendes Dach war mit schweren Steinen belegt, sprang vorn weit vor und beschattete den Eingang, auf den gerade jetzt die hellsten Strahlen der Sonne fielen. Aber dieser Eingang war fest verschlossen, wie die beiden Fenster, von denen je eins auf jeder Seite der Tür angebracht war. Oberhalb der Tür befand sich ebenfalls ein kleineres Glasfenster, aber auch das war augenblicklich vorsichtig mit einem von innen vorgeschobenen Laden verdeckt. Ebenso die Fenster, aber hier lagen die Läden außerhalb, bedeckten die Scheiben und waren wahrscheinlich von innen her fest verwahrt.

Weiter war vor der Hand nichts zu sehen, und ich mußte mich auch damit begnügen, da ich ja nicht verlangen konnte, daß der stille Bewohner sich mir gleich bei meinem ersten Besuche zeige und mir die Tür seiner abgelegenen Wohnung öffne. Vielmehr war er augenscheinlich abwesend, streifte wahrscheinlich in den Bergen umher, und es konnte lange dauern, bis er wiederkehrte, was ich auch keineswegs abwarten wollte, da meine erste Neugierde vor der Hand gestillt war.

Wohl eine Viertelstunde blieb ich vor der Hütte stehen, umschritt sie, soweit es ging, und betrachtete mir alles einzelne mit größter Genauigkeit, wobei ich mir gestand, daß der Erbauer nicht arm an Mitteln sein müsse, denn alles und jedes war im höchsten Grade sauber und nett und machte auch dem Baumeister alle Ehre. Ueberdies mußte sie ziemlich geräumig sein, denn sie reichte tief in die Tannen hinein und ihre Hinterwand war fest an den Felsen geschmiegt, der ihr auch auf glatt gebrochenen Bruchsteinen eine sichere Unterlage gewährt hatte.

Endlich hatte ich sie lange genug betrachtet und wandte mich mit einem stillen Kopfschütteln wieder von ihr ab. Als ich mich nun aber umdrehte und zum erstenmal einen Blick von hier oben aus auf die unter mir ausgebreitete Gegend warf, da ward mir erst klar, warum sie gerade an diese Stelle verlegt war, und daß den unbekannten Einsiedler nicht allein die Neigung zu einem geheimnisvollen Aufenthalt, sondern offenbar auch die Lust an einer schönen Fernsicht hieher geführt haben mochte.

Und in Wahrheit, die Aussicht, die sich mir hier bot, war eine un-

vergleichlich prachtvolle, und nie hätte ich dergleichen auf dem unter seinen großartigeren Nachbarn so bescheiden daliegenden Abendberg vermutet, auf dem ich freilich auch nie so hoch wie heute gestanden hatte.

Lange stand ich in bewunderndes Anschauen versunken und labte Auge und Herz an dem Schauspiel da vor mir und an dem Frieden rings um mich, bis durch das Schwirren der Insekten hindurch eine Art Plätschern mein Ohr berührte, das aus unmittelbarer Nähe zu kommen schien und meinen Fuß sogleich nach der rechten Seite der Hütte hin in Bewegung setzte.

Ich brauchte nicht weit zu gehen, da hatte ich zu meiner freudigen Ueberraschung die Ursache dieses melodischen Plätscherns entdeckt. Aus einer Felsspalte, mitten in den Tannen gelegen, rieselte, nur mit Mühe durch Erika und Alpenrosen sich Bahn brechend, ein natürlicher Quell, der einige Fuß tiefer sich schon ein kleines sichtbares Bett gegraben hatte, um sich später weiter unten in jähem Fall den Abhang hinabzustürzen.

Es war dies dieselbe Quelle, die ihr Wasser mittelst einer künstlichen Röhrenleitung, wie ich erst später erfuhr, in die Sennhütte Sterchis zur Tränkung seiner Kühe führte, und als ich es an einer Stelle, die oft besucht zu werden schien, da der Boden ringsum von Menschenfüßen ausgetreten war, kostete, fand ich es so herrlich frisch und klar, daß ich mich wiederholt daran erquickte und wiederum des Einsiedlers Einsicht rühmen mußte, der sich diese so begünstigte Stelle zum Aufenthalt gewählt hatte.

Ich stand noch immer und schaute in die Nähe und in die Ferne, und mit jedem Blick wurde meine Bewunderung von neuem rege; allein auch Gedanken ernsterer Art besuchten mich bald. „Ja," sagte ich zu mir, „schön ist es hier oben an einem ruhigen Sommertage wie heute, aber wie mag es hier aussehen, wenn der Sturm da von drüben oder links her herüberheult, wenn die düsteren Wolken die ganze Welt mit ihren Schatten erfüllen und kein Baum, kein Berg, keine Menschenwohnung meilenweit sichtbar ist? O, und dann die Einsamkeit hier oben, die Abgeschiedenheit von aller Welt, kein Mensch in der Nähe, mit dem man gemütlich verkehren kann? O ja, es mußte eine ans Unbegreifliche grenzende Liebhaberei sein, sich freiwillig in solche Oede zu verbannen oder — ein ungeheurer Schmerz, der ein warmschlagendes Menschenherz auf alle Hilfe verzichten ließ, die der gesellig geborene Mensch seinem Nächsten erweisen und von ihm erwarten kann."

Nachdem ich mich längere Zeit meinen Gedanken hierüber hingege-

ben, wandte ich mich endlich wieder auf den Rückweg nach der Sennhütte und fand Heinrich vor der Tür sitzen und an einem Stück Holz schnitzeln, als erwarte er mich schon, und als sei er neugierig zu erfahren, was ich dort oben gesehen und ausgerichtet habe.

„Nun, Herr Doktor," rief er mir entgegen, „haben Sie gefunden was Sie gesucht?"

„Ja, Heinrich, ich habe die Hütte sehr leicht gefunden, und sie liegt wahrhaft prachtvoll; von dem Bewohner selbst aber habe ich keine Spur entdeckt."

Der Senne machte zuerst ein Gesicht, als ob er wisse, daß das diesem Bewohner selbst sehr gleichgültig sein werde, sagte aber dann mit lächelnder Miene:

„Das glaube ich wohl; auch wußte ich vorher, daß er weder heute noch morgen, und vielleicht auch übermorgen noch nicht zu Hause ist."

„So, das wußtet Ihr? Wohin ist er denn gegangen?"

„Je nun, Herr, das ist eine Frage, die so leicht nicht zu beantworten ist, denn der Herr oben macht oft solche Ausflüge und sagt niemals, wohin er gehen will, noch wo er gewesen ist, wenn ich es nicht später durch irgendeine Bemerkung von ihm erfahre. Heute morgen in aller Frühe ist er schon nach der Suleck hinübergegangen, und ich glaube, er wollte einmal, was er sich schon lange vorgesetzt, den Weg nach Mürren über die Ifenfluh versuchen. Es soll da in der letzten Zeit Gemsen gegeben haben, obwohl ich das sehr bezweifle, denn im Sommer kommen die Racker nur selten aus ihren kalten Regionen so tief herab."

„Wollte er denn etwa eine Gemse schießen?" fragte ich, „und hat er sich die Jagdgerechtigkeit dazu erworben?"

„Nun natürlich, Herr Doktor, ein solcher Herr wird sich doch nicht aufs Wildern einlassen? Ja, er hat seinen Jagdbrief und alles übrige, was er hier gebraucht, vollauf."

„So. Kommt er denn oft mit Euch in Berührung, und wer kocht ihm denn sein Mittagsbrot?"

Heinrich lachte aus vollem Halse. „Nun," sagte er, „er ist, wie er sich alles ist, auch sein eigener Koch. Das versteht er aus dem Grunde, und das hat er schon im vorigen Winter bei meinem Herrn bewiesen, der ihm ja auch keine Köchin oben gelassen hatte, und Peter und Jakob wären wahrhaftig nicht dazu angetan gewesen, ihm eine schmackhafte Speise zu bereiten. — Ob er aber oft mit mir in Berührung kommt, fragen Sie? Oft — nein! Sogar nur selten, meist nur dann, wenn

er durch den Jungen, den Christen, eine Bestellung an den Herrn auszurichten hat. Sonst hält er sich allein, und die Zeit wird ihm niemals lang, da er immer mit etwas beschäftigt, und höchstens abends, wo er meist sehr betrübt ist, kommt er bisweilen in die Sennhütte, weniger, um mit mir zu plaudern, denn er ist immer sehr schweigsam, als, wie es mich wenigstens bedünken will, in der Gesellschaft eines Menschen zu sein, wonach er denn doch wohl manchmal ein fühlbares Bedürfnis haben mag."

Ich war während dieser mir sehr interessanten Mitteilung in ein sehr ernstes Nachdenken versunken, dem ich allmählich, fast ohne es zu wissen, einen hörbaren Ausdruck gab. „Das muß ein seltsamer Mensch sein!" sagte ich still vor mich hin.

„Jawohl," antwortete Heinrich schnell, „das ist er gewiß, doch ein kluger Mann ist er auch. Er kennt und weiß alles, worauf auch nur die Rede fallen mag, und unser Land kennt er so gut, wie wir selber kaum. Selbst in der Sprache hat er sich schnell zurecht gefunden, und jetzt spricht er schon ganz gut Deutsch — Schwyzer und Hochdeutsch —, was er, glaube ich, zum Teil aus seinen Büchern gelernt hat. Sehen Sie, als er im vorigen Winter im Hause unten mit Peter und Jakob lebte, konnte er nur noch sehr wenig Deutsch sprechen — er ist nämlich ein Amerikaner, Herr, aus Baltimore, so sagte er mir — aber jetzt kann er sich schon gegen jedermann verständlich machen, und alle Tage merkt man, daß es damit besser geht, obgleich er doch, außer mit mir und Christen, mit niemandem spricht, denn auf seinen Bergtouren kehrt er niemals in Gasthäusern ein und nächtigt nur in Sennhütten auf dem Heu, was er vortrefflich versteht."

„So. Wißt Ihr vielleicht auch, wie er heißt, Heinrich?"

„O ja, Herr Doktor, das weiß ich, er hat es mir ja selbst gesagt, und der Name steht auch in seinen Büchern, von denen er eins einmal mit zu mir brachte. Er heißt Humphrey Scott."

„So, so, Humphrey Scott, ja, das ist ein amerikanischer Name. Also ein tüchtiger Bergsteiger ist er auch?"

„Sehr, Herr, und dauerhaft und gelenkig wie eine Gemse, als ob er in den Bergen geboren wäre. Auch springen und klettern kann er Tag und Nacht, und niemals ermüdet er, obgleich ich ihn —" und hier sah sich Heinrich etwas scheu um und fing auf einmal an, vertraulich und dabei etwas leiser zu reden — „obgleich ich ihn bisweilen doch für krank halte."

„Krank?" fragte ich und fühlte plötzlich eine noch viel größere Teilnahme für den fremden Mann in mir erwachen. „Wieso krank?"

„Nun ja, ehrlich gesprochen," fuhr Heinrich noch leiser fort und hielt in seiner Arbeit inne, als fühle er sich selbst durch das, was er sprach, bewegt. „Bisweilen kommt es mir so vor, als ob es mit ihm — hier oben im Kopfe nicht recht richtig wäre, und das sagt Peter da unten auch, der ja den ganzen Winter mit ihm zusammen gelebt hat. — Haben Sie schon mit Peter über ihn gesprochen?" fügte er mit weit geöffneten Augen und etwas lauernd hinzu.

„Nein, mit Peter nicht, aber mit Jakob."

„Ach, Jakob, der ist dazu viel zu dumm, Herr, der versteht das nicht und ist selbst im Kopfe nicht richtig."

Ich weiß nicht, wie es kam, aber es war mir zu Mut, als hätte ich genug über den Fremden gehört und müsse mir das übrige auf einen anderen Tag versparen. Es war eine seltsame Teilnahme an diesem Mann auf einmal in mir erwacht, und das Rätsel, das um ihn ausgebreitet lag, schien mir bedeutend an Umfang und auch an Interesse für mich gewonnen zu haben. Indessen ließ ich den Sennen nichts davon merken, sondern erhob mich rasch, um meinen Rückweg anzutreten. Heinrich begleitete mich eine Strecke, und da ihm mein schweigsames Verhalten auffallen mochte, sagte er:

„Sie werden doch von meiner Ausplauderei keinen Gebrauch machen, Herr Doktor? Ihnen aber, glaubte ich, das schon sagen zu können, zumal Sie ja doch schon von dem Amerikaner gehört hatten."

„Befürchtet nichts, Heinrich," erwiderte ich und reichte ihm die Hand, „meiner Verschwiegenheit, wenn sie nötig ist, seid Ihr sicher. Aber wißt Ihr was? Einen Gruß könnt Ihr dem Einsiedler doch wohl von mir bestellen, wenn Ihr ihm erzählt, daß Besuch hier gewesen ist, und da könnt Ihr ihm auch sagen, daß ich nicht in der Absicht hierhergekommen sei, um ihn zu stören oder zu belästigen, sondern daß ich auch ein Mensch wäre, der ein Herz für eine so große Natur hat, wie sie hier um ihn liegt. Wollt Ihr ihm das sagen?"

Heinrich lächelte etwas ironisch, als ob er vorher wisse, daß dieser Gruß dem Amerikaner sehr gleichgültig sein würde, aber er sagte doch:

„Gewiß will ich das ausrichten, sobald ich ihn sehe. Darf ich ihm denn auch sagen, daß Sie der Doktor sind, der alle Jahre zum Sterchi kommt und in den Bergen herumklettert? Denn er hat gewiß schon

vom alten Peter unten von Ihnen sprechen gehört, der ihm im Winter oft alles mögliche vorgeplaudert hat."

„Ja, das sagt ihm dreist," erwiderte ich und, nachdem ich Heinrich noch einmal die Hand gereicht, verließ ich ihn und ging so tief in Träumereien versunken nach Hause, daß ich weder auf meinen Weg, noch auf die schöne Fernsicht und die Hitze achtete, die im Walde herrschte, in den die Mittagssonne gerade auf meinem Rückwege ihre vollste Glut hineinsandte.

9.

Als ich aus dem Walde auf die Hausalp hinausgetreten war und nach dem Hause hinabblickte, fand ich die Umgebung des sonst so stillen Hauses ungewöhnlich belebt und sah Sterchi und verschiedene seiner Dienstleute geschäftig mit einer zahlreichen Menge eben angekommener Gäste verkehren.

Noch etwas tiefer bis zu der Wettertanne hinabsteigend, setzte ich mich auf die Bank daselbst und betrachtete mir nun aus der Ferne die allmählich sich abwickelnden Vorgänge im Hofe und zwischen Haus und Scheune. Es mußten in der Tat mit einem Male viele Menschen angekommen sein, denn gesattelte Pferde und Esel standen vor dem Hause oder wurden eben in den Stall geführt, und Träger, mit Koffern und Reisetaschen bepackt, entluden sich eben mit Hilfe des überall eingreifenden Johanns und des alten Peters ihrer Bürde. Damen und Herren in allen möglichen Kostümen, die heißen Stirnen mit ihren Tüchern trocknend, umstanden in einem geräumigen Kreise den eifrig gestikulierenden Wirt und machten ihn, ein jeder mit der freundlichsten Miene, mit ihren verschiedenen Wünschen bekannt.

Als ich das anfangs mit ruhig schlagendem Herzen ansah, fing dasselbe mit einem Male heftiger zu pochen an, und die Frage wurde in mir laut: „Wie, sollten vielleicht auch meine drei Engländerinnen unter den eben angekommenen Gästen sich befinden?"

Ich nahm rasch mein Glas zur Hand, ohne das ich hier oben nie ins Freie gehe, und forschte unter den Sterchi Umstehenden nach bekannten Gesichtern und Gestalten, aber so scharf ich auch alle musterte, ich bemerkte keine in schwarze Stoffe gekleidete Trauergestalt, und ebensowenig waren Neds und Nellys dunkle Gesicher unter den ferner und seitwärts Stehenden zu entdecken. —

Als ich eine Stunde später in den Speisesaal trat, fand ich den einen langen Tisch vollständig mit Gästen besetzt, unter denen sich teils angemeldete und längere Zeit auf dem Berge verweilende Besucher, teils Touristen befanden, die nur auf einige Stunden die schöne Aussicht und die frische Bergluft genießen wollten. Bekannte aus früheren Zeiten traf ich auch jetzt noch nicht unter ihnen, nur von Beau-Site waren allerdings einige Pensionäre, unter diesen eine alte Russin mit ihrem kranken Sohne, heraufgekommen, die sich bei Sterchi nach mir erkundigten und mir, als wir nach Tisch auf dem herrlich gelegenen Balkon den Kaffee tranken, die freundlichsten Grüße von Vater Ruchti brachten.

Mit Sterchi über meine heutige Morgenpartie zu plaudern, fand ich keine Gelegenheit; er hatte alle Hände voll zu tun und spielte den aufmerksamen Wirt mit einer Behendigkeit und Willfährigkeit, die ihm rasch alle Herzen gewannen. Auch für seine Untergebenen begann von diesem Tage an ein mühevolles Dasein, und das bisherige Stillleben hatte auf zwei ganze Monate durchweg aufgehört. Boten auf Boten wurden zu Tale gesandt, um die nötigen Lebensmittel alle Tage frisch auf den Berg zu schaffen und die Wünsche der oben Weilenden zu befriedigen. In der Küche brodelte und prasselte das Feuer den ganzen Tag, und die Köchin, der Frau Sterchi rüstig zur Seite stand, hatte alle Hände voll mit ihren Braten und Pasteten zu tun, da, wie bekannt, der Appetit der zeitigen Bergbewohner immer der beste und alle Tage im Wachsen begriffen ist. Auch die flinken Kellnerinnen, Anna und Lina, flogen nun treppauf, treppab und wurden ohne Unterlaß bald nach diesem, bald nach jenem geschickt, denn von diesem Tage an kamen täglich, außer den im Hause Wohnenden, Touristen in großer Anzahl herauf, die sich teils bis zum Mittag bei hastig eingenommenen Frühstück oder ein paar Stunden beim Nachmittagskaffee auf dem Berge aufhielten.

Erst ganz spät, als ich mich schon zur Ruhe begeben wollte, begegnete mir Sterchi auf der Treppe, und da blieb er einen Augenblick stehen, sah mich ironisch lächelnd an und fragte:

„Na, sind Sie heute morgen wieder auf der Alp gewesen?“

Ich empfand keine Lust ihm meine Erfahrungen daselbst schon für jetzt anzuvertrauen, und so sagte ich, kurz mit dem Kopfe nickend: „Ja!“

„Und haben Sie gefunden, was Sie suchten?“ forschte er weiter.

„Nicht alles, aber etwas doch!“ erwiderte ich. „Indessen gibt es

ja noch andere Tage, und die werden mich wohl noch das Fehlende finden lassen."

„Möglich!" entgegnete er mit seiner gewöhnlichen Kürze, und so schieden wir, und ich hatte abermals einen angenehmen und nicht ganz fruchtlosen Tag auf dem Abendberge zu verzeichnen.

* * *

Trotzdem die Luft am Abend, als ich mich zur Ruhe begab, vollkommen klar gewesen war, und die Sterne am wolkenlosen Himmel ihre ganze Pracht entfaltet hatten, so war doch am nächsten Morgen, als ich schon vor sechs Uhr ans Fenster trat, zu meiner Verwunderung, nichts von der ganzen vor und und unter mir liegenden Welt zu sehen, und nur der Himmel schimmerte mattblau durch einen leichten Nebelflor auf mich hernieder. Alles übrige, das Bödeli, der Brienzer See und die ihn umkränzenden Felsen waren mit schneeweißen, dichten Wolken verhüllt, die sich unmittelbar vor mir auf den grünen Halden des Abendberges miteinander mischten und da in einem schweigsamen, aber mächtigen Kampf begriffen waren.

Bei solchem Wetter jedoch, wie wir es in diesen Tagen hatten, treiben die Wolken nie lange ihr Spiel, in der Regel schwinden sie bald, von irgendeiner Kraft verflüchtigt, und so war es auch heute der Fall. Schon um acht Uhr war der befremdliche Luftkampf ohne sicht- oder hörbare Explosion beendet, und die mächtige Sonne vollbrachte mit ihrem starken Bundesgenossen, dem Winde, das große Werk in aller Stille, denn um die genannte Zeit waren die Wolken ebenso plötzlich verschwunden, wie sie gekommen, und die ganze Welt lag wieder in ihrer vollen übersichtlichen Schönheit klar vor meinen Augen.

Bis gegen neun Uhr arbeitete ich im Zimmer, denn ich hatte hier oben immer viele Briefe nach aller Welt Enden zu schreiben; dann aber lockte mich die frisch in mein Fenster strömende Luft und der strahlende Sonnenglanz ins Freie, und ich trat, ein Buch unter dem Arm, meinen Weg nach einem in der Nähe des Hauses gelegenen schönen Punkte an. Indessen gelangt man an einer solchen Stelle nicht leicht zum anhaltenden Lesen. Die Bilder der Außenwelt sind zu verlockend und verführerisch, und man gewahrt bald da, bald dort irgendeinen neuen Reiz, ein neues Gebilde, und so ging es auch mir diesmal, und ich gab mich nur zu gern mit ganzer Seele dem vor mir liegenden Schauspiele hin.

Ich mochte jedoch kaum eine halbe Stunde hier verweilt haben und

war wieder auf einige Minuten in mein Buch vertieft, als ich plötzlich hinter mir einen leichten Schritt und gleich darauf auch ein halblautes Gekicher vernahm, das mit einen wohlbekannten Ton an mein Ohr drang und mich mit einem Schlage meiner Beschäftigung entriß. Ich drehte mich um und sah in der Tat Ned hinter mir stehen, der so leise wie möglich herangeschlichen war, um, von Sterchi über meinen Sitz aufgeklärt, mich zuerst durch seine Anwesenheit zu überraschen.

Er hatte seine Absicht vollständig erreicht und freute sich auf seine natürliche Weise so laut darüber, daß er mehrere Male fröhlich auflachte und, wie die jungen Neger in ihrer Lebhaftigkeit es zu tun pflegen, mit seltsamen Sprüngen vor mir auf dem Rasen tanzte.

„Massa Doktor," rief er in seinem zum Lachen reizenden Kauderwelsch, „ja, Ned sein da und Nelly auch, und sie freuen sich sehr, endlich einmal auf einen so hohen Berg gestiegen zu sein."

Ich nickte ihm freundlich zu, fragte aber sogleich: „Wo ist deine Herrschaft, Ned? Ihr beide seid doch nicht allein heraufgekommen?"

„O nein, Massa Doktor, wie können Sie sich das denken! Ned und Nelly gehen ohne ihre Herrschaft nie so weit und, sehen Sie da, sie sein schon ganz nahe bei Ihnen, und da kommen sie mit dem großen Mann ohne Haar auf dem Kopf heran."

Ich blickte nach dem Hause hin, und da sah ich zu meiner Freude, daß Sterchi die drei Damen, die soeben zu Pferde gekommen waren und zuerst nach mir gefragt hatten, nach meinem Platze führte.

Natürlich eilte ich ihnen mit schnellen Schritten entgegen, und bald hatte ich sie erreicht. Voran, neben Sterchi gehend, schritt Mrs. Duncan mit ihrem langsam majestätischen Gange auf mich zu, hinter ihr die beiden jungen Damen; bald aber, sobald ich ihnen sichtbar wurde, sprang Miß Lucy der Mutter voran, eilte auf mich zu und mir die Hand entgegenstreckend, rief sie laut:

„O, lieber Herr Doktor! Da sind wir ja glücklich angelangt, und ach, wie schön, wie wunderbar schön ist es auf Ihrem Berge!"

„Ja," sagte nun Mrs. Duncan, indem sie mir auch liebevoll lächelnd die Rechte bot, „Lucy hat recht. Wir sind zwar eben erst angekommen und haben nur noch wenig von den Herrlichkeiten hier oben gesehen, aber was wir sahen, ist gewiß herrlich, und eine solche frische Luft habe ich wohl noch nie eingeatmet."

Als ich ihren Gruß mit einigen Worten erwidert und mich nun an Miß Mary Markham wandte, trat auch diese mit langsamer Bewegung

an mich heran und streckte mir ihre vom Handschuh entblößte Hand entgegen. Dabei sprach sie kein Wort, aber der tiefe Blick, den sie in mein Auge tat, und der feste Druck ihrer Hand sagte mir zur Genüge, daß der alte Sturm noch immer in ihrer Brust wühle, und daß sie bei weitem noch nicht die Ruhe gefunden habe, die ich bereits zu meiner größten Freude auf Mrs. Duncans edlem Gesicht ausgeprägt fand.

Da wir einmal auf dem Wege nach der nächsten schönen Aussicht waren, so führte ich sie alle drei, nachdem Sterchi uns verlassen, nach der Bank, auf der ich soeben gesessen, und beschrieb ihnen nach bestem Wissen alles, was sie hier vor Augen hatten. Sie schauten schweigend und sichtbar voller Bewunderung vor sich hin, und es dauerte lange, ehe ich sie dem schönen Anblick entziehen und einige Schritte höher den Berg hinauf bis zur ersten Bank auf der Hausalp geleiten konnte und ihnen nun von hier aus das schöne Stück Erde zeigte, welches tief unten und rings herum vor ihren staunenden Augen ausgebreitet lag.

Alle waren dabei ganz still geworden, denn so groß und erhaben hatten sie sich hier oben die Welt nicht gedacht. Indessen, ich wollte sie hier nicht zu lange aufhalten, und da ich sie in der heißen Sonne, die schattenlos auf uns niederbrannte, nicht sogleich höher steigen lassen mochte, führte ich sie wieder hinab nach einer Laube in der Nähe und unterhalb des Hauses, von der man mit einem Blick beide Seen, den von Thun und den von Brienz überschaut.

Kaum aber hatten wir das Innere der so anmutig gelegenen Laube betreten, so ließ sich ein dreifacher Ausruf des Entzückens hören, denn auch Miß Marys stummes Hinstarren ward durch den bezaubernden Anblick gebrochen, und sie sagte wiederholt mit tiefem Empfinden:

„Jawohl, jawohl, das ist schön, das ist wunderbar schön!"

„O," rief hier Miß Lucy munter, indem sie sich auf einen Stuhl vor dem Tisch niederließ, von dem aus man den im Sonnenlicht strahlenden Thuner See überblickt, „hier wollen wir oft sitzen, Mary, und arbeiten und unsere Briefe nach der Heimat schreiben, denn einen traulicheren und einladenderen Platz dazu kann es ja auf der ganzen Welt kaum geben."

„Sie werden noch schönere Plätze da oben finden, Miß Lucy," sagte ich, „und ich wollte Ihnen nur zuerst die am leichtesten erreichbaren zeigen. Doch nun — haben Sie Ihre Zimmer schon gesehen?"

„Wir sind noch mit keinem Schritt im Hause gewesen," erwiderte Mrs. Duncan. „Der Wirt kam uns entgegen, als wir anlangten, und

führte uns sogleich zu Ihrem Sitz, da wir nach Ihnen fragten. Doch sehne ich mich allerdings etwas nach Ruhe. Der Weg hier herauf ist selbst zu Pferde beschwerlich, und ich fühle den Ritt, als ob ich vier Stunden in der Ebene im Sattel gesessen hätte."

So kehrten wir denn nach dem Hause zurück. An der Tür empfingen uns Sterchi, Ned und Nelly, und letztere knixte so artig gegen mich, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihr mit einem freundlichen Gruße die Hand zu reichen, die sie mit rascher Bewegung ergriff und flüchtig, ehe ich es verhindern konnte, an ihre Lippen drückte. Sonst sprach sie kein Wort, und nur ihre funkelnden Augen und das blitzschnell kommende und ihren Mund umspielende Lachen verrieten die Freude des schwarzen Kindes, daß sie ihren alten Bekannten aus Beau-Site, der ja nun auch der Freund ihrer Herrschaft geworden war, hier oben wiedergefunden hatte.

Als wir die beiden Zimmer der Damen betraten, die auf demselben Korridor, wie das meine, nur wenige Stufen höher lagen und ziemlich behaglich eingerichtet waren, blieben die drei Damen im ersten Augenblick lautlos an den geöffneten Fenstern stehen, und dennoch sprachen ihre Mienen verständlich genug ihre Empfindungen aus. Ich beschrieb ihnen nun alles einzelne, was vor ihnen lag, und sie hörten mir schweigend und tiefbewegt zu, dann aber ließ ich sie allein und nun wurden Ned und Nelly gerufen, um ihrer Herrschaft behilflich zu sein, sich gemütlich in den Zimmern einzurichten, und die bereits heraufgebrachten Koffer, die auf dem Korridor standen, eines Teiles ihres Inhalts zu entleeren. —

Erst zwei Stunden später sah ich sie bei Tisch wieder, und auf meine Veranlassung hatte Sterchi ihnen die Plätze neben mir angewiesen, indessen mußten wir uns mit der noch leeren zweiten langen Tafel begnügen, da die erste gefüllt war, was mit der unsrigen jedoch auch schon am nächsten Tage geschah, da nun allmählich alle Gäste anlangten, die ihre Wohnung auf dem Berge bestellt hatten, und unter denen, wie ich hier gleich vorweg bemerken will, niemand war, den ich genauer kannte, oder der mir ein größeres Interesse einzuflößen, geeignet gewesen wäre.

An dem besetzten Tische entwickelte sich unter den daran sitzenden fünfundzwanzig Personen, die größtenteils schon am Tage vorher nähere Bekanntschaft miteinander geschlossen, augenblicklich eine lebhafte Unterhaltung; wir vier dagegen verhielten uns anfangs ziemlich schweig-

sam, bis Mrs. Duncan, die zu meiner Rechten saß und durch ein Fenster auf die im glühenden Mittagslicht prangenden Schneeberge sehen konnte, nach längerem Hinstarren darauf zu mir sagte:

„Ja, lieber Herr Doktor, ich glaube, Sie haben uns hier an den richtigen Ort gebracht. Wenn irgendwo, so hoffe ich hier meine Gesundheit wiederzuerlangen, die für meine Kinder ja so notwendig ist. Aber sagen Sie mir, haben Sie getan, was Sie mir am letzten Abend unsers Beisammenseins versprachen, und an Ihren Freund — wegen des betreffenden Falles geschrieben?"

„Ja," sagte ich, „ich habe es getan, indessen müssen Sie einige Geduld haben, bis seine Antwort kommt. Er ist verreist und augenblicklich mehr als gewöhnlich beschäftigt, jedoch habe ich ihm Eile anempfohlen, und, wie ich ihn kenne, wird er alles aufbieten, um meine ihm vorgelegten Fragen erschöpfend zu beantworten."

„Gott gebe, daß es ihm möglich sei," erwiderte Mrs. Duncan, „und dann will ich mich ja gern zu beruhigen versuchen."

Miß Mary, die neben ihrer Tante und von mir also am weitesten entfernt saß, während ihre Cousine an meiner Linken Platz genommen, verhielt sich bei Tische hier ebenso stumm und teilnahmlos wie unten in Beau-Site, nur flogen ihre Blicke bisweilen mit einem forschenden Ausdruck nach mir hin, und mir war dabei immer zu Mute, als wäre sie wohl geneigt, sich in das Gespräch zu mischen, oder mir eine Frage vorzulegen; und daß ich mich darin nicht getäuscht, sollte ich sehr bald durch Miß Lucy erfahren, die die Gelegenheit wahrnahm, mit leiser Stimme mir zuzuflüstern, sie habe mir etwas zu sagen, was mich nur allein anginge, und ich möge ihr doch nach Tische, wenn ihre Mutter mit ihrer Cousine auf dem Balkon eine Tasse Kaffee trinke, einige Augenblicke schenken. Die Mutter sei von ihrem Wunsche in Kenntnis gesetzt und werde Miß Mary in ihrer Nähe behalten, wir würden also vollkommen ungestört sein, wenn ich sie an einen Platz führen könne, wo kein Fremder uns in den Weg träte.

Ich nickte ihr beistimmend zu und verhieß, ganz nach ihrem Wunsch zu verfahren. Sie solle mir nur folgen, fügte ich hinzu, wenn die Tafel aufgehoben sei, und um eine Störung von anderer Seite her solle sie unbesorgt sein.

Sie blickte mich befriedigt an, und als wir bald darauf abgespeist hatten und ihre Mutter, sich auf Miß Marys Arm stützend, auf den Balkon hinausgetreten war, wo beide bald unter den anderen Damen

Platz nahmen, folgte sie meinem Wink und verließ mit mir den Saal und das Haus, um dem Orte zuzueilen, den ich schon in Gedanken für unsere Unterredung auserwählt hatte.

Es war das die erste Bank im Walde am Wege nach dem Tale hin und nur wenige Schritte von der Scheune entfernt. Sie liegt im tiefsten Waldschatten und lehnt sich an einen hohen mit Tannen bewachsenen Felsrücken, während dicht davor ein jäher Absturz sich öffnet, aus dem ebenfalls uralte Tannen emporragen. Auf diese Weise kann man hier von niemandem belauscht werden, und sollte sich jemand dem stillen Sitze nähern, mag er nun vom Tale heraufkommen oder den Berg hinabsteigen wollen, so sieht und hört man ihn schon aus der Ferne, um alsbald, wenn es notwendig sein sollte, im Gespräch zu verstummen.

Eine Weile saßen wir beide hier schweigsam nebeneinander und schauten uns in dem friedlichen Naturtempel um, wobei mir, ich will es ehrlich bekennen, das Herz vor Erwartung schlug, was es wohl sein möge, was Miß Lucy mir hier zu sagen habe.

„Nun," begann ich endlich die Unterhaltung, „ist dieser Platz Ihnen genehm? Sie sehen, hier hört und stört uns niemand, und Sie können so laut sprechen, wie Sie wollen, da wir auf hundert Schritte weit nach beiden Richtungen blicken und jeden etwa Herankommenden wahrnehmen können."

„O," erwiderte die junge Dame und legte ihre Hand vertraulich auf meinen Arm, „Sie haben recht, das ist ein köstlicher Platz zum geheimen Reden, und hier mag schon mancher andere seinem Herzen freien Lauf gelassen haben. Das will ich denn auch tun, und so beginne ich damit, Ihnen meinen herzlichen Dank zu sagen für alles das, was Sie bisher an uns getan. Namentlich meiner armen Mutter haben Sie unbeschreiblich wohlgetan, schon dadurch, daß Sie so innigen Anteil an ihrem Schicksal nehmen, und Sie werden sich gewiß bereits selbst überzeugt haben, daß sie viel teilnehmender an allem, viel munterer, ich möchte fast sagen heiterer geworden ist, seitdem sie ihre gequälte Seele — zum Teil wenigstens — vor Ihnen entlastet hat. Dies Glück nun, welches Sie ihr bereitet haben, möchte ich auch einer anderen zuteil werden lassen, und Sie werden wohl erraten, daß ich meine arme Cousine damit meine, die tiefer denn je in Leid und Trübsal steckt und von uns am meisten einer wohlwollenden Hilfe und eines sie aufrichtenden Trostes bedarf. Und ich eile damit so sehr, es Ihnen hier gleich am ersten Tage zu sagen, weil es mir die höchste Zeit zu sein scheint, sie aus ihrer

inneren Versunkenheit emporzureißen und ihrem Schmerze Einhalt zu gebieten. Sie hat, solange sie darüber nicht sprechen kann, weder Tag noch Nacht Ruhe, sie quält sich mit Selbstvorwürfen der härtesten Art und zehrt sich dabei so auf, daß ich immer befürchte, sie werde unter der Last zusammenbrechen, die sie zu tragen hat. Sie ist eben eine eigenartige und leidenschaftliche Natur und schwer zugänglich für äußeren Trost, und so gibt sie sich ganz und gar ihren Empfindungen hin, die freilich bitter genug sind und sie zu erdrücken drohen, wenn ihr nicht zur rechten Zeit beigesprungen wird. Freilich, sie könnte darin vernünftiger und maßvoller sein, aber das versteht sie eben nicht. Ich sehe es ja auch ein und empfinde es tief mit, was für ein großes Unheil wir erduldet, aber ich beherrsche mich standhaft und suche den Schmerz in mir zu besiegen. Halten Sie mich also nicht für teilnahmlos, daß ich so über sie spreche. Und wenn eine Schwester den verlorenen Bruder tief betrauern kann, dann tue ich es gewiß. Indessen muß jeder Kummer, also auch die Aeußerung desselben, seine Grenzen haben und darf nicht in so sichtlich zutage tretende Verzweiflung ausarten, wie es bei Mary der Fall ist. Man kann es ihr ansehen, sie ist ja wie versunken in ihren Schmerz, und ich empfinde immer einen peinlichen Stich in meiner Seele, wenn ich meine Augen auf sie richte. Bemerken Sie das nicht auch und denken Sie darin wie ich?"

„Jawohl," sagte ich voller Teilnahme, „ich habe es vom ersten Tage an bemerkt und denke auch wie Sie darin. Aber warum ist denn gerade sie so über alle Grenzen hinaus betrübt?"

Miß Luch sah einen Augenblick gedankenvoll vor sich hin und dann sagte sie:

„Das darf ich Ihnen nicht sagen, auch wenn ich es wollte; sie hat mir die strengste Verschwiegenheit darüber anbefohlen. Aber wenn Sie nur die Gelegenheit herbeizuführen wüßten und ihr mit Teilnahme und Herzlichkeit entgegenkämen, so würde sie es Ihnen ohne Zweifel selbst und recht gern gestehen. Denn sehen Sie — soviel darf ich Ihnen verraten — auch sie hat, ich weiß nicht, wie es gekommen ist, ein großes Vertrauen zu Ihnen gefaßt, und da sie nicht recht weiß, was die Mutter Ihnen gesagt, die gegen uns über ihre geheime Unterhaltung mit Ihnen geschwiegen hat, so ist sie in Unruhe, daß auch Sie sie so hart beurteilen, wie sie sich selber beurteilt."

„Nein, das tue ich gewiß nicht," unterbrach ich die eifrig Redende, „aber ich befinde mich hier in einer eigentümlichen Lage, die ich bei wei-

tem noch nicht überschauen kann, da Ihre Frau Mutter ihr Vertrauen mir nur bis zu einer gewissen Grenze geschenkt hat. — Miß Mary also hat Vertrauen zu mir?" fügte ich nachdenklich hinzu.

„Ja, ein recht großes sogar, und sie sagte mir neulich, als sie hörte, daß meine Mutter Ihnen ihre Lebensgeschichte erzählt, daß sie wahrhaft nach einer Unterredung mit Ihnen schmachte, einmal, um ihr Herz zu erleichtern, und dann, um sich — von Ihnen ihr Urteil sprechen zu lassen, das, so glaube ich, gewiß kein grausames sein wird."

„Nein," sagte ich mit bestimmtem Ton, „ganz gewiß nicht, obgleich ich keine Ahnung davon habe, warum sie ein Urteil über sich von mir fordert. Indessen soll es geschehen, wenn sie es verlangt und wenn Sie es wünschen."

„Ja, ich wünsche es sehr und bitte Sie sogar darum, und noch die Bitte füge ich hinzu, daß Sie sobald wie möglich die Gelegenheit herbeiführen, daß sie sich Ihnen mitteilen kann. Sie werden sie sofort dazu bereit finden, sobald sie nur gewiß ist, daß Sie ihr Gehör schenken wollen."

Ich dachte einen Augenblick nach, dann sagte ich: „Gut, ich will es noch heute tun, wenn Ihnen das recht ist, und die Gelegenheit dazu wird leicht herbeizuführen sein. Lassen Sie sie also heute abend, etwa eine Stunde vor Untergang der Sonne, mit mir allein, dann will ich sie auf einen stillen und schönen Platz führen, wo sie, wenn sie will, mir ihr Herz ausschütten mag. — Wird Ihre Frau Mutter damit einverstanden sein?" fragte ich noch.

„O, ganz gewiß, meine Mutter hat darin nur einen und denselben Wunsch mit mir und verspricht sich, wie ich, die beste Wirkung von Ihrem Beistande."

„Nun, so vertrauend bin ich gerade nicht," versetzte ich, „und ich weiß nicht im geringsten, ob ich imstande sein werde, ihr so tief gebeugtes Herz in irgendeiner Weise wieder aufzurichten."

„O doch, ich glaube, ja ich weiß es im voraus, sobald sie Ihnen nur ihr Leid mitgeteilt haben wird. Schon das wird sie beruhigen, denn bisher hat sie ihr Inneres vor jedermann verschlossen, und unser Trost, die wir ja mit ihr ähnlich leiden, ist immer nur ein halber gewesen."

„So will ich es versuchen," sagte ich etwas bedrückt, „und sie wenigstens zum Sprechen zu bewegen suchen. Das ist allerdings schon ein großer Trost, ich kenne das. Doch nun hören Sie, wie wir unsere

Abendunterhaltung einleiten wollen. Sagen Sie Ihrer Frau Mutter und Miß Mary, daß ich sie einlüde, mit mir um sechs Uhr, wenn die größte Hitze vorüber ist, auf den Berg hinter dem Hause zu steigen, was durchaus nicht so beschwerlich ist, wie es anfangs aussieht. Wenn wir dann bei der ersten Hütte angekommen sind, wo eine Bank mit schöner Aussicht steht, so bleiben Sie mit Ihrer Frau Mutter zurück, während ich mit Miß Mary noch höher hinauf steige. Dort will ich ihr die beste Gelegenheit zum Sprechen bieten, aber für den Erfolg kann ich leider nicht stehen, da ich ja den Umfang und die Art ihres Schmerzes nicht kenne."

Miß Lucy drückte mir freudig die Hand und schüttelte anmutig den blonden Lockenkopf. „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen," rief sie laut aus, „Sie sind so ungemein gütig gegen uns, und ich — ich sehe einen guten Erfolg voraus, verlassen Sie sich darauf."

Nach diesen Worten standen wir auf und gingen nach dem Hause zurück, um auch auf dem Balkon unsern Kaffee zu trinken. Aber ich war und blieb unwillkürlich sehr still und nachdenklich den ganzen Nachmittag über, denn die mir so plötzlich zugefallene Rolle bedrückte mich, obgleich ich ja ähnliches schon oft im Leben erfahren hatte und nicht selten der Tröster Leidender gewesen war. Doch ich befahl die ganze Sache Gott, dem HErrn, und rief ihn ernstlich an, mich zu erleuchten und mir das Wort des rechten Trostes ins Herz und in den Mund zu geben.

10.

Punkt sechs Uhr waren die drei Damen bereit, mit mir die Hausalp zu besteigen und den Sonnenuntergang von ihrer Höhe mit anzusehen. Unserer Verabredung gemäß, blieben Miß Lucy und ihre Mutter auf einem zwar auch sehr schön, aber doch minder hoch gelegenen Punkte stehen, während ich Mary Markham aufforderte, mit mir die „Sieben Tannen" — wie die Leser wissen, meinen Lieblingsplatz — aufzusuchen. Die junge Dame war dazu augenblicklich bereit, und so wandelten wir denn im ruhigsten Schritt über das grüne Plateau unserm Ziele zu.

Kein Wort ward auf diesem Wege zwischen uns gewechselt. Miß Mary folgte mir ruhig und in sich gekehrt, und als ich endlich meinen Lieblingsplatz erreicht, blieb ich stehen, deutete auf die Bank und lud sie

ein, sich niederzulassen. Indes, sie schien nicht zu hören. Hastig tat sie einige Schritte vorwärts und trat dicht an die einfache Brüstung, die den einsamen Platz von dem gefährlichen Absturz in die Tiefe trennt. Ich sah es ihr an, wie überwältigend der wundervolle Anblick, der sich ihr bot, auf ihr empfindliches Gemüt einwirkte. Die schon ziemlich tief gesunkene Sonne übergoß die ganze prachtvolle Szenerie mit goldenem Schimmer; der majestätische Thuner See zumal glich einem Feuersee, dessen purpurne Fluten nur hie und da von den mächtigen Gebirgen, die ihn umkränzen, dunkler beschattet wurde. Auch der Himmel über uns erschien wie ein noch gewaltigeres Feuermeer, von dessen blitzendem Mittelpunkt lebhaft funkelnde und weitreichende Strahlen ausgingen, die in der Tiefe eine unzählige Menge überraschender und reizender Bilder schufen. Wie meine Begleiterin, so genoß auch ich dies köstliche Schauspiel eine geraume Weile, in anbetender Bewunderung dessen mich versenkend, der mit seiner allmächtigen Hand dies alles bewirkte.

Endlich fiel mir wieder der eigentliche Zweck meines Hierseins ein. Ich wandte mich an meine schweigsame Gefährtin und lud sie abermals ein, sich auf der Bank niederzulassen, indem ich ihr ankündigte, daß der eigentliche Sonnenuntergang wohl noch eine Stunde lang auf sich warten lassen werde. Sie folgte mir augenblicklich, aber ich merkte, daß es in ihrem Herzen wühlte, und daß sie vergeblich nach dem befreienden Worte rang. Ich sah sie bewegt und mitleidig an, denn wie konnte es anders sein, als daß mir das verborgene Leid dieses anmutigen und doch so offenbar unglücklichen Mädchens tief zu Herzen ging? Endlich aber glaubte ich, daß es Zeit sei, den Bann zu brechen, der sichtbar auf ihr lag, und so sagte ich mit milder und fester Stimme:

„Nun, Miß Mary, wollen Sie nicht Vertrauen zu mir fassen und mir, als Ihrem aufrichtigen väterlichen Freunde, sagen, was Sie drückt und quält? Sprechen Sie mutig und offen, und seien Sie gewiß, daß ich Ihnen gern nach Vermögen raten und helfen werde!"

Sie brach bei diesen Worten in lautes Weinen aus und konnte sich lange nicht fassen. Endlich schien sie sich mit Gewalt zusammenzunehmen und sagte mit leiser, aber ihren tief innerlichen Schmerz verratender Stimme:

„Ach, lieber Herr Doktor, ja, es ist wahr, ich bin sehr unglücklich, und ich lechze nach Trost und Stärkung. Schon seit längerer Zeit gehe ich umher wie eine Träumende; meine Augen sind wie von einem Schleier überschattet; die Welt vor mir und um mich erscheint mir wie

in einen Nebel gehüllt. Alles, was anderen Menschen Freude bereitet, macht mir Schmerz, und ach! — es muß einmal gesagt sein — mir geschieht damit recht, denn — ich verdiene es nicht besser."

„Nun, gewiß," erwiderte ich, „wenn uns ein Unglück betrifft, so können wir ja nie zu Gott sprechen: Warum tust du mir das? Das habe ich nicht verdient! Aber rechtfertigt auch das besondere Leid, das Sie betroffen hat, Ihren heftigen Schmerz und Ihre schonungslose Selbstanklage? Prüfen Sie sich doch ja recht sorgfältig, ob Sie Ihrem Schmerze auch nicht zu sehr die Zügel schießen lassen, indem Sie sich mit Vorwürfen quälen, die doch vielleicht auf Selbsttäuschung und Einbildung beruhen."

Sie erhob abwehrend die Hand gegen mich und rief fast heftig: „Nichts von Einbildung oder Selbsttäuschung, nein, nur die lauterste Wahrheit! Ach, Herr Doktor, ich will ganz ehrlich gegen Sie sein und Ihnen meine große Schuld nicht verheimlichen. Sagen Sie mir aber zuerst offen: meine Tante hat Ihnen unser Unglück erzählt, nicht wahr?"

„Ja, im allgemeinen wenigstens, insofern es sich auf den traurigen Todesfall ihres Sohnes bezieht."

Sie sah mich durchdringend an, als prüfe sie, ob ich die Wahrheit spräche, fuhr dann aber sogleich fort:

„Also von seinem sonstigen Unglück, ich meine das ihres Sohnes, hat sie Ihnen nichts gesagt?"

„Nein!" sagte ich fest und ganz der Wahrheit gemäß.

„Gut," fuhr sie fort und schlug wieder die in Schmerz schwimmenden Augen nieder, „so seien Sie ganz ehrlich und sagen Sie mir genau, was sie Ihnen von mir gesagt hat. Das muß ich zunächst wissen."

„Von Ihnen? O, da hat sie nur das Beste gesagt, und sie hat sogar mit großer Zärtlichkeit und Liebe von Ihnen gesprochen."

„Mit großer Liebe? O, wie kann sie das, das ist ja nicht möglich!"

„Warum denn nicht?"

„Weil ich es nicht wert bin, weil ich — mit einem Wort gesagt — sie und ihre ganze Familie unglücklich gemacht habe."

Ich starrte die Sprechende verwundert an und begriff sie kaum, denn davon hatte Mrs. Duncan mich ja nicht das Geringste merken lassen. „Davon weiß ich gar nichts," sagte ich endlich, „und Sie sagen mir damit etwas ganz Neues. Aber wie ist das möglich?"

„O, o, möglich! Es ist nur zu wahr. Aber nun, Herr Doktor, da wir so weit sind, will ich noch weiter gehen und Ihnen mein Herz er-

schließen, und so will ich Ihnen denn auch mein Schicksal und mein Unglück in allgemeinen Umrissen vertrauen, wie meine Tante es mit dem ihrigen getan."

Sie schwieg und senkte den Kopf. Aber plötzlich erhob sie ihn wieder und fragte mit fast leidenschaftlicher Heftigkeit: „Wollen Sie es hören?"

„Ja," sagte ich ruhig, „reden Sie!"

„Gut. So hören Sie, und dann verurteilen Sie mich und bewundern Sie den Edelmut meiner Tante gegen mich. Denn ich — ich, Herr Doktor, habe in dem Sohn meiner Tante — den Geliebten meiner Seele verloren. Das ist traurig, nicht wahr? O, warten Sie, es wird noch viel trauriger, denn ich — habe ihn auch — zum Verbrecher gemacht."

„Zum Verbrecher?" rief ich ganz verwirrt. „Wieso denn? Wie soll ich das verstehen?"

„Ja, zum Verbrecher, denn Harry Duncan ist vor den Augen der ganzen Welt als ein Verbrecher aus dieser Welt gegangen. Hat Ihnen meine Tante das nicht gesagt? Ich frage Sie noch einmal."

„Nein," sagte ich, immer mehr erstarrend, „davon hat sie mir kein Wort gesagt."

„O," rief sie erstaunt aus, „wie edel ist diese Frau doch! Nun denn," fuhr sie mit größerem Bedacht und langsamer sprechend fort, „wenn sie Ihnen darüber nichts gesagt hat, so darf ich es auch nicht tun, und es ist auch nicht nötig, daß Sie es wissen, wenn Sie nur wissen, wie schlecht, wie gewissenlos ich im Vergleich mit ihr gehandelt und wie schlecht und gewissenlos ich also war. Ach, ich nahm damals einen ganz falschen Standpunkt in der Welt ein, denn ich habe immer nur nach meiner augenblicklichen Eingebung gehandelt und nie mit redlichem Nachdenken die Welt und die Menschen betrachtet, geschweige, daß ich in meinem Tun und Lassen danach fragte, was Gott gefalle oder mißfalle. Von einer kindischen Eitelkeit durchdrungen und von Selbstgefälligkeit strotzend, nur an mein Wohlbehagen, nie an das wirkliche Glück anderer denkend, betrachtete ich mich als den Mittelpunkt der Welt, den niemand ins Schwanken bringen könnte, wenn er nur nicht selbst in seinem Dünkel und seinem Hochmut wankte.

„An allen diesen schweren Fehlern und Sünden, lieber Herr Doktor, war ohne Frage ich selbst schuld; denn warum wachte ich nicht über mich, warum war ich faul und nachlässig im Beten und Betrachten des

Wortes Gottes? Freilich, ich darf wohl sagen, auch meine mangelhafte Erziehung und mein steter Verkehr mit oberflächlichen und gleich mir mit äußeren Glücksgaben bedachten Menschen hat viel dazu beigetragen, daß ich immer eitler und leichtsinniger wurde. Von Kindheit an durch übermäßige Liebe meiner Verwandten verwöhnt, von jedermann verzärtelt und verhätschelt, und von vielen vornehmen Männern als die einzige Erbin eines fürstlichen Vermögens umworben, eitel auf meine körperlichen Vorzüge, wie nur ein junges Mädchen es sein kann, und nur die augenblickliche Befriedigung meiner Wünsche im Auge habend, bekam ich schon in frühster Jugend ganz falsche Eindrücke von der Bedeutung meiner eigenen Person. Erst als ich Harry Duncan in Margate kennen lernte und in die Hände seiner wahrhaft frommen Mutter kam, erhielt ich einen besseren Begriff von meiner Stellung in der Welt, ohne daß das Gift, welches ja in meinem eigenen bösen Herzen wurzelte, und das ich bisher eingesogen, gründlich aus meinem Innern auszurotten gewesen wäre. Allerdings wurde nun zum ersten Male, durch das gute Beispiel der Familie meiner Tante geweckt, mein Nachdenken rege, und ich beschloß, mich zu bessern und meine Fehler abzulegen. Namentlich war dies der Fall, als ich allmählich mit Freude erkannte, daß auch Harry mir mit jedem Tag näher trat, der vom ersten Augenblick an, wo ich ihn sah, einen tiefen, ja einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht hatte. Aber ach, ich wollte durch mich selbst fromm werden und traute in dem Hochmut meines Herzens mir die Kraft dazu zu. So blieb denn in meinem Herzen der alte Leichtsinn; es gewährte mir doch noch Vergnügen, mich außerdem von anderen jungen Männern umgaukelt zu sehen, und es reizte mich immer noch ungemein, von allen für schön und begehrenswert gehalten zu werden, und ich gab mir alle Mühe, alle Tage noch mehr Herzen für mich zu gewinnen, obgleich ich in meiner Tante Familie schon reich genug daran war.

„Allmählich und immer mehr und mehr aber wirkte Harry Duncans ernstes, gediegenes und dem oberflächlichen Schein abgeneigtes Wesen auf mich ein, und meine Achtung und Liebe gegen ihn nahm einen immer größeren Umfang und eine tiefere Färbung an, und das um so mehr, je ferner er sich von mir hielt und je weniger er es wagte, seine eigene Liebe zu mir durch Worte zu erkennen zu geben.

„Oft sah ich, wie schwer er mit sich kämpfte, daß ich ihm nicht näher kam, aber ich war der durchaus falschen Ansicht, jedermann, den ich wahrhaft liebte, müsse wissen, woran er mit mir sei, und ich vergaß da-

bei, in meinen alten Fehler verfallend, nur zu oft auch den Schein zu meiden, daß ich leichtsinnig und unbeständig sei. Wie sehr Harry durch diese meine Unbeständigkeit und Leichtfertigkeit litt, sah ich wohl, aber ich kam ihm darum mit keinem Schritt entgegen, und das verdroß ihn wieder und machte ihn nur noch zaghafter gegen mich, und er hielt sich stets in angemessener Ferne von mir.

„Das reizte meine Eitelkeit von neuem, und in meiner furchtbaren Verblendung sann ich auf ein Mittel, mich ihm recht bemerklich zu machen und ihn zu zwingen, daß er seine Zurückhaltung gegen mich aufgebe und sich mir erkläre. Mit einem Wort, ich Unglückselige suchte, das Gefühl der Eifersucht in ihm zu erregen, und ich erregte es auch wirklich, aber es brachte die verkehrte Wirkung hervor: es reizte ihn nicht zum Geständnis seiner Liebe, sondern zum Zorn, er wurde so eifersüchtig, daß er — ein Verbrecher wurde, ein Verbrecher durch mich, denn — doch halt, weiter kann und darf ich ja vor Ihnen nicht reden. Und so — schied er von mir und – starb, wie Sie es gehört, für mich zum ewigen und unauslöschlichen Vorwurf."

Sie schwieg und schlug im tiefsten Schmerze ihre beiden Hände vor das Angesicht, während ein krampfhaftes Schluchzen ihren ganzen Körper erschütterte. Mich selbst hatte ihre Erzählung begreiflicherweise nicht wenig bewegt. Ach, was ich gehört war ja freilich unsäglich traurig, und wenn ich ja auch das Unglück in seiner ganzen Ausdehnung noch nicht kannte, so sah ich doch, daß hier etwas geschehen sei, was in seiner Entstehung und in seinen Folgen allerdings das Maß des Leides, von dem ja kein Sterblicher in diesem Leben gänzlich verschont bleibt, bei weitem überschritt. Obwohl ich mir aber nicht verhehlen konnte, daß das junge Geschöpf, das aufgelöst in Schmerz an meiner Seite saß, eine schwere Schuld auf dem Gewissen, und daß ihr Leichtsinn bittere, bittere Früchte gezeitigt habe, so schien es mir doch hoch an der Zeit zu sein, auf das arme verwundete Gewissen den Balsam des göttlichen Trostes zu schütten, und ihm *den* recht deutlich vor die Augen zu malen, der sich ja selbst den rechten Arzt der Seele genannt und gesagt hat: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken." So faßte ich mir ein Herz und redete zu dem jungen Mädchen, so herzlich ich nur konnte, zwar auch von ihrer Sünde, aber mehr noch von der gnädigen Vergebung derselben durch das vollgültige Verdienst des Heilandes, und zeigte ihr, wo und wie sie Ruhe finden könne für ihre Seele. Dann ermahnte ich sie, nun ihrem ja ganz begreif-

lichen Schmerze ja nicht zu sehr die Zügel schießen zu lassen, sondern sich ganz still und ergeben den Händen ihres himmlischen Arztes zu überlassen, der sie gnädig in seine Schule genommen habe, um sie von ihren Sünden, Fehlern und Schwächen recht gründlich zu heilen, und das Werk ihrer Besserung selbst zu besorgen, was sie ja, wie sie erkannt habe, aus eigener Kraft nicht vermöge. Sie solle darum nur getrost und gefaßt sein, sich an den Stecken und Stab des guten Hirten klammern, von ihm sich führen und leiten lassen und sich an seiner Gnade genügen lassen. „Werfet euer Vertrauen nicht weg," rief ich ihr zuletzt zu, „welches eine große Belohnung hat!"

Mary Markham hatte sich während meiner Worte, die ich an sie richtete, aufgerichtet, und ihr lautes Schluchzen machte allmählich einem stillen Weinen Platz. Ich merkte, daß das Wort nicht vergeblich zu ihr geredet wurde. Sie blickte mich unverwandt an und schien die Worte des Textes förmlich von meinen Lippen zu nehmen. Oefters unterbrach sie mich mit Fragen und bangen Klagen, wurde aber, so oft ich ihr antwortete, zusehends ruhiger und gefaßter. Endlich, nachdem wir etwa eine Stunde miteinander geredet, sagte sie, indem sie mir die Hand drückte:

„Ach, wie danke ich Ihnen, lieber Herr Doktor, für Ihre freundlichen und unendlich trostreichen Worte. Aehnlich hat ja auch Mrs. Duncan schon zu mir gesprochen, aber so, wie heute, hat Gottes Wort noch nie Eindruck auf mich gemacht. Ja, Sie haben recht: ich kann nicht anders Ruhe finden, als wenn ich mein armes, von dem Bewußtsein der Sünde und der Tiefe des Schmerzes zerrissenes Herz dem übergebe, der ja auch mir ein gnädiger Heiland ist und immerdar sein will. Mit seiner Hilfe will ich denn auch meine Seele zufrieden geben und in Geduld fassen und recht wachsam über mich sein, damit ich nicht wieder von neuem in die alten Fehler zurückfalle. Und wollen Sie, Herr Doktor, auch in Zukunft, solange ich das Glück Ihrer Gegenwart auf diesem schönen Berge genieße, mir Ihren Beistand schenken, mir raten und helfen, damit ich meine guten Vorsätze auch ausführen kann?"

„Gewiß, mein liebes Kind," erwiderte ich, „von ganzem Herzen! So oft Sie Trost und Stärkung bedürfen, wenden Sie sich nur dreist an mich, ich will Ihnen gerne und so gut ich es vermag zu Diensten sein. Aber vergessen Sie nur ja nicht: der eigentliche, rechte und beste Arzt für Sie ist und bleibt doch unser HErrgott, und seine heilskräftige Medizin finden Sie nirgends anders als in seinem Worte."

Sie drückte mir noch einmal warm die Hand, indem sie mich mit einem unbeschreiblich dankbaren Blicke ansah. Dann erhoben wir uns, um den Heimweg anzutreten. Die Sonne war inzwischen, ein ungeheurer Glutball, zur Rüste gegangen, und die Schatten des Abends breiteten sich über die wunderbar schöne Natur, die uns umgab. Mir war so feierlich zu Mute, wie lange nicht vorher; ich hatte ja das Bewußtsein, einem armen jungen Herzen, das in Irrtum, Sünde und Schmerz gefallen war, den rechten Trost nahe gebracht zu haben: — sollte mich das nicht feierlich und zu dankbarer Anbetung Gottes stimmen? Auch das junge Mädchen war offenbar von gleich ernsten Gedanken bewegt, und so schritten wir denn, ohne zu sprechen, den Berg hinab auf die Bank zu, wo noch immer Mrs. Duncan mit ihrer Tochter saß und in das Schauspiel des Sonnenunterganges versunken schien. Sobald aber Mary ihrer ansichtig wurde, flog sie auf die sich Erhebenden zu, umschlang mit ihren Armen die alte Dame und weinte sich noch einmal an deren treuem Herzen aus.

Ich stand bald neben ihnen und sah mit beifälliger Miene dieser Szene zu, die nur die Folge der eben beendigten war. Dabei aber blickte mir Miß Lucy forschend ins Gesicht, als ob sie eine stumme Frage gegen mich ausspreche.

Ich nickte lächelnd und sagte leise zu ihr: „Es ist mit Gottes Hilfe gelungen!"

Miß Marys gutes Ohr aber hatte diese Worte doch gehört. „Ja," rief sie und schloß nun auch Miß Lucy in ihre Arme, „es ist gelungen, meine Hoffnung ist nicht getäuscht, ich habe Trost und Hilfe und damit Mut zum Leben gefunden, und von jetzt an — ich verspreche es euch — sollt ihr mich mit Gottes Hilfe wieder, wenn nicht heiter, doch wenigstens gebessert und ergebungsvoll meinem künftigen Schicksal entgegengehen sehen."

Mrs. Duncan reichte mir schweigend und dankbar die Hand und trocknete sich dabei die Tränen ab, die ihr in die Augen gekommen; dann aber schritten wir langsam und friedlich den Abhang hinunter, und wenn auch im Augenblick kein Wort mehr über das Vorliegende gesprochen wurde, so wußten doch alle, daß eine schwere Krise in Miß Mary Markhams Leben überwunden sei, und daß sie das Vertrauen zu Gott und damit Ruhe, Trost und Heil gefunden habe.

Der nächste Morgen fand mich schon früher auf der Bank unter der Wettertanne, wo ich den köstlichen Morgen genießen wollte. Von den

übrigen Gästen war noch niemand sichtbar; auch von den Knechten bemerkte ich keinen, mochten sie nun noch höher auf dem Berge oder irgendwo im unteren Walde oder in der Scheune ihre Arbeit verrichten. Kaum aber saß ich so einsam auf meinem friedlichen Platz, so fiel mir der vorige Tag mit allen seinen Erlebnissen ein, und die Nachwirkungen alles dessen, was ich von Miß Mary gehört und gesehen, beschäftigten mich so lebhaft, daß ich mich bald wieder mit dem traurigen Schicksal ihrer Familie eng verwoben fühlte, die mir seit gestern noch viel näher als früher getreten war.

„Was für ein Verbrechen mag dieser unglückliche Mann, der seiner Familie so früh und jäh entrissen wurde, wohl begangen haben?" fragte ich mich wiederholt. Allein ich fand keine mir genügende Antwort darauf, und da ich es für unzart hielt, noch lebhafter danach bei seinen Verwandten zu forschen, und es schließlich nicht liebe, mich lange mit Dingen zu beschäftigen, die ich doch nicht durch eigenes Nachdenken ergründen kann, so gab ich der Zukunft und dem Vertrauen Mrs. Duncans oder Miß Marys anheim, mir die gewünschte Aufklärung darüber zu gewähren.

Glücklicherweise zog mich auch wieder die herrliche Außenwelt von meinen trüben Gedanken ab, und bald hatte ich sie nach allen Richtungen erforscht und in der wechselnden Beleuchtung, in der seltsamen Verteilung von Schatten und Licht die lohnendste Unterhaltung gefunden.

Als ich so sinnend, betrachtend und genießend träumerisch vor mich hinblickte, war es mir, als ob ich hinter und über mir den wohlbekannten Ton eines auf einen Stein gestoßenen Alpstocks vernähme. Ich schaute mich um, und nach einigen Augenblicken bemerkte ich, daß ich mich nicht getäuscht, denn eben sah ich den Sennjungen Christen mit seiner schweren Butte auf dem Rücken und einem Korbe am Arm, in denen er die im Hause gebrauchte Milch und Butter von der Alp herunterbrachte, aus dem Walde treten. Sterchi, der zufällig vor der Küchentür seines Hauses stand, schien ihn auch bemerkt zu haben und sah dem munteren Burschen vergnüglich zu, als er so behende den steilen Abhang hinunterglitt; mich dagegen mußte er noch nicht wahrgenommen haben, denn sonst hätte er gewiß nicht zugegeben, was Christen sogleich tat. Kaum nämlich in die Nähe seines Herrn gelangt, zog er die kleine Ledertasche, die ihm an einem Riemen um den Hals hing, von hinten nach vorn, öffnete sie und nahm einen Brief heraus, den er sofort seinem Herrn gab.

Alles das sah ich ganz deutlich durch mein Glas, und nun, da meine Aufmerksamkeit einmal erweckt war, verfolgte ich jede Bewegung der beiden, solange ihr Tun mir zugänglich blieb.

„Woher in aller Welt," fragte ich mich, „kann Christen seinem Herrn einen Brief bringen? Zwischen welchen Personen kann dieser Junge, der nur von der Alp zum Hause und vom Hause zur Alp geht, Postbote sein? Ha, zwischen dem Wirt vom Hotel Bellevue und dem Einsiedler auf der Alp, der also sicherlich in seine sommerliche Behausung zurückgekehrt ist. — Nun, wenn das so ist, und ich zweifle keinen Augenblick daran, dann will ich hier oben abwarten, was jetzt geschieht," dachte ich weiter, und da ich wußte, daß der Junge immer nur eine Viertelstunde im Hause verweilte, um seine Milch abzugeben und dann, die Butte voll Brot gepackt, wieder nach der Alp zurückzukehren, so machte ich mich bereit, ihm auf dem Wege dahin zu begegnen und zu versuchen, ob ich bei ihm meiner Forschbegier vielleicht ein Genüge tun könne.

So verließ ich also vorsichtig meinen bisherigen Beobachtungsposten, sobald ich alles unten vor dem Hause Vorgehende mit angesehen, und wählte mir schon in Gedanken eine Stelle im Walde aus, wo ich Christen treffen mußte, da bis dahin kein Ausweichen auf einem andern Wege möglich war.

Uebrigens war Sterchi mit der Lesung seines Briefes, den er vor der Tür stehend geöffnet, bald zustande gekommen, und unverweilt folgte er dem Jungen ins Hinterhaus, welches die Wirtschaftsräume enthielt und wo in einer geräumigen Halle auch stets das ankommende oder abgehende Gepäck geordnet und nachgesehen wurde.

Ich erhob mich also, von niemandem beobachtet, von meinem Sitz und schritt gemächlich die ganze Hausalp hinauf und dem Walde zu, durch welchen der Weg nach der oberen Alp führte, und den Christen in der Regel einschlug.

Nicht lange währte es, so keuchte er mit seiner schweren Last auf dem Rücken herbei und, sobald er mich erblickte, blieb er stehen, lehnte sich gemütlich an einen Baum, lächelte mich an und bot mir auf das freundlichste seinen Morgengruß.

„Guten Morgen, Christen," sagte ich munter, „na, du bist ja schon wieder früh auf dem Wege. Wie geht es dir?"

„Es geht mir gut, Herr!" antwortete er und lehnte sich, seinen Stock schräg vor sich gegen den Boden stemmend, so bequem wie möglich darauf.

„Und Sie selber?"

„Mir geht es auch gut, Christen, und es hat mir leid getan, daß ich dich neulich nicht auf der Alp getroffen habe, als ich bei Heinrich war. Aber sag', willst du schon wieder hinauf, da du doch soeben erst herabgekommen bist? Und du trägst ja so schwer heute? Ist die ganze Butte voll Brot, die du auf deinem Rücken hast?"

Christen lächelte verschmitzt. „O nein," sagte er, „Brot ist freilich eine gute Portion dabei, für drei Personen, Herr, aber ich habe auch noch anderes hinter mir in der Butte und hier im Korbe." Und dabei hob er den Korb, welchen er in der linken Hand hielt, vorsichtig in die Höhe und setzte ihn dann einen Augenblick auf die Erde.

Ich war etwas neugierig geworden, und so schlug ich den Deckel des Korbes zurück und blickte hinein. Es lagen ein paar leckere Würste darin, der ganze übrige Raum aber war mit frischen Eiern gefüllt.

„O," sagte ich, „das ist ja eine seltene Labe für euch! Willst du mit dem Heinrich denn diese Menge Eier ganz allein verzehren?"

Christen lachte in seiner ungenierten Bergmanier laut und fröhlich auf. „Ach nein, Herr," sagte er, „der Heinrich und ich gewiß nicht, aber der Herr in dem Hause, welches Sie neulich besuchten, wie mir Heinrich gesagt, braucht sie für sich, und der soll auch den Schinken, die Lichte und das übrige haben, was hier alles in der Butte verpackt ist."

„Aha!" sagte ich. „Also der Herr ist von seiner Reise zurückgekehrt?"

„Ja, Herr, und nun wird er wohl so bald nicht wieder weggehen, denn er ist recht müde und erschöpft von den Bergen nach Hause gekommen."

Ich war mit dieser Antwort, sowie mit meinen neuen Entdeckungen zufrieden, und da ich den Jungen nicht weiter ausforschen wollte, so gab ich ihm ein kleines Silberstück zum Dank und ließ ihn seine schwere Last weiter den Berg hinaufschleppen. Ich war aber in ein neues Sinnen verfallen, aus dem endlich der Entschluß hervorging, recht bald die Alp noch einmal zu besuchen, und so kehrte ich, den Kopf voller seltsamer Gedanken, langsam nach dem Hause zurück, um endlich mein Frühstück einzunehmen.

11.

Als ich in das Haus treten wollte, kam Sterchi gerade daraus hervor, und als ich ihm nun einen „guten Morgen" bot und dabei sagte, daß ich einmal im Saale frühstücken wolle, nickte er, sprach aber außer seinem Gegengruß kein Wort, und er kam mir dabei etwas scheu und zurückhaltend vor, wie er auch den ganzen Tag über blieb, als ob er sich Gewalt antun müsse, mir irgend etwas von Bedeutung zu verschweigen. Es lag dies gar nicht in seiner Art; er war von jeher so treuherzig und mitteilsam gegen mich gewesen, daß ich ihn gar nicht hätte begreifen können, wenn ich mir nicht gesagt, daß sein Benehmen ganz allein aus dem Umstande hervorging, daß er genötigt war, mir seine nähere Bekanntschaft mit dem Einsiedler auf seiner Alp zu verbergen, nach dem ich ihn schon einmal gefragt und über den er mir in keinerlei Weise Rede stehen wollte. Daß nun der Brief, den er heute morgen erhalten, sich auf diesen Mann bezog, unterlag bei mir keinem Zweifel mehr, und das erklärte mir hinreichend sein eigentümliches Verhalten gegen mich. Ich dagegen wollte ihn deswegen nicht wieder in Verlegenheit setzen und beschloß, das Gespräch nicht mehr auf den Einsiedler zu bringen. Daß einmal die Zeit kommen würde, wo er mit mir über ihn sprechen würde, sah ich voraus, und das wollte ich ruhig abwarten, bis ich die persönliche Bekanntschaft mit dem Manne selbst gemacht hatte, wozu ich nach allem über ihn Gehörten nun fest entschlossen war. Wie dieselbe erfolgen sollte, konnte ich freilich noch nicht ergründen, denn mich jemandem aufzudrängen, der so sichtbar von aller Welt sich zurückzog und dazu wohl seine Gründe haben mußte, lag nicht in meiner Natur, und ich rechnete dabei nur auf günstige Zwischenfälle, die ich allein dadurch herbeiführen konnte, daß ich mich öfter nach der Alp begab, um vielleicht irgendwo ganz zufällig dem stillen Bergbewohner zu begegnen.

Zu diesem Zweck hatte ich ganz im stillen schon den nächsten Morgen zu einem abermaligen Besuch der Alp festgesetzt, und wie dieser Besuch ausfiel, und was er in seinem Gefolge hatte, wird der Leser bald erfahren.

Als ich nun in den großen Speisesaal trat, fand ich, die drei Engländerinnen ausgenommen, bereits die ganze Pension darin versammelt, und da auch beim Frühstück jeder auf dem Platze zu sitzen pflegte, den er bei der Mittagsmahlzeit einnahm, kam ich allein an den leeren Tisch, hörte aber von hier aus die lebhafte Unterhaltung der munteren Gäste an, deren Appetit über Nacht wieder ein ganz bedeutender gewor-

den war, und die sich ihren Kaffee oder ihre Schokolade mit sichtbarem Wohlbehagen schmecken ließen.

Als ich die mich bedienende Anna nach den Engländerinnen fragte, sagte sie mir, daß sie in ihrem Zimmer frühstückten, zu dem sie selbst keinen Zutritt habe, da alles den Damen Notwendige von ihrer Negerin besorgt würde. Sie habe aber von außen gesehen, daß sie am offenen Fenster säßen und sich von dort aus mit Behagen dem Genuß der schönen Aussicht hingäben.

Da ich viel später als die anderen Gäste zum Frühstück gekommen war, so ging deren Mahl auch früher zu Ende als das meinige, und so blieb ich, nachdem sie sich zerstreut und ins Freie begeben, allein im Saal zurück. Sterchi ging einigemal durch denselben hin und her, aber auch jetzt kam er nicht zu mir heran, wie er wohl sonst tat, wenn er mich allein fand, nur kehrte er sich einmal von der Tür aus nach mir um, und da er mein freundliches Kopfnicken wahrnahm, lächelte er und schüttelte dabei scheinbar unwillkürlich den Kopf, was gerade so aussah, als wollte er sagen: „Nehmen Sie es nicht übel, daß ich mich so seltsam gegen Sie benehme, aber ich darf Ihnen nicht sagen, was Sie so gerne wissen möchten."

Nach dem Frühstück begab ich mich in mein Zimmer, um zu schreiben und zu lesen; um elf Uhr aber schlug ich meine Bücher zu und ging wieder vor die Tür, wo auch soeben die englische Familie erschien und mich freundlich begrüßte. Mrs. Duncan erwies sich überaus herzlich gegen mich und schien ganz glücklich über die bessere Stimmung ihrer Nichte zu sein. Diese reichte mir mit einem verständlichen Blicke die Hand und nickte mir mit wahrhaft rührender Freundlichkeit zu. Miß Lucy war heiter und fast zum Scherz aufgelegt und sagte mir, daß die Mama und sie alle sich ungemein wohl hier oben befänden, und daß sie sich alle Tage mehr zum Dank gegen mich verpflichtet fühlten, daß ich sie gerade an diesen Ort geführt. Namentlich die staublose und reine Luft wirke sehr günstig und wohltuend auf sie ein, und wenn es auch in der Sonne heiß sei, so kühle doch der Wind bedeutend ab und im Schatten befinde man sich außerordentlich behaglich.

In der Tat waren dieser und der folgende Tag die heißesten Tage, die ich noch je auf der Höhe des Abendberges erlebt, und da der Luftzug sich nur an einigen Stellen etwas fühlbar machte, im ganzen aber und an besonders geschützten Orten eine völlige Windstille herrschte, so war

es sogar unangenehm heiß, obgleich wir immer noch einige Grad Hitze weniger als die Talbewohner zählen mochten.

Da die Damen unter diesen Umständen nicht die Hausalp besteigen wollten, so schlug ich ihnen vor, sich auf eine nahe gelegene Bank zu setzen, wo es am Morgen immer am kühlsten ist, weil die umgebenden Bäume und Felsen sie vollständig beschatten. Sie folgten mir willig dahin, und bald saßen wir gemütlich beisammen und plauderten über allerlei, wobei ich ihnen auch mitteilte, daß ich am nächsten Morgen schon früh einen Berggang zu unternehmen vorhabe.

„Bleiben Sie lange aus?" fragte da Miß Mary mit einem forschenden Blick, indem sie sich mit einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit zu mir hinwandte.

„Nein," sagte ich, „bis Mittag hoffe ich unter allen Umständen zurück zu sein."

„Könnnen wir Sie nicht begleiten?" nahm nun Miß Lucy das Wort. „Wir, das heißt Mary und ich, steigen gern, und Sie werden finden, daß wir keine verzärtelten Stadtdamen sind."

„Das weiß ich schon," erwiderte ich nach einigem Besinnen, „aber mitnehmen möchte ich Sie morgen doch nicht. Wenigstens möchte ich nicht dazu raten; es ist eine Versuchsexkursion, die ich vorhabe, und ich kann Ihnen keinen bestimmten Genuß versprechen. Finde ich jedoch. was ich suche, so sollen Sie mich ein anderes Mal begleiten, und dann will ich Ihre Kraft und Ausdauer im Klettern prüfen."

„O, so bleibt doch hier unten," sagte nun die Mutter, die an einer feinen Handarbeit nähte, während die beiden jungen Mädchen Bücher in der Hand hielten, um bei Gelegenheit zu lesen, wozu sie indes heute nicht kamen, „ihr könnt euch ja auch hier Bewegung genug machen, und da ich nicht mit euch in die Berge klettern kann und die übrige Gesellschaft nicht kenne, so würde ich hier ganz verlassen sein."

Miß Mary schmiegte sich bei diesen Worten innig an die neben ihr sitzende alte Dame an und streichelte ihr die Hand. Es war dies die erste Zärtlichkeitsäußerung, die ich sie in meiner Gegenwart gegen irgendein Glied ihrer Familie ausführen sah, und auch das überzeugte mich mehr und mehr, daß die Nachwirkung unseres gestrigen Gesprächs eine heilsame für sie gewesen sei.

„So mag es dabei sein Bewenden haben," nahm ich nach einiger Zeit das Wort, „und Sie bleiben morgen zu Hause; ich will Sie dafür, da ich für diesen Tag nichts Ernstliches vorhabe, am Nachmittag auf

einen sehr schönen Platz führen, den Sie auch noch nicht kennen. Auch Sie, Mrs. Duncan, können daran teilnehmen, und wenn wir auch etwas dabei steigen müssen, so ist der Weg doch nicht allzu schwierig und noch weniger bedenklich."

Wir plauderten noch eine Weile fort, und erst als die Sonne gegen Mittag, wenn sie einmal aus den Wolken trat, drückend heiß wurde und der Schatten von der Bank verschwand, verließen wir unsern Platz und kehrten in das Haus zurück, das nun in seinen kühleren Zimmern einen angenehmeren Aufenthalt darbot. Auch am Nachmittag und Abend blieb ich in der Gesellschaft der Damen, mit denen ich verschiedene schöne Plätze in der Nähe des Hauses besuchte. Dann aber zog ich mich auf mein Zimmer zurück, um mich durch einen gesunden Schlaf auf die morgige Wanderung gehörig vorzubereiten. —

Um fünf Uhr morgens kam Johann zum Wecken, traf mich aber schon auf den Beinen und am Fenster das Wetter musternd. Um halb sechs Uhr brachte mir Anna den Kaffee, dann machte ich mich zum Abmarsch fertig und zog nur meine festen Bergschuhe, die Ledergamaschen und meinen leichtesten Bergrock an, da der Tag wieder sehr heiß zu werden versprach, nahm Fernglas und Stock und trat in bester Laune und gespannt auf das Neue, was ich erleben würde, meinen Morgengang an.

Der Himmel war um diese Zeit im Osten ziemlich klar, obgleich die Sonne hinter einem dichten Nebelflor verborgen blieb. In den Lüften regte sich nicht der leiseste Wind, die Blätter an den Kirschbäumen vor dem Hause hingen träg und wie erschlafft an ihren Stielen, und kein Laut war ringsum zu hören, als nur das Brausen der in Interlaken über die Schleusen fallenden Aare und das Rauschen der Lütschine und des Saxetenbachs zu meiner Rechten.

Langsam begann ich die Hausalp zu besteigen und sah mich erst wieder um, als ich auf dem schräg über die oberste Matte führenden Wege dem Walde zuschritt. Eigentlich Bedenkliches bemerkte ich auch von hier aus nicht, nur war es auffallend schwül, und ich fühlte mich schon jetzt sehr erhitzt, was mir sonst nicht so leicht begegnet. So schritt ich denn unbesorgt weiter, mir wiederholt sagend, daß ich ja umkehren könne, wenn sich irgend etwas Bedrohliches zeigen sollte.

Um halb sieben Uhr hatte ich nach einem kurzen Aufenthalt auf der ersten Höhe den Eingang zum Walde erreicht, und so langsam ich auch bisher gegangen war, so mußte ich doch von jetzt an, wo das beschwerlichere Steigen auf dem steilen Bergpfade begann, noch viel langsamer

vorschreiten, wenn ich mich nicht übermäßig erhitzen wollte. Kaum aber hatte ich einige Schritte in den Wald hinein getan, so blieb ich plötzlich schon wieder stehen, denn ich hatte einen seltsamen Ton vernommen, der mir von den Schneebergen her zu kommen schien, die noch leidlich klar waren, aber in ihrer toten kreideartigen Färbung beinahe abschreckend und gespenstisch zu mir herüberleuchteten. Ja, was war das für ein Ton, den ich, solange ich diesen Sommer in den Bergen lebte, noch nicht vernommen hatte. Es konnte nichts anderes als der donnernde und im Echo sich zehnmal wiederholende Hall einer fallenden Staublawine sein, die bei der herrschenden Hitze, die auch dort oben wirksam sein mußte, sich von irgendeinem Gipfel losgebrochen und eine massenhafte Abrutschung des durch die Wärme gelockerten Firns verursacht hatte.

Ich stand also still und lauschte aufmerksam nach der betreffenden Seite hin, und in der Tat, ich hatte mich nicht geirrt, denn dem ersten krachenden Donner und seinem Echo folgte ein zweiter und dritter und dann war wieder alles still, jedoch in einer so unheimlichen Weise, daß jemand, der dergleichen noch nicht erlebt, gewiß darüber unruhig, wenn nicht besorgt geworden wäre.

Auch mich beunruhigte die zunehmende Düsterkeit des Weges etwas, und ich überlegte eine Weile, ob es doch nicht geratener sei, umzukehren und einen besseren Tag abzuwarten, allein der Drang vorwärts zu kommen stachelte mich immer von neuem zum Fortschritt an, und so stieg ich überaus langsam, gleichsam bei jedem Schritt bedächtig überlegend, die steile Höhe weiter empor. Aber mir wurde das Steigen heute merkwürdig schwer, und wiederholt folgte ich meiner Neigung, mich einige Minuten lang auf irgendeinen Stein am Rande des Weges zu setzen.

Plötzlich aber, als ich eben wieder einige Minuten gesessen, war es mir, als ob ein dumpfes Grollen, von ganz anderer Art als vorher, sich in meiner unmittelbaren Nähe über mir zur Rechten hören ließe. Ich stand wieder still und lauschte. Es wiederholte sich sehr schnell, und nein! das war keine Lawine, die von den Bergen fiel, das war das Donnern der aneinander stoßenden Wolken am Himmel, wenn der Blitz durch sie fährt.

Mir war dies neue Ereignis nicht gerade angenehm; mein Weg war jedenfalls noch weit, mochte ich nun zu der Alp hinaufsteigen oder nach Hause zurückkehren wollen. Indessen, die erstere war für heute mein einmal ins Auge gefaßtes Ziel, und das hielt ich fest, und nun begann

ich so rasch zu schreiten, wie es unter den vorhandenen Umständen möglich war.

Allein, das so geheimnisvoll herangezogene Gewitter war viel rascher als ich. Im Hochgebirge bricht es oft plötzlich hervor, wo man es gar nicht vermutet, und in dem einem Tale bleibt die Luft ganz ruhig und sogar sonnig, während im nahe daranstoßenden schon die Elemente wild miteinander toben. Ich wußte das sehr wohl, und auch die Heftigkeit dieser lokalen Gewitter war mir bekannt, allein ich wußte auch, daß sie oft ebenso schnell weichen, wie sie kommen, und darauf baute ich auch diesmal.

So schritt ich denn so rasch wie möglich fort und bemühte mich nur erst aus dem dichtesten Walde herauszukommen, dessen düsteres Aussehen mir nachgerade unheimlich genug geworden war. Denn während des Gewitters ist man nicht gern mitten im hohen Walde, namentlich wenn es so ganz in der Nähe tobt. Schon wollte ich erleichtert aufatmen, als es einen Augenblick etwas heller um mich zu werden schien, und ich hielt abermals im Gehen inne und blickte hoffnungsvoll nach dem Himmel über mir, von dem ich gerade jetzt, mitten zwischen zwei hohen Felsen- und Baumwänden gehend, nur einen schmalen Streifen wahrnehmen konnte. Allein da sah ich nicht viel Tröstliches, denn an jenem Himmelsstreifen zog eben, dicht über mir, eine rabenschwarze Wolke vorüber, und um mich her war es plötzlich so dunkel geworden, als ob mit einem Schlage die Nacht hereingebrochen wäre.

Um dieser unheilschwangeren Wolke und ihrem Guß, der nun bald erfolgen mußte, auszuweichen, beeilte ich mich nach Kräften, vorwärts zu kommen, und bald wurde auch der Baumwuchs um mich her dünner und dünner, und ich sah, daß ich aus dem mächtigen Walde in eine freiere Baumgasse gelangte. Mit einem Male sauste ein jäher Windstoß daher, so daß die dicken Baumstämme sich ringsumher bogen und ein furchtbares Rauschen, Knistern und Knacken in ihren Aesten und Zweigen hören ließen. Mit ihm fast zugleich fuhr in nächster Nähe von mir ein mich blendender Blitzstrahl hernieder, dem ein entsetzlicher Donnerschlag auf dem Fuße folgte. Das Gewitter stand also unmittelbar über mir, und ich war völlig schutzlos seinem Walten preisgegeben. Gleich darauf fing auch der Regen, erst in großen, mit Hagel verbundenen Tropfen, zu fallen an, dann aber prasselte er in einem unaufhaltsamen Gusse nieder, der einem Wolkenbruch glich und mich in wenigen Minuten in einer bachartigen Wasserrinne waten ließ.

In zwei Minuten war ich bis auf die Haut durchnäßt. Das war nun gerade nicht angenehm, aber was sollte ich dagegen tun? Mich unter einen dichten Baum stellen, deren genug um mich standen, das war nicht ratsam, denn dazu war mir das Gewitter zu nahe, und die Blitze fuhren bald links, bald rechts neben mir auf den Boden nieder. So blieb mir nichts übrig, als der Alp entgegenzueilen, wo ich gewiß war, meine Kleider und mich nach Bedürfnis trocknen zu können.

In diesem mir höchst peinlichen Moment sollte ich plötzlich neuen Mut und Trost aus dem noch peinlicheren Zustande eines andern Menschen schöpfen. Denn eben hatte ich meinen Sinn auf die rettende Alp gerichtet, da kam Christen, der Sennbub, den Weg vor mir dahergestolpert. Der arme Junge sah entsetzlich mitgenommen aus, und ich konnte daraus entnehmen, daß es auch mit mir nicht viel anders bestellt sein möge, und noch dazu trug er seine schwere mit Milch gefüllte Butte auf dem Rücken, um zu Sterchi hinab zu gehen, wo man ihn gerade zu dieser Zeit schon mit Sehnsucht erwarten mochte.

Ich begrüßte ihn mit kurzem Zuruf, als er an mir vorübereilte, und er lachte mich dabei vergnügt wie ein kleiner Erdgeist an, der an dergleichen Ungemach vollkommen gewöhnt und dagegen abgehärtet ist. Dabei deutete er mit beiden Armen aufwärts, als wolle er mich aufmerksam machen, daß das Gewitter gerade über uns sei, und dann war er hinter mir verschwunden, und ich sah ihn erst nach einigen Tagen auf der Alp ganz fröhlich und munter wieder.

„Nun," sagte ich zu mir, als Christen nicht mehr sichtbar, „was der Junge kann, muß ich auch können!" und so eilte ich nur um so rascher vorwärts, um aus dem furchtbaren Regenguß zu kommen, der mir mit jedem Augenblick heftiger und kälter zu werden schien.

Zuletzt lief ich, so schnell ich konnte, nicht darauf achtend, daß ich oft bis über die Waden in Schlamm und Morast versank, bis ich endlich zwischen dem Nebel und Regen hindurch die heute so lebhaft ersehnte gastliche Hütte hoch auf ihrem grünen Felsenvorsprunge liegen sah.

Endlich war ich nur noch wenige Schritte davon entfernt. Mit der letzten Anstrengung der mir fast den Dienst versagenden Kräfte klomm ich den kleinen Abhang, auf dem sie stand, empor, und da hielt ich die Klinke ihrer Tür in der Hand. Ich öffnete sie, und einen Augenblick später stand ich in Heinrichs Palast, und pries mich glücklich, daß ich wenigstens so weit gekommen und nun vor der Hand geborgen war.

* * *

Bei dem ersten Schritt, den ich in dies immer etwas dumpfige Gemach hinein tat, sah ich so viel wie gar nichts; denn ein entsetzlicher und fast undurchdringicher Qualm erfüllte es ganz und gar. Die Tür nach der Küche hin stand weit auf, und der Rauch vom Feuer des Käseherdes war von dort her durch das ganze Haus gezogen, selbst in den fester geschlossenen Kuhstall, in dem die vor dem Gewitter eilig dahin geflüchteten Kühe von Zeit zu Zeit ein furchtbares Gebrüll ausstießen. Der heftige Wind, der seit Ausbruch des Gewitters hier auf der ganz ungeschützten Alp wehte, und der in anhaltendem Guß herabstürzende Regen hatten den vom Herde in den Kamin aufsteigenden Rauch nicht ins Freie gelassen, sondern ihn wieder in die Küche zurückgepreßt, und so suchte er sich Raum, wo er ihn fand, und wirbelte auch mir, als ich durch die Tür trat, mit erstickend heißer Luft entgegen.

Indessen, ich war hier doch endlich geborgen und wenigstens gegen den furchtbaren Regenguß geschützt. Das war mein erster Gedanke, als ich in die Küche trat, dann aber, als ich nur einen hastigen Blick über meine nächste Umgebung geworfen, brachen sogleich andere Gedanken über mich herein, und ich wurde von einem ebenso großen Erstaunen ergriffen, wie die Personen darin, vor deren weitaufgerissene Augen ich so hastig und unvermutet als Flüchtling trat.

Zunächst sah ich nur Heinrich aus dem Element des Rauches vor mir auftauchen, der ebenso triefte wie ich, da er auch erst vor wenigen Minuten von der Alp hereingetreten war, von der er die Kühe in den Stall getrieben; sodann aber gewahrte ich noch eine zweite und mir unbekannte Person, die auf einem niedrigen Schemel am Feuer saß und mich mit einem Blick so voller Verwunderung, Staunen und Neugier betrachtet hatte, und auf deren Zügen zum Greifen deutlich die Frage ausgeprägt lag: „Ist es denn möglich? Kann bei solchem Wetter wirklich ein vernünftiger Mensch in diese Einöde kommen?"

Ich sah mir die seltsame Erscheinung, die nun allmählich klarer aus dem Rauch hervortrat, je mehr meine Augen sich an denselben gewöhnten, mit zunehmendem Erstaunen an, und in der Tat, alles was ich an ihm wahrnahm, war ganz geeignet, meine Aufmerksamkeit zu verschärfen und meinen Kopf mit seltsamen Gedanken zu füllen. Der Fremde, obwohl er in seiner sitzenden Stellung, die er keinen Augenblick aufgab, nicht nach seiner ganzen Länge geschätzt werden konnte, war sichtlich ein großer und kräftig gebauter Mann, dessen Alter ich nicht sogleich zu bestimmen wagte. Er zeigte sich mir in einer Tracht, wie ich sie in den Schweizer-

bergen noch nie gesehen, wie sie aber für den beständigen Aufenthalt im Freien und behufs steter Bewegung auf so hohen Bergen nicht zweckmäßiger gedacht werden konnte. Seine breite Brust war nämlich mit einem Büffelwams bekleidet, das bis an den nervigen Hals zugeknöpft war, der völlig entblößt getragen wurde und nur einen kleinen Streifen eines bunten wollenen Hemdes sichtbar werden ließ. Um den schlanken Leib war ein schwarzlederner, vorn schildartig gestalteter Gürtel geschnallt, in dem ein kurzes Jagdmesser in lederner Scheide steckte. Seine Schenkel umfaßten oben etwas eng anliegende, über dem Knie weiter werdende Beinkleider von schwarzem Hirschleder, die, ähnlich wie bei den Schotten und Tyrolern, wenn sie in den Bergen leben, das Knie sichtbar werden ließen. Die kleinen Füße steckten in ungemein festen und mit spitzen Nägeln beschlagenen Bergschuhen, die oberhalb des Knöchelgelenks in fest anliegende Ledergamaschen von schwarzer Farbe übergingen und beinahe bis zum Knie hinaufreichten. Sein Hut, der neben ihm auf einem zweiten Schemel lag, war nach Art der Tyrolerhüte mit einem starken Gemsbart und der anmutig gestalteten Feder aus einem Adlerfittig verziert. Daneben an der Küchenwand lagen, zum Beweise, daß der Fremde kein gewöhnlicher Bergbewohner, sondern ein Gentleman sei, ein Paar nasse Handschuhe von braunem Gemsleder auf dem Boden, und in der Ecke lehnte ein kurzer Doppelstutzen und ein schwerer Alpstock mit hölzernem Knopf, und vor diesem lag eine große Jagdtasche, aus deren Oeffnung der blutende Kopf eines vor kurzer Zeit erst geschossenen Raubvogels hervorsah.

Wenn nun schon die eben beschriebene ungewöhnliche Kleidung dieses Mannes auffallend und interessant genug war, so boten mir sein Kopf und sein Gesicht noch viel mehr Anhaltspunkte zu einer genaueren Betrachtung dar, und so will ich doch hier gleich den Eindruck schildern, den dieser ausdrucksvolle Kopf und dies seltsame Gesicht an diesem Tage auf mich machten.

Der Kopf dieses Mannes war mit starken braunen und fast bis auf die Schultern fallenden, hier aber mit einer Schere glatt abgeschnittenen Haaren bedeckt, und sein Gesicht, aus dem nur eine hohe Stirn hervorleuchtete, in deren Mitte eine tiefe Falte eingegraben war, umrahmte ein ungewöhnlich starker Vollbart, der ihm mit seinen dünnen Enden bis mitten auf die Brust reichte und dem Gesicht in der verworrenen Verfassung, in der er sich augenblicklich befand, etwas Wildes oder doch Naturwüchsiges verlieh, als ob lange Zeit hindurch keine große Sorgfalt

auf die Verschönerung desselben verwendet worden wäre. Das Gesicht selbst aber war bleich, und zwar so krankhaft bleich, daß der erste Eindruck, den es auf mich machte, trotz der natürlichen stolzen Haltung des Kopfes, mich fast zum Mitleid bewegte. Hiermit stimmte auch ganz und gar der Eindruck seiner einzelnen Züge überein, denn selten in meinem Leben hatte ich ein so unendlich trauriges und von Tiefsinn verdunkeltes Gesicht gesehen wie dies. Ja, die tiefste Melancholie war in jedem dieser edlen und reinen Züge ausgeprägt, und aus dem großen dunkelblauen Auge, das gleichsam suchend, irrend nach mir herüberspähte, sprach eine so tiefe verhaltene Wehmut, ein so klar zum Ausdruck kommender seelischer Schmerz, daß mich fast ein Gefühl der Rührung überkam und der Gedanke mich beschlich, daß ich es hier mit einem der menschlichen Hilfe überaus Bedürftigen zu tun habe.

Außer dieser Wehmut und diesem Schmerz lag aber noch etwas anderes in dem Blick, mit dem diese sonderbar starrenden Augen mich betrachteten, nämlich eine Art Besorgnis und Scheu, als sie so plötzlich einen fremden Menschen vor sich sahen, und wie ein rascher, schreckartiger Blitz flog dieser Blick über meine ganze Gestalt und mein Gesicht, als ob er prüfen wolle, wer ich sei, und was ich hier in seiner Nähe in diesem abgelegenen Erdenwinkel zu suchen habe.

So machte das ganze Wesen dieses Mannes auf mich zuerst den Eindruck — und diesen behielt ich auch nach näherer Prüfung in der Folge bei — als ob das innere Licht dieses Menschen erloschen oder wenigstens dem Erlöschen nahe sei, und als ob er nur noch mechanisch den äußeren Anreizen des Lebens folge. Irgend etwas schwer Krankhaftes war gewiß in ihm vorhanden, und nach allem, was ich an diesem ersten Tage an ihm sah, kam es mir vor, als ob nicht nur sein Körper unter den ihn niederdrückenden Einflüssen allmählich erliegen werde, sondern auch sein Geist schon schwer unter denselben gelitten habe.

Doch ich kehre zunächst zu dem Augenblick meines Eintritts in die Hütte und zu dem ersten Staunen zurück, welches meine unerwartete Erscheinung auf die beiden darin sitzenden Männer ausübte. Der Fremde, der für mich zwar noch keinen Namen hatte, den ich aber doch schon nach den mir zuteil gewordenen Schilderungen zu kennen glaubte, starrte mich unverwandt und augenscheinlich etwas mißtrauisch an und blieb unbeweglich auf seinem Schemel am Herdfeuer sitzen. Um so lebhafter aber sprang mir Heinrich, der Senne, entgegen.

„Du liebe Güte!“ rief er laut aus, „Sie kommen bei diesem Wetter nach der Alp, Herr Doktor?“

„Ja, Heinrich,“ erwiderte ich, meinen kurzen Atem allmählich zur Ruhe kommen lassend, „aber als ich von Hause fortging, ließ das Wetter sich noch leidlich an. Erst unterwegs bin ich vom Gewitter überrascht, und da habe ich mich beeilt, wenigstens in den Schutz eurer Hütte zu gelangen.“

„Ah! Das begreift sich. Aber wie naß Sie sind! Sie triefen ja förmlich, und wie erhitzt sehen Sie aus! Kommen Sie her, setzen Sie sich auf diesen Schemel dicht ans Feuer, das wärmt, und trinken Sie rasch ein Glas heißer Milch, denn ein anderes Labsal habe ich nicht.“

„Ich bedarf dessen nicht,“ erwiderte ich, „nur trocknen möchte ich mich allerdings, aber — der Rauch — der Rauch — o, er erstickt mich fast!“

Der Fremde sah mich, als ich diese Worte hastig sprach, nicht an, hielt seine Blicke vielmehr mit einem melancholischen Sinnen und, wie mir vorkam, mit sich selbst zu Rate gehend, aufs Feuer gerichtet, bis Heinrich sich an ihn wandte und sagte:

„Das ist der Herr, Herr Scott, der neulich Ihr Haus suchte, wie ich Ihnen erzählte, und sich darüber so gefreut hat.“

Erst bei diesen Worten erhob der Fremde wieder den Kopf gegen mich und sah mich mit seinen großen blauen Augen forschend an, als ob er mich fragen wolle, wie ich dazu komme, sein Haus zu suchen?

Nach Heinrichs sehr natürlich sich abwickelnder Vorstellung glaubte ich nun aber auch das Wort an ihn richten zu müssen, und zwar drückte ich mich in deutscher Sprache aus, als ich ihm versicherte, wie sehr mich die schöne Lage seines Hauses entzückt habe.

„O, Sir,“ erwiderte er sogleich im reinsten Englisch, „sprechen Sie vielleicht Englisch? Ich verstehe zwar das Deutsche schon so ziemlich, aber ich spreche es nur mit großer Mühe.“

Auf der Stelle antwortete ich in englischer Sprache: „Gewiß spreche ich Ihre Sprache, und wenn es Ihnen lieber ist, unterhalten wir uns darin.“

Seine trübe Miene erheiterte sich etwas, als er dies hörte, und er fragte rasch:

„Heinrich nannte Sie vorher: Herr Doktor! Sind Sie etwa ein Arzt?“

„Ja," erwiderte ich, „ich bin es, obgleich ich mich augenblicklich nur als Reisender und als der Luftkur bedürftig hier aufhalte."

„Ah, das ist mir nicht ganz unangenehm," fuhr er lebhafter fort, und aus seinen Augen leuchtete mir zum erstenmal ein blitzartig kommender und ebenso rasch verschwindender Freudenstrahl entgegen. „Und Sie sind ein Deutscher, nicht wahr? Wenigstens muß ich das aus Ihren ersten Worten entnehmen. Nun, so will ich mich Ihnen vorstellen, damit wir beide wissen, wer wir sind. Ich heiße Humphrey Scott."

Ich nannte ihm nun auch meinen Namen und fügte, da ich ihm nicht verraten wollte, daß ich seine Nationalität bereits kenne, die Frage hinzu: „Sie sind ein Brite, nicht wahr?"

„Nein, Sir, ich bin amerikanischer Bürger," erwiderte er mit einiger Hast, wobei sein bleiches Gesicht auf einen Moment leicht errötete, „aber in England bin ich natürlich auch schon gewesen. Indessen tut das ja nichts zur Sache. — Wir machen übrigens unsere Bekanntschaft an einem seltsamen Orte und nicht gerade unter sehr angenehmen Verhältnissen. Und da Sie doch einmal von der Existenz meiner Hütte wissen, sie sogar schon gesehen haben, so mache ich Ihnen den Vorschlag, mich dahin zu begleiten, und es sich bei mir etwas bequemer zu machen, als es hier möglich ist. Auch sollen Sie andere Kleider haben, denn Sie können keinen trockenen Faden an sich aufweisen. Und das ist in dieser so windigen Region fatal. Indessen —" und hier nahm sein Gesicht wieder den vorigen Ausdruck einer aus Mißtrauen und Zaghaftigkeit zusammengesetzten Empfindung an — „kann dies nur unter e i n e r Bedingung geschehen."

„Welche ist das?" fragte ich voller Teilnahme, denn bei jedem Wort, welches er auf so eigentümlich sanfte und freundliche Weise zu mir sprach, war sie mehr und mehr in mir erwacht.

„Sie sollen mir als redlicher Mann das Versprechen geben," fuhr er langsam und bedächtig redend fort, „daß Sie niemandem Ihre Bekanntschaft mit mir verraten, niemandem meine Wohnung enthüllen, überhaupt mit niemandem von mir reden, wozu ich meine besonderen Gründe habe. — Können und wollen Sie das?"

„Ja," sagte ich, obgleich nicht ohne einige stille Verwunderung über dies auch gegen mich eingehaltene geheimnisvolle Wesen, „das kann und will ich — hier haben Sie meine Hand darauf."

Er streckte mir etwas zögernd und gleichsam vorsichtig seine leicht gebräunte, aber feine Hand entgegen und berührte dann die meine mit

nur leisem, kaum fühlbarem Druck, worauf er sie sogleich wieder zurückzog. —

Heinrich war während dieser Unterhaltung, die er doch nicht verstand, vor die Tür der Hütte getreten, wahrscheinlich um nach dem Wetter auszuschauen. Eben nun kam er wieder herein und berichtete, daß der Regen bedeutend nachgelassen habe, nur von den Höhen flute und rieselе das Wasser in Strömen und Bächen nieder.

Mr. Scott hörte nur oberflächlich nach ihm hin, dann stand er von seinem Sitze auf, von dem er sich bisher nicht geregt, und sagte:

„Kommen Sie rasch. Der Rauch hier ist in Wahrheit unerträglich, und das bißchen Nässe mehr oder weniger auf dem Wege zu meiner Hütte wird Ihnen nicht schaden und Sie nicht nässer machen als Sie sind. Mir tut sie bei meiner wasserdichten Kleidung ohnehin nichts. Farewell, Heinrich! Auf Wiedersehen!"

Ohne meine Antwort abzuwarten, warf er sich die schwere Jagdtasche wie ein Spielwerk um, hing den Stutzen über die linke Schulter und ergriff seinen Bergstock, nachdem er die Handschuhe vom Boden aufgehoben und in eine Tasche seiner Büffeljoppe gesteckt hatte. Dann deutete er, wie ein vornehmer Herr, der hier zu Hause ist und mir doch aus Höflichkeit den Vortritt lassen will, mit der Hand nach der Tür.

Ich heftete bei allen diesen Bewegungen mit einer gewissen Bewunderung meine Blicke auf den seltsamen Mann, denn nun gewahrte ich erst, wie groß und wohlgewachsen er war, und wie er selbst in seiner rauhen Bergkleidung stattlich und gentlemanmäßig aussah. Indessen hielt ich mich jetzt nicht mehr lange bei meiner Betrachtung auf, sondern sagte Heinrich auch rasch Lebewohl, und so traten wir den kurzen Weg nach der heimlichen Niederlassung an, vor der ich schon vor einigen Tagen kopfschüttelnd gestanden, ohne den gewünschten Einlaß in dieselbe gefunden zu haben.

Als wir dicht vor der Blockhütte angelangt, deren Fensterläden heute geöffnet waren, blieb Mr. Scott vor der verschlossenen Tür stehen und drehte sich nach mir um. Ich war noch wenigstens zwanzig Schritte hinter ihm und keuchte nur mit laut atmender Brust heran, da mir das Gehen in den nassen Kleidern und das schnelle Steigen den letzten Bergabsatz herauf überaus schwer geworden war.

„Da sind wir," sagte er, als ich herangekommen, „und ich glaube, es ist Zeit, daß Sie Ihre nassen Kleider abwerfen, es marschiert sich schlecht

darin. Nun, das soll bald geschehen sein, und glücklicherweise habe ich alles, was Sie bedürfen, zur Hand."

Er hatte bei diesen Worten schon einen Schlüssel aus seiner Gürteltasche gezogen und damit die Tür aufgeschlossen. Er trat mir auch jetzt voran, und zwar in den Mittelraum des Hauses, eine Art Flur, der, etwa in der Mitte seiner Länge, durch einen aus schwerem grauen Drillich bestehenden Vorhang in zwei Abteilungen geschieden war. Mit rascher Hand schob Mr. Scott diesen Vorhang, der an metallenen, auf einer glatten Stange laufenden Ringen befestigt war, zurück, wodurch ich einen Blick in den hinteren Teil des Flures gewann, der zu einem Küchenraum diente. Der Flur mochte etwa acht Fuß breit sein, ging aber der Länge nach durch die ganze Tiefe des Hauses, die etwa fünfzehn Fuß betragen mußte, das, wie ich später genauer erkannte, mit seinem hinteren Teile fest in den künstlich ausgebrochenen Felsen hineingebaut war und an seinem Ende, innerhalb der Küche, einen kleinen sehr kühlen Keller enthielt, in dem des Einsiedlers Speise- und Getränkevorräte lagerten. In der Küche, an der hintersten Wand, stand ein kleiner eiserner Kochherd und auf ihm glimmte leise ein Reisigkohlenfeuer, während daneben an festen, in die Holzwand getriebenen Nägeln kupferne Kesselchen und Gefäße aller Art hingen, die erkennen ließen, daß Mr. Scott es auch verstand, im Falle der Not der Kochkunst obzuliegen.

In der einen Ecke der Küche lag trockenes Holz und Reisig in großer Menge aufgeschichtet, und der Hausherr warf, sobald er sich dem Herde genähert, einige Stücke davon auf die glimmenden Kohlen, so daß bald ein lebhaft brennendes Knisterfeuer entstand, dessen Rauch durch einen Kamin in die freie Luft abzog, ohne, wie in der Sennhütte, Augen und Lunge mit seinem brenzlichen Qualm zu belästigen.

Als Mr. Scott dies vollbracht, kam er zu mir zurück, der ich noch immer in der vorderen Abteilung des Flures stand, und schloß mit demselben Schlüssel, womit er die jetzt wieder zugezogene Außentür geöffnet, die Tür zur linken Hand des Flures auf.

Er gab mir nur einen kurzen Wink mit der Hand, und wir traten in einen gemütlichen Raum, den ich sogleich als das Schlafkabinett meines Wirtes erkannte. Das Ganze war höchst einfach eingerichtet, aber sehr sauber gehalten, und man bemerkte auf den ersten Blick, daß hier nur für das unbedingt Notwendige gesorgt war. Alles aber, was der Bewohner zu seiner Bequemlichkeit gebrauchte, lag und stand sichtbar zur Hand.

An einem durch einen Vorhang von Zitz verschließbaren Riegel hingen mehrere Röcke und Beinkleider von verschiedenen Stoffen, und in einem kommodeartigen Kasten, dessen Schubladen Mr. Scott sofort öffnete, lag wohlgeordnet allerlei feine und grobe Wäsche. Einem Riegel mit den Kleidern gegenüber stand unter einem sehr einfach in Tannenholz gefaßten Spiegel ein Tisch, mit Toilettenutensilien versehen, und daneben in einem Wandschrank, der etwas geöffnet war und mich so einen Blick in sein Inneres tun ließ, nahm ich Kleidungsstücke wahr, die Mr. Scott wahrscheinlich früher getragen, bevor er sich in das Lederwams des Bergeinsiedlers geworfen hatte. Der ganze Fußboden aber, vom Fenster bis an das Bett hin, war mit einer dicken Matte aus Kokusnußfasern belegt, was dem kleinen Gemach ein überaus behagliches Ansehen verlieh.

Mr. Scott holte ein Hemd und die andere nötige Wäsche aus dem Kommodekasten hervor und legte sie auf einen Stuhl, deren ich nur zwei im Zimmer bemerkte. Sodann nahm er einen Schlafrock von grauem Wollstoff vom Riegel und ein Paar fast neue Beinkleider aus dem Wandschrank, warf beides über das Bett und lud mich dann in seiner ruhigen, bedachtsamen Weise ein, von den dargebotenen Sachen Gebrauch zu machen. Dann, noch einmal sich im Zimmer umblickend, ob mir auch nichts fehle, verließ er mich.

Man kann sich denken, daß ich mit meiner mir so notwendig gewordenen Toilette nicht säumte. In zehn Minuten hatte ich mich gewaschen und in die mir so freundlich dargebotenen Kleider geworfen, die mir allerdings etwas weit waren, aber ihren Zweck vollständig erfüllten. Während ich mich aber umkleidete, hörte ich meinen Wirt in der Küche nebenan hantieren und glaubte die Vorkehrungen, die er abermals für mich traf, zu erraten. Ich hatte mich darin auch nicht geirrt, denn als ich später in die Küche trat, sah ich, daß eine Leine quer vor dem Feuer von einer Wand zur andern ausgespannt war, und da ich ohne weitere Erklärung sofort begriff, wozu diese Leine dienen sollte, hing ich meine nassen Kleider darauf, um sie zu trocknen. Nur meine Bergschuhe hatte ich ohne die Gamaschen wieder angezogen, denn sie hatten sich wasserdicht erwiesen, so daß ich nicht einmal die Strümpfe zu wechseln brauchte.

Als ich dies aber getan, begab ich mich an die Tür des dem Schlafkabinett gegenüberliegenden Zimmers und klopfte leise an, worauf sogleich ein Hereinruf erfolgte, und ich trat nun in das eigentliche Wohngemach meines sonderbaren Wirts.

Das Gemach war geradeso groß, hoch und breit wie das Schlafzimmer, nur sah es bei weitem wohnlicher und fast gemütlich aus, wozu gewiß der Umstand beitrug, daß es weit reichlicher mit freilich sehr einfachen Möbeln ausgestattet war als jenes. Die Wände bestanden, wie drüben, aus glatt gehobelten Tannenbrettern, ebenso die Decke, und auf dem Fußboden lag auch hier ein ähnlicher Teppich ausgebreitet. Am Fenster stand ein einfacher Arbeitstisch, mit Zeichnungen, Papier und Schreibgerät versehen. Ein zweiter, etwas größerer, viereckiger Tisch stand vor einem langen Ruhebett, welches die Mitte der hinteren Wand einnahm und mehr zum Liegen als zum Sitzen eingerichtet schien. Es war das einzige Möbel im Hause, welches ein Polster und einen farbigen Ueberzug aufweisen konnte. Die Stühle, ich zählte auch hier nur zwei, waren augenblicklich an den Tisch vor das Sofa gerückt, Schränke nirgends vorhanden, und, wie ich später erkannte, auch nicht nötig, da in sämtlichen Wänden dergleichen Behältnisse eingelassen waren.

In dem einen Wandschrank standen, wie ich noch an diesem Morgen erkundete, ein Dutzend Bücher, die zur Zeit die einzige Lektüre des von der Welt so abgeschieden lebenden Einsiedlers bilden mochten, und daneben eine kleine Staffelei zum Zeichnen oder Malen eingerichtet. Am Fuße derselben lehnte eine große, wahrscheinlich mit Skizzen gefüllte Pappmappe, deren Inhalt ich erst später kennen lernte, und woraus ich entnahm, daß Mr. Scott ein tüchtiger Zeichner war und seinen einsamen Aufenthalt in Sterchis Haus den langen Winter über sehr wohl zu nutzen verstanden hatte.

An dem Tisch vor dem Sofa nun saß mein Wirt auf einem Stuhl, vor sich ein großes blechernes Gefäß, unter dem eine Spiritusflamme brannte. Daneben stand eine Flasche Rum, die kaum angebrochen war und mich erkennen ließ, daß ich demnächst einen wärmenden Grog zu erwarten habe. Außerdem nahm ich auf dem Tisch noch zwei Teller, einen eben erst angeschnittenen Schinken, frische, der Sennhütte entstammende Butter, Brot und daneben ein Körbchen mit Eiern wahr, die Christen am vorigen Tage wohlbehalten nach der Höhe geschafft hatte.

Freundlich lud mich Mr. Scott ein, Platz zu nehmen und zuzugreifen, und das tat ich gern und ohne Zögern, denn mein Appetit hatte sich nach dem beschwerlichen Marsche schon sehr bemerklich gemacht. Während ich mich aber bediente, was mein Wirt denn auch für sich tat, sagte er, nicht ohne eine auffällige Spannung in seinen Mienen:

„Noch eins, Herr Doktor, bevor wir weiter reden. Lassen Sie uns

zuerst eine für mich sehr notwendige Verabredung treffen. Sie wohnen bei Sterchi, nicht wahr?"

„Ja, seit einigen Tagen, und ich denke noch etwa vier Wochen bei ihm zuzubringen."

„Das ist mir lieb, aber sprechen Sie ehrlich: Hat er Ihnen bereits etwas von mir gesagt?"

„Kein Wort, Mr. Scott," erwiderte ich, „und selbst auf meine Frage nach Ihnen hat er mich gebeten, daß ich ihn mit ähnlichen Fragen verschonen möchte."

„Ah, das ist mir lieb. Aber wie kamen Sie auf die Frage nach mir? Sie wußten also von meinem Hiersein und der neuerbauten Hütte, bevor Sie auf dem Berge wohnten? Können Sie mir darüber keine bestimmte Auskunft geben?"

„Ja," sagte ich offen, „ich wußte von Ihnen, aber nur im allgemeinen, und habe es durch einen reinen Zufall erfahren. Ein Bekannter, dem ich in Interlaken begegnete, erzählte mir, daß auf dem Abendberg ein Neubau ausgeführt und von einem ihm persönlich unbekannten Manne bewohnt sei. Da fragte ich denn natürlich Sterchi danach, als ich bei ihm eintraf, aber er erwiderte mir mit seinem ernsten Gesicht, daß er davon nicht sprechen werde, und daß ich ihn weiter nicht mit Fragen darüber behelligen möge."

Mr. Scott nickte befriedigt, während er langsam etwas aß. „Gut," sagte er mit immer gleich traurig bleibender Miene und weicher Stimme, „das ist recht von Sterchi, und das habe ich auch von ihm erwartet. Es braucht niemand von meiner Existenz hier oben zu wissen, ebensowenig wie ich von der anderer etwas hören will. Daß ich einmal von irgend jemandem ausfindig gemacht werden könnte, darauf war ich freilich lange vorbereitet, aber — ich möchte wenigstens, solange es geht, hier ein vollständiger Eremit sein, denn dies Alleinsein befriedigt mich vor der Hand.— Aber freilich," fuhr er nach kurzem Sinnen und einem abermaligen leichten Aufseufzen fort, „ich bin immer ein Mensch und mit menschlichen Eigenschaften und Bedürfnissen ausgestattet, und da ich mit niemandem, wenigstens mit keinem gebildeten Menschen in Berührung komme, habe ich bisweilen das Verlangen, ja, warum sollte ich es verschweigen, die Sehnsucht mit einem solchen zu reden, und so bin ich zufrieden, daß Sie mein Unterkommen entdeckt haben, da ich zugleich überzeugt bin, daß Sie als ehrlicher Mann Ihr Wort halten und mit niemandem — niemandem," wiederholte er mit lebhaft aufblitzenden

Augen — „von mir reden und auf meine einsame Wohnung hindeuten werden. Wenn Ihnen das seltsam vorkommt, so kann ich nichts dagegen haben, aber urteilen Sie nicht voreilig darüber, es macht sich in den Verhältnissen, in denen ich mich befinde, durchaus notwendig, und ich kann es vor der Hand nicht ändern."

Ich nickte ihm beifällig zu, sprach aber kein Wort, da ich an seinen lebhafter gewordenen Mienen zu bemerken glaubte, daß er noch weiter sprechen wolle, und ich weiß nicht, wie es kam, ich wurde bei jedem Worte dieser rührenden und gleichsam durch unsichtbare Tränen verschleierten Stimme begieriger, immer noch mehr von ihm zu hören. Er fuhr auch sogleich zu reden fort, und es schien mir, als ob eben dieses Sprechen mit einem gebildeten Menschen, was ihm so selten begegnete, eine wahre Wohltat für ihn sei.

„Vor allen Dingen aber," sagte er, indem er zu essen aufhörte und nachdenklich vor sich niedersah, „freue ich mich doppelt der Begegnung mit Ihnen, weil — Sie ein Arzt sind. Mich verfolgt nämlich seit einigen Wochen ein kleines Leiden, das mich bisweilen sogar ernstlich plagt, und von dem Sie mich vielleicht durch einen guten Rat befreien können."

Ich sah ihn bei diesen Worten, die er nur zögernd und mit einer gewissen Zurückhaltung vorbrachte, fest an und durchforschte noch einmal genau sein von einem tiefen geistigen Leid durchfurchtes Gesicht, dem ohne Zweifel auch eine leibliche Kränklichkeit beigemischt war, wenngleich der melancholische Ausdruck, den ich im Anfang unserer Begegnung vorherrschend fand, im Laufe des geführten Gesprächs sichtlich milder geworden oder zurückgetreten war.

„Worin besteht denn dieses Leiden?" fragte ich, sogleich mit meinem Krankenexamen beginnend.

Er beschrieb mir seinen Zustand sehr genau und gab mir so in kurzer Zeit ein ziemlich treues Bild von dem ihn plagenden Uebel. Ich durchschaute bald alles und erkannte, daß eine fehlerhafte Diät die Hauptursache seines vorübergehenden körperlichen Uebelbefindens sei. Wir sprachen eine ganze Weile darüber, und ich fragte ihn nach allen Richtungen aus, und alles, was ich erfuhr, bestärkte mich mehr und mehr darin, daß meine erste Annahme eine richtige gewesen sei. So konnte ich ihm denn auch die Versicherung geben, daß er von seinem Leiden bald geheilt sein würde, und versprach, ihm die nötigen Medikamente bald heraufzuschicken.

Unterdessen war das Wasser in dem blechernen Gefäß schon lange

ins Kochen geraten, und Mr. Scott hatte mir ein Glas Grog gemischt, wozu er mir Zucker reichte, den er, in einem Topfe enthalten, aus einem Wandschrank holte. Als er mir aber das Glas hingereicht, sagte er plötzlich:

„Ach, Sie trinken vielleicht lieber ein Glas Burgunder? Davon habe ich auch noch eine Flasche; Sterchi versorgt mich fleißig damit, und er ist so kühl wie bei ihm, da mein kleiner Keller sich in der Felstemperatur mit dem feinen dreist messen kann."

„Ich glaube es wohl," erwiderte ich, „aber lassen wir es heute bei dem Grog bewenden; ein andermal trinken wir vielleicht zusammen ein Glas Wein, wenn Sie mir erlauben, daß ich Sie wieder besuche."

Er sah mich mit einem Male groß an, als ich diese Worte sprach, und dann flog ein flüchtiger Freudenstrahl über sein bleiches Gesicht. „Wenn Sie das nicht selbst gesagt hätten," sagte er, „so würde ich Sie noch besonders darum gebeten haben. Ja, ich hoffe, daß wir uns jetzt recht oft sehen, da Sie noch wochenlang bei Sterchi wohnen und nur zu Ihrer Erholung auf dem schönen Berge verweilen. Anfangs war mir die Begegnung mit Ihnen, ich gestehe es ein, nicht ganz angenehm, doch jetzt — ja, zumal Sie mein Arzt sein wollen — bin ich vollkommen damit einverstanden und ich bitte also, wiederholen Sie Ihren Besuch so oft wie möglich." —

Wir plauderten darauf, länger als wir selber wußten, und noch am Tische sitzend, nachdem wir schon lange zu speisen aufgehört, über allerlei Dinge von allgemeinem Interesse, und immer mehr schien der melancholische Trübsinn aus der Miene meines neuen Patienten zu verschwinden, der sein ganzes Aussehen vorher so verdüstert und entstellt hatte. Ja, zuletzt drückte er mir sogar unwillkürlich eine gewisse Behaglichkeit aus, daß seine bisherige fast absolute Einsamkeit einmal von außen her unterbrochen war, und ließ mich dadurch mehr und mehr erkennen, daß er nicht aus alleiniger Liebe zur Einsamkeit diesen stillen und abgelegenen Ort gewählt, sondern daß ihn bei weitem wichtigere Beweggründe dazu veranlaßt hatten, die er jedoch nicht im mindesten auch nur aus der Ferne andeutete. Jedoch will ich diese lange Unterhaltung zwischen uns hier nicht genauer mitteilen. Genug, die Zeit enteilte mir wie im Fluge, und als ich mich endlich zum Aufbruch anschickte, zeigte die Uhr schon ein Uhr mittags.

So begaben wir uns denn wieder in die Küche, um meine Kleider zu untersuchen, und fanden, daß sie so ziemlich trocken waren.

Als ich sie von der Leine nahm, um in das Schlafzimmer meines Wirts zu gehen, wo ich sie wieder anlegen wollte, sagte er zu mir:

„Ja, wenn Sie doch fort wollen, so glaube ich jetzt auch, daß Sie sie, ohne Schaden zu nehmen, anziehen können, aber das Hemd wechseln Sie lieber nicht. Ich schicke Ihnen das Ihrige morgen mit dem Sennjungen hinunter, und Sie können das meinige gleich der Wäscherin Sterchis übergeben. So sparen wir beide eine Mühe dadurch. Nachher aber werde ich Sie, wenn Sie nichts dawider haben, eine Strecke begleiten und auf einem möglichst trockenen Wege nach dem Walde bringen, wo ich Sie dann Ihrem eigenen Schicksal überlassen will."

Es währte nicht lange, so war ich mit dem Umkleiden fertig, und nachdem ich meinen Bergstock wieder zur Hand genommen, trat ich vor die Tür und traf Mr. Scott, mit dem Stutzen und der geleerten Jagdtasche ausgerüstet, schon davor stehen und auf mich warten.

Wir schritten langsam auf dem schmalen Fußwege durch die Tannen nach der Sennhütte hinunter, die wieder leer stand, denn weder Heinrich, noch Christen, noch die Kühe waren darin. So bat ich denn Mr. Scott, Heinrich von mir zu grüßen, und dann schritten wir weiter fort, um uns vollends auf den Rückweg nach Sterchis Hause zu begeben.

Als wir die Sennhütte im Rücken gelassen, führte mich Mr. Scott auf einem mir noch unbekannten Fußpfade oberhalb des morastigen Weges der freien Alp nach dem Eingang des Waldes hin. Dieser Pfad war freilich weder kürzer noch leichter zu gehen, namentlich bei dem heute so überaus schlüpfrigen Rasen, aber er war doch im ganzen viel trockener als der untere und brachte uns wenigstens ebenso rasch zum Ziel. Das Wetter blieb während des ganzen Marsches gleich gut und hell, und die leicht bewegte Luft war nach dem Gewitter so köstlich rein und frisch, daß man mit jedem Atemzuge neue Kraft und Lebenslust einzuziehen glaubte.

So waren wir nach einer halben Stunde bedächtigen Gehens allmählich nach dem Walde hinuntergekommen, und kaum hatten wir seinen Eingang erreicht, so fing Mr. Scott an, immer langsamer und langsamer vor mir her zu gehen, als scheue er sich, auf einem Wege weiter vorzuschreiten, der zu Zeiten häufiger von Menschen begangen wird, und auf dem sich heute möglicherweise auch irgendein Tourist einfinden konnte, was ich für meine Person, in Anbetracht des schlechten Weges, nicht glaubte. Um ihm darin, wenn er solche Voraussetzung hegte, zu Hilfe zu kommen, fing ich an, vom Wetter zu sprechen, und äußerte die

Ansicht, daß die untere Hausalp sehr schlüpfrig sein, und daß heute sicherlich niemand dieselbe und noch weniger den in einen kleinen Bach verwandelten Waldweg betreten werde.

Er horchte, als ich dies vorbrachte, hoch auf, und ich schien in der Tat das Rechte getroffen zu haben; so schritt er denn wieder etwas schneller vor, obgleich ich ihn durchaus nicht zur Eile nötigen wollte, da ich nicht ungern noch länger in seiner Gesellschaft verweilen mochte.

Plötzlich aber und nachdem er eine Weile beharrlich geschwiegen, wandte er sich nach mir um und sagte:

„Da Sie so gütig sein wollen mir die besprochene Arznei zu verordnen und dieselbe noch heute aus Interlaken holen lassen wollen, so erlauben Sie mir vielleicht auch die Frage, wann ich sie erhalten kann?"

Ich blieb stehen und sah nach der Uhr. „Es ist jetzt zwei Uhr vorbei," sagte ich darauf, nachdem ich im stillen gerechnet, „und um drei Uhr werde ich unten sein und mich umgekleidet haben. Um vier Uhr erst geht der letzte Bote vom Berge nach Interlaken, und abends um sieben oder acht kann ich die Arznei schon in Händen haben. Nun, dann ist keine Zeit mehr vorhanden, sie Ihnen noch heute zu senden, aber ich werde Sie, wenn Sie es erlauben, morgen früh wieder besuchen und sie Ihnen selbst überbringen."

Er errötete bei diesen Worten leicht und war über meinen Vorschlag sichtbar erfreut. „Nein," sagte er gleich darauf, „das kann ich nicht verlangen und verlange es auch nicht. Meinetwegen sollen Sie nicht so oft einen so weiten und beschwerlichen Weg zurücklegen. Sie könnten einmal wieder von einem Unwetter überrascht werden und mich dann nicht zu Hause finden, um Ihnen mit trockenen Kleidern auszuhelfen."

„O, das Wetter hält sich jetzt mehrere Tage gut," erwiderte ich, „und für mich ist der Weg nach der oberen Alp nicht zu weit. Ich muß meiner eigenen Gesundheit wegen täglich tüchtig gehen, und daß ich hier immer steigen und klettern muß und nicht auf ebener Erde wandeln kann, habe ich gewußt, schon ehe ich auf den Berg kam. Sie wissen ja, ich bin ein alljährlich wiederkehrender Gast in Interlaken und auf dem Abendberg."

Er nickte befriedigt, und abermals zeigte sich ein kurzer Freudenstrahl auf seinem Gesicht, das in der letzten halben Stunde sich wieder mehr und mehr verdüstert hatte. Während wir nun langsam weiter schritten, sprach ich noch mehr über meine Liebhaberei für die Schweiz

und namentlich über meine Vorliebe für die Pension Beau-Site und den Abendberg, und als ich damit zu Ende war, sagte er:

„Das kann ich mir denken, und der Abendberg hat in der Tat für einen Reisenden, wenn er ihn erst genau kennen gelernt, mancherlei Anziehungskraft, und Sterchi ist Ihnen gewiß ein aufmerksamer Wirt. Indessen, in bezug auf Ihren Besuch morgen habe ich einen anderen Vorschlag zu machen. Kennen Sie vielleicht den Weg oberhalb des Bergkammes, der von Ihrem Hause über den Abendberg nach der Roteck und also auch nach der Sennhütte und zu meiner Wohnung führt?"

„Ja, den kenne ich und bin ihn schon zwei- oder dreimal in früheren Jahren gewandert, wenn es nicht zu heiß zum Klettern war."

„So. Nun, dann werden Sie auch die merkwürdige alte Schirmtanne kennen, deren Mutterstamm sich in vier kleinere Stämme spaltet?"

„Gewiß kenne ich sie, und ich habe schon einmal zwischen ihren Stämmen gesessen und mich von dort an der schönen Aussicht nach dem Thuner See gefreut."

„Gut, so suchen Sie sie auch morgen mir zuliebe wieder auf; ich werde Ihnen bis dahin entgegenkommen, und Sie haben dann höchstens den halben Weg nach meiner Wohnung zurückzulegen. Ich wähle diesen Baum aber gerade deshalb zu unserem Rendezvous, weil Fremde, die ihn nicht kennen, den Weg dahin fast niemals betreten, und nur Einheimische, wie Christen und Heinrich, wählen ihn bisweilen, wenn sie nichts zu tragen haben und den nassen Weg über die Alp vermeiden wollen. So brauche ich also keine Begegnung auf diesem Wege zu befürchten. Stimmen Sie nun in meinen Vorschlag ein?"

Ich brauchte ihn mir nicht weiter zu überlegen und gab meine Einstimmung sofort zu erkennen, was Mr. Scott sehr angenehm zu sein schien. „Gut," sagte er, „um welche Zeit wollen wir uns bei dem Baume treffen?"

„Wann ist es Ihnen genehm?" fragte ich.

„O, mir ist jede Stunde recht, ich habe nichts zu versäumen und möchte vor allen Dingen meine Arznei bald haben."

„Ja, das ist wahr. So will ich um sechs Uhr unten fortgehen, dann bin ich schon vor sieben Uhr bei der Schirmtanne."

Er zog seine Uhr hervor und stellte sie genau nach der meinen; dann aber bemerkte ich an seinem Benehmen, daß der Augenblick der Trennung zwischen uns gekommen war.

Er blieb vor mir stehen und sah mir mit einer wehmütigen Rührung

ins Gesicht, die mir verriet, daß das Zusammentreffen mit mir ihm nicht gleichgültig gewesen sei. Sein Auge haftete längere Zeit auf mir und schien sich nur mit einiger Mühe von dem Anblick eines Menschen loszureißen, der so zufällig seinen Weg getreuzt und, ebenso zufällig ein Arzt, ihm mit seiner Hilfe in viel kürzerer Zeit näher getreten war, als es anderen Menschen möglich gewesen wäre.

Er sprach dies auch sogleich selbst aus, indem er sagte: „Herr Doktor, ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß ich mich Ihrer unverhofft gemachten Bekanntschaft freue. Mag mich deshalb keine Reue heimsuchen, wie ich sie schon so oft empfunden, wenn fremde Menschen in meinen Weg getreten sind und mich von dem Ziele abgeleitet haben, das ich mir vorgezeichnet hatte. Nein, von Ihnen befürchte ich das nicht, Sie hat kein persönlicher Beweggrund zu mir geführt, nicht wahr?"

„Nein," sagte ich mit der freundlichsten Miene, „einen persönlichen Grund gab es nicht, der mich veranlaßt hätte, Sie aufzusuchen, wenn es nicht der Wunsch war, einen Mann kennen zu lernen, der sich auf einem der schönsten Punkte dieses Berges so einsiedlerisch niedergelassen hat."

Bei diesen Worten reichte ich ihm mit einem herzlichen Blick meine Hand hin, um Abschied von ihm zu nehmen, allein er zögerte wieder eine Weile, wie das erste Mal, mir die seine zu reichen. Er schien dabei einen stillen Kampf mit sich selbst zu bestehen, plötzlich aber hatte er ihn bestanden, und so sagte er, schnell meine Hand ergreifend und eine Weile festhaltend:

„Ja, ich kann sie Ihnen mit gutem Gewissen geben, und Sie reichen sie keinem Unwürdigen, obgleich ich sehr — sehr unglücklich bin. Da haben Sie sie, und nun halten Sie Ihr Versprechen und reden Sie mit niemandem von mir."

Er preßte dabei meine Hand mit festem Druck, und ich fühlte wohl, daß der Anreiz dazu ihm aus tiefster Seele kam; dann aber lüftete er einen Augenblick seinen Hut, was ich auch tat, und wandte sich rasch zur Rückkehr, als fürchte er noch immer, es könne hier irgendeine andere Erscheinung auftauchen, die ihm nicht so angenehm wie die meine wäre.

Ich stand hinter ihm still und blickte ihm eine Weile nach. Ich glaubte, er würde sich noch einmal nach mir umwenden, aber er tat es nicht, und bald war er mit seinen elastischen, ihn schnell fördernden Schritten hinter den Bäumen verschwunden, und ich hörte nur noch eine Zeitlang die eiserne Spitze seines Alpstocks hart auf die Steine des Weges stoßen.

12.

Ich befand mich in einer mir nicht gewöhnlichen Gemütsbewegung, als der seltsame Mann mich verließ und ich ihn so allmählich hinter den Bäumen verschwinden und seiner abgelegenen Einsiedelei sich wieder zuwenden sah, das gestand ich mir ehrlich ein, als ich nun langsam meinen Weg nach meiner Behausung fortsetzte. Die geistige Spannung, die mich bei seinem ersten Anblick ergriffen und die allmählich mehr und mehr zugenommen, je länger ich mit ihm zusammen gewesen, ihn so still und bedächtig hatte handeln sehen und so scheu und zurückhaltend hatte reden hören, war einer ernsten Betrachtung über die ganze rätselhafte Erscheischeinung gewichen, die mich jedoch zu keinem erwünschten Ziele führte. Nein, ich mochte soviel über ihn denken und grübeln, wie ich wollte, ich blieb mir selbst völlig im unklaren über ihn, und nichts wollte so recht standhalten, was ich mir selbst über ihn vorzureden versuchte. So viel war indessen gewiß: ich hatte es hier nicht bloß mit einem Sonderling, wie ich zuerst gedacht, der sich aus purer Liebhaberei für die Berge und aus Naturschwärmerei diese Einöde zum Wohnsitz erkoren, sondern abermals mit einem Unglücklichen zu tun, deren es auf der weiten Welt ja so unzählige gibt und deren Grundleid oft nur schwer zu entziffern ist. Habe ich aber in meiner Weise einmal erst erkannt, daß ich einen wirklichen Unglücklichen vor mir habe, wie es ja hier ohne Zweifel der Fall, so regt sich auch sogleich das Interesse für ihn in mir, ihm mit Gottes Hilfe irgendwie zu helfen und den Versuch zu machen, handelnd in sein Schicksal mit einzugreifen und das Schmerzliche von ihm abzuwenden, oder es wenigstens zu erleichtern.

Daß ich die helfende Hand auch bei Mr. Humphrey Scott sein wollte, wenn mir die Gelegenheit dazu geboten würde, das brauchte ich mir daher nicht besonders vorzunehmen, das stand schon von selbst in mir fest. Es kam hier bloß auf die Gelegenheit an, ihm nützlich zu werden, und die wollte ich jeden Tag näher und näher herbeizuführen suchen, so oft ich mit ihm zusammentraf, und daß dies jetzt oft geschehen würde, wußte ich ebenfalls, wenn ich auch nicht den ganzen Tag bei und mit ihm verweilen wollte und konnte, da ich mich ja auch meinen eigenen Interessen und denen anderer Personen zu widmen hatte, die mir in den letzten Wochen so nahe getreten waren.

Indessen, so viel bekenne ich ehrlich: einigermaßen traten selbst Mrs. Duncan und Miß Lucy und Mary Markham vor der neuen Bekanntschaft des Einsiedlers zurück, obgleich ich ihnen gewiß eine große

Stelle in meinem Herzen eingeräumt. Aber bei Mr. Scott schien mir weit mehr Eile nötig zu sein, er befand sich offenbar in einer viel traurigeren Lage als Miß Mary, die doch noch ihre Verwandten um sich hatte und mitten unter tröstenden und teilnehmenden Freunden lebte. Auch hatte sie sich ja jetzt schon in ihr Unglück gefunden, dasselbe war abgelaufen und nicht mehr zu ändern, und wenn es mir nur gelang, durch meinen Freund den Ort ausfindig zu machen, wo Harry Duncans Gebeine schlummerten, dann hatte ich ja alles geleistet, was ich dem jungen Mädchen gegenüber leisten konnte.

In viel qualvollerer Lage dagegen erschien mir Mr. Scott. Er litt körperlich und geistig, es waren, ich leugnete mir das nicht, gewiß oft Momente bei ihm vorhanden, in denen er der Verzweiflung nahe war, und was einem Menschen in solcher Situation begegnen kann, wenn er ohne äußeren Beistand sich selbst überlassen bleibt, davon hatte meine Erfahrung Beispiele genug aufzuweisen.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, trat ich endlich aus dem nach der oberen Alp führenden Bergwalde auf die freie Hausalp hinaus, und als ich noch einige Schritte vorwärts getan, sah ich mein trauliches Bergasyl wieder dicht unter mir liegen. Als ich nach dem Hause hinunterschaute und meine Augen nach allen Richtungen über die im Sonnenlicht leuchtende Hausalp flogen, gewahrte ich niemanden auf derselben, und das war mir gerade nicht unangenehm. Sah ich doch in meinem jetzigen Zustande etwas hart vom Wetter mitgenommen aus, und meinen Schuhen und Gamaschen merkte man nur zu deutlich an, daß mein Weg mich durch dick und dünn geführt. So schlich ich denn ganz leise nach dem Hause hinab, vermied den am schlüpfrigsten sich darstellenden Hauptweg, und glitt mehr als ich ging, geradeaus den Rasen hinab, schlüpfte hastig in das Haus und erreichte so unbemerkt mittelst der Hintertreppe mein Zimmer, wo ich zuerst leise die offenstehenden Fenster schloß, meine zerknitterten und beschmutzten Kleider abwarf und eine gründliche Reinigung meines äußeren Menschen vornahm.

Kaum aber war ich damit zustande gekommen und eben im Begriff, andere Kleider anzulegen, so hörte ich jemanden mit festem Schritt die knarrende Treppe heraufsteigen, und alsbald klopfte eine Hand bescheiden an meine Tür. Auf meinen Hereinruf trat Sterchi bei mir ein, der soeben von Ned meine Rückkehr erfahren hatte und sich nun nach meinem Ergehen erkundigen wollte.

Er stand mit seinem gemütlichen Lächeln auf dem behäbigen Gesicht

eine Weile sprachlos da und warf nur einen kritischen Blick auf meine über einen Stuhl geworfenen Bergkleider und die Schuhe darunter; dann erst wandte er sich zu mir und sagte kopfschüttelnd:

„Na, es ist nur gut, daß Sie mit heiler Haut wieder da sind, Herr Doktor. Das war ein hübsches Gewitter heute morgen unmittelbar nach Ihrem Abmarsch, und Sie haben den Regenguß jedenfalls über sich ergehen lassen müssen, nicht wahr?"

„Jawohl," entgegnete ich lächelnd, „das ist mir nicht erspart worden, indessen ist es mir immer noch leidlich genug ergangen, und Sie sehen mich wenigstens ganz munter und vergnügt wieder."

„Ja, das sehe ich zu meiner Freude, aber andere Leute haben sich recht um Sie geängstigt, und man gab sich schon allerlei Befürchtungen hin, daß Ihnen ein Unglück begegnet, und ich hatte alle Welt zu trösten. Namentlich die drei Engländerinnen waren ganz außer sich, und auch von den anderen wußte niemand, wo Sie geblieben waren und während des entsetzlichen Gewitters und Regens ein Unterkommen gefunden hatten."

„O, ich bin, nachdem ich gründlich durchnäßt und vom Hagel arg mitgenommen war, endlich doch unter Dach und Fach geraten!" erwiderte ich absichtlich kurz und bündig.

„Ah, dann sind Sie wohl auf der Alp in meiner Sennhütte gewesen?"

Ich sah ihn fest an, denn ich war begierig, zu erforschen, wie er sich auf meine nächste Antwort verhalten würde. „Ja," sagte ich, „in Ihrer Sennhütte bin ich allerdings a u c h gewesen und kann Ihnen berichten, daß all Ihr Hab und Gut dort oben in bester Verfassung ist, obgleich einige Unruhe unter dem Vieh herrschte, als es endlich wohlbehalten im Stalle geborgen war."

„Das kann ich mir denken; aber gut, ich danke Ihnen für den Bericht," versetzte er und schien zu weiteren Fragen nicht mehr aufgelegt, da er wohl merken mochte, daß ich dem, was er eigentlich wissen wollte, auswich, obgleich ich nur den richtigen Moment abwartete, ihm mein ganzes Geheimnis auf einen Schlag zu offenbaren. „Indessen," fuhr er doch sogleich fort, „werden Sie wohl etwas hungrig sein, und ich habe dafür gesorgt, daß Sie zu jeder Stunde Ihr Essen finden. Es erwartet Sie also, und Sie brauchen nur in den Speisesaal hinabzusteigen, um Ihren Appetit zu befriedigen."

Da war denn der richtige Moment für mich gekommen, und ich sagte

rasch: „O, mit meinem Appetit steht es nicht so schlimm, lieber Sterchi. Ich habe zu gut gefrühstückt und mich obendrein ohne viel Mühe ganz trocken gekleidet."

Er sah mich eine Weile starr an, dann fragte er mit einer sichtbaren Verwunderung auf seinen sprechenden Zügen: „In der Sennhütte?"

„Nein," sagte ich so ruhig wie möglich, „noch etwas höher hinauf und in einem viel komfortabler eingerichteten Hause, und da habe ich gefunden, daß Ihr Schinken und Ihre Eier dort oben ebensogut schmecken, wie hier unten."

„Ah!" machte der Wirt und riß seine blauen Augen dabei weit auf. Dann fuhr er still vor sich lächelnd fort: „Ob ich es mir nicht gedacht habe!" Aber weiter sagte er nichts, und ich sah wieder, wie gewissenhaft er sein dem Amerikaner gegebenes Versprechen, gegen jedermann über ihn zu schweigen, auch jetzt noch hielt.

Hiermit schien, von Sterchis Seite wenigstens, unser Gespräch über den beregten Punkt zu Ende zu sein, und er wollte sich eben, sichtbar in Gedanken verloren, zur Tür wenden, als ich noch einmal zu sprechen begann und sagte:

„Warten Sie noch einen Augenblick, lieber Sterchi, ich habe Ihnen noch eine Bitte auszusprechen. Geht Johann oder sonst jemand noch heute nach Interlaken hinab?"

„Jawohl, um vier Uhr, Herr Doktor. Soll er Ihnen etwas besorgen?"

„Ja. Ich habe zwei Rezepte zu schreiben, und er soll mir die Arznei mit aus der Apotheke heraufbringen, doch muß ich sie unter allen Umständen noch heute haben."

„Arznei?" fragte Sterchi mit unwillkürlichem Staunen. „Für wen denn, wenn ich fragen darf?"

„Warten Sie nur einen Augenblick," sagte ich ruhig, setzte mich sogleich an meinen Schreibtisch und schrieb die beiden Rezepte, die ich schon lange im Kopfe hatte. Als ich aber damit fertig war, reichte ich sie ihm hin und sagte:

„Da, lesen Sie, für wen ich diese Arzneien verschrieben habe. Wissen Sie was das Pro me hier heißt?"

„Nein, das weiß ich nicht, denn so gelehrt bin ich nicht."

„Nun denn, Pro me heißt: für mich selbst."

Er sah mich wieder groß an und schüttelte den Kopf. „O," sagte er, „Sie sind doch wahrhaftig kein Patient? Denn wer bei solchem

Wetter solche Touren unternehmen kann, wie Sie, dem ist eine Flasche Burgunder gewiß die allerbeste Arznei."

„Mag sein, aber nun fragen Sie nicht weiter, lieber Freund; Sie sehen, ich habe meine Geheimnisse so gut wie Sie."

„Ah!" machte er wieder und nickte mir mit einer verständnisvollen Miene zu. Wenn das ist, dann bescheide ich mich. Sie haben recht. Sein Wort muß man unter allen Umständen halten, und das tun wir ja beide."

Nach diesen Worten schritt er ruhig zur Tür hinaus und nahm die beiden Rezepte mit sich hinweg, an deren pünktlicher Besorgung mir so viel gelegen war. —

Den Nachmittag brachte ich in der Gesellschaft der mir befreundeten englischen Damen zu, die wirklich erfreut waren, mich wohlbehalten wiederzusehen. Es kostete mir ziemliche Mühe, es zu vermeiden, ihnen über meine Abenteuer vollen Aufschluß zu geben, und ich mußte sehr auf der Hut sein, um mein Geheimnis nicht voreilig auszuplaudern. Doch gelang es mir endlich, das Gespräch auf ein anderes Thema zu bringen, und ich konnte mich voll und ganz dem Reize der Unterhaltung mit den liebenswürdigen Engländerinnen hingeben. Abends erhielt ich die Medizin, und so suchte ich denn endlich mein Lager auf, um morgen auf weitere Abenteuer auszugehen.

Um fünf Uhr war ich schon wieder auf den Beinen und fühlte mich nach ruhigem Schlaf vollständig gestärkt und wieder so frisch wie je. Schon vollständig zum Ausgange gerüstet, stand ich am Fenster und schaute in die glanzvolle Ferne, als Sterchi selbst mir mein Frühstück brachte, was er nur in Ausnahmefällen tat, und wodurch er mir verriet, daß er mit mir etwas zu sprechen habe oder etwas zu erkunden gekommen sei. Als er das Kaffeebrett auf den dazu bestimmten Tisch gesetzt, blieb er stehen und betrachtete mich vom Kopf bis zum Fuß, ohne zuerst ein Wort zu sprechen. Als er mich aber in Bergschuhen und Gamaschen fand, die wieder ganz manierlich aus Johanns Händen hervorgegangen waren, lächelte er etwas ironisch und sagte in seiner bescheidenen Weise:

„Wollen Sie schon wieder steigen, Herr Doktor?"

„Ja," erwiderte ich nickend, „das will ich."

„Wohin denn für heute, wenn ich fragen darf?"

„Ah! Sie sind also neugierig," sagte ich lachend. „Nun, ich verdenke Ihnen das nicht, bin ich es doch auch schon gegen Sie gewesen. Aber ich will — aus Gründen — diesmal weniger diskret sein als Sie, und Ihre

Wißbegierde möglichst befriedigen. So wissen Sie denn, daß ich — jemandem das Versprechen gegeben habe, ihn an einem bestimmten Orte und zu einer bestimmten Zeit zu treffen, und ich will dies Versprechen nun ebenso treulich halten, wie Sie das Ihre."

„Aha! Das ist etwas anderes," erwiderte Sterchi mit ernsterer Miene, „und ich bescheide mich; mehr will ich wahrhaftig nicht wissen. — „Aber," fuhr er nach kurzem Besinnen fort, „wenn die Sache so steht, dann tun Sie mir vielleicht einen Gefallen?"

„Gern. Was soll ich tun?"

„Sagen Sie diesem Ihrem jemand, daß auch bis heute noch kein Brief für ihn eingetroffen sei. Wollen Sie das?"

Ich mußte unwillkürlich lachen. Wir spielten beide unsere Rollen in der geheimnisvollen Komödie ganz gut. Da aber wurde ich plötzlich und wie durch innere Eingebung wieder ernst und sagte:

„Ich will es wohl, lieber Sterchi, aber warum tappen wir denn noch immer beide im dunkeln? Wenn Sie nun, was doch möglich ist, einen anderen jemand meinten als ich, dann könnte es eine unliebsame Verwechselung geben, und niemand hätte den Vorteil davon, den Sie so freundlich mit der Ausrichtung Ihres Auftrages bezwecken."

„Da haben Sie recht," sagte nun Sterchi auch ernst, „aber ich — ich bin eben durch mein Versprechen gebunden, mich nicht näher über den Betreffenden auszusprechen. Wenn Sie es nun nicht so sind wie ich, was ich beinahe vermute, so nennen Sie mir doch Ihren jemand, und dann werden wir ja gleich im klaren sein."

„Da haben Sie auch recht," entgegnete ich. „Nun denn, nein, gegen Sie bin ich nicht gebunden, den Namen zu verschweigen, da Sie ihn ja schon wissen, und so sage ich Ihnen, daß mein jemand, den ich irgendwo treffen will, sich Humphrey Scott nennt."

„Ah," machte Sterchi mit völlig aufgeklärtem Gesicht. Das stimmt, und nun weiß ich ein- für allemal Bescheid. Doch, da wir soweit miteinander sind, so sagen Sie mir vielleicht noch mehr." Und da ich zustimmend nickte, fuhr er mit sichtbarem Interesse fort: „Kennen Sie diesen Mann, wie es mir bisweilen scheint, schon länger, oder wissen Sie überhaupt etwas Näheres über ihn?"

Ich schüttelte den Kopf und erwiderte rasch: „Nein, lieber Sterchi, ich kenne ihn erst seit dem gestrigen Gewittertage, wo er mich so freundlich bei sich aufnahm, mich mit trockenen Kleidern versorgte und bewirtete, wofür ich ihm gerade in seiner eigentümlichen Situation dankbar sein

muß. In allem übrigen aber ist er mir bis jetzt ein Rätsel geblieben, das aufzuklären ich noch nicht in der Lage gewesen bin, obgleich ich mir alle Mühe geben werde, dahin zu gelangen."

„Aha!" sagte Sterchi, nun immer vertraulicher werdend. „Daß Sie das in die Hand genommen, ist mir lieb, und nun werden wir beide ja wohl bald etwas klarer in das Verhältnis blicken. Mir ist der Mann, das gestehe ich Ihnen jetzt ein, schon lange ein Rätsel gewesen, und ich gäbe etwas darum, wenn ich mehr über ihn erfahren könnte, als ich bis jetzt weiß. Er tut mir nämlich, trotzdem er mir oft gesagt, daß er sich in meinem Hause den Winter über und auf der Alp ganz glücklich fühlt, doch oft recht leid, und ich kann nicht begreifen, was ihn auf den Gedanken gebracht, sich in eine solche unwirtliche Einsamkeit zu begeben."

Ich war bei diesen Worten in ein tiefes Sinnen versunken. „So," sagte ich mir, „du bist also nicht der einzige, der über diesen Mann im unklaren ist. Nun, so wollen wir sehen, wem die erste Aufklärung über ihn zuteil wird, und von welcher Seite das Licht kommt, das uns das ganze Rätsel löst."

Etwas Aehnliches erwiderte ich Sterchi, während ich mich an den Genuß meines Kaffees begab, aber der meist so schweigsame Mann hatte heute genug mit mir geplaudert und verließ mich. Als ich bald darauf mein Frühstück verzehrt, hing ich mir mein Fernglas um, nahm meinen Bergstock und trat meinen Morgenspaziergang an, denn eben zeigte meine Uhr auf sechs und die dazu festgesetzte Zeit war also gekommen.

Ich traf Mr. Scott an dem mir von ihm bezeichneten Platze bei der Tanne, schon auf mich wartend. Sobald ich ihn sah und erkannte, ging ich ihm mit eiligeren Schritten entgegen, begrüßte ihn mit freudiger Miene und reichte ihm wie einem alten Bekannten vertraulich die Hand hin. Er lächelte mich dabei auch an, aber es war ein schmerzliches, beinahe mit Mühe hervorgerufenes Lächeln, und als ich seine einzelnen Züge nun genauer betrachtete, konnte ich nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß mir sein Gesicht heute noch viel wehmütiger erschien als am vorigen Tage, und daß er seine hohe Gestalt nur mit angestrengter Willenskraft, nicht aber in natürlicher Frische und Elastizität aufrecht trage.

„Ah," sagte er, noch vor mir das Wort ergreifend, da mein genaues Studium seiner Erscheinung mich im ersten Augenblick die Anrede vergessen ließ, „Sie besitzen also auch die Tugend der Pünktlichkeit? Das ist mir lieb, obgleich ich Zeit genug hatte, auf Sie zu warten, wenn Sie

auch später gekommen wären; allein Sie wissen ja, die Uhr des Herzens läuft oft viel schneller als die, die man in der Westentasche trägt, und so habe ich mich recht sehr gefreut, als ich Sie dort aus dem Walde hervortreten sah."

Ich drückte ihm noch einmal die Hand, und nachdem ich ihn herzlich begrüßt, sagte ich: „Auch mich freut es sehr, daß ich Ihnen so willkommen bin; verlassen Sie sich aber ferner stets auf mein Versprechen; ich bin pünktlich in jeder Beziehung, und das will ich Ihnen auch dadurch beweisen, daß ich Ihnen sogleich die beiden Arzneien überliefere, die ich für Sie habe holen lassen."

Dabei nahm ich aus meiner Tasche die vorsichtig eingewickelten Arzneien, eine Flasche und eine Schachtel mit Pillen, und überreichte sie ihm. Er nahm sie dankend hin und steckte die Schachtel in seine Jagdtasche, während er die Flasche neben sich auf den Rasen legte, da wir jetzt auf dem Stamme der Tanne, jeder zwischen zwei besonderen Nebenstämmen dicht nebeneinander saßen, welchen Platz wir uns auf der Stelle auserwählt hatten. Unmittelbar darauf aber fuhr ich zu reden fort und sagte:

„Bevor wir auf andere Dinge kommen, Mr. Scott, muß ich Ihnen meine Gewissenhaftigkeit auch in einem anderen Punkte beweisen. Es betrifft Sterchi, was ich Ihnen sagen will. Er hat aus meinen Mitteilungen und wahrscheinlich auch durch eine sehr natürliche Kombination erraten, wo ich gestern gewesen bin, wer mich trocken gekleidet und mit einem Frühstück bedacht hat. Als ich ihm, da er mich seine Ansicht der Sache ziemlich deutlich erkennen ließ, eingestand, daß ich bei Ihnen gewesen, sprach er kein Wort mehr über Sie und Sie können daraus mit Recht auf seine fernere Verschwiegenheit schließen. Nur bat er mich heute morgen, als er abermals erriet, daß ich Sie treffen würde, und ich ihm auch das eingestand, Ihnen zu sagen, daß der von Ihnen erwartete Brief noch immer nicht angekommen sei."

Mr. Scott blickte, während ich sprach, still zu Boden, indem er sich damit unterhielt, die Spitze seines Alpenstocks tief in den weichen Rasen zu stoßen; als ich aber mit Reden fertig war, nickte er kaum bemerkbar und sagte, leise dabei aufseufzend:

„Ich danke Ihnen, und ich habe auch nichts dagegen, daß Sie mit Sterchi über mich sprechen, da Sie ja nun beide von meiner Anwesenheit auf dem Abendberg unterrichtet sind. Was aber den erwähnten Brief betrifft, nach dem ich mich allerdings unbeschreiblich sehne, so habe ich

kaum erwartet, daß er schon jetzt eintreffen werde. So rasch wie unsere Wünsche und Hoffnungen eilen, schreiten die Dinge im Leben nicht vor, und man muß sich in dieser Beziehung unter allen Umständen in die unermüdlichste Geduld fügen lernen. — Doch nun zu Ihnen. Für diese Arzneien danke ich Ihnen recht sehr. Ich bedarf ihrer mehr, als ich verraten mag. Darf ich vielleicht gleich etwas davon nehmen, damit die Wirkung um so rascher erfolgt?"

„Gewiß!" sagte ich und schrieb ihm noch einmal vor, wie er sie gebrauchen und dabei leben, überhaupt wie er sich verhalten solle, wenn die Flasche geleert sei und er nun seine Zuflucht zu den Pillen nehmen müsse.

Er öffnete die Flasche fast mit zitternder Hand und trank sogleich einige Schluck davon. Dann, als er sie wieder verschlossen und vorsichtig in seine Jagdtasche gesteckt, sagte er:

„Es ist sonderbar, wie der Mensch oft an kleinen Dingen hängt und sich von ihnen eine große Wirkung verspricht. Von dieser kleinen Flasche mit der unscheinbaren Flüssigkeit, zum Beispiel, verspreche ich mir viel, zumal sie mir ein so freundlicher Mann gereicht, dem das Wohlwollen deutlich auf die Stirn geprägt ist."

„Bitte," sagte ich, meine rechte Hand um den uns trennenden Baumstamm herum auf seine Schulter legend, „ich tat hierbei nur meine Schuldigkeit und erfüllte auch hier meinen, mir durch Gottes Willen zuerteilten Beruf. Es soll mich aber freuen, wenn die Arznei ihre Wirkung tut, und, wenn Gott seinen Segen gibt, jedenfalls wird sie das."

Er antwortete hierauf nichts, sondern nickte nur still mit dem Kopf, wobei sein Gesicht mir überaus trübselig vorkam, als ob er heute noch schmerzlicheren Empfindungen nachhänge als gestern. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, tat ich eine Frage, die mich schon gestern abend und heute auf dem ganzen Wege beschäftigt; aber ich ahnte nicht, daß ich seiner Traurigkeit damit nur eine neue Nahrung bieten würde.

„Wie haben Sie Ihren gestrigen Abend verbracht?" sagte ich also.

Er schwieg noch immer und senkte den Kopf noch mehr zu Boden, als wolle er die Tiefe des Loches ergründen, das er mit seinem Stock in den Rasen gegraben. Dann seufzte er schwer auf und sagte so leise, als ob er zu sich allein spräche:

„Danach sollten Sie mich eigentlich nicht fragen, denn das reißt meine alte Wunde von neuem auf. Doch will ich nicht unhöflich sein, da Sie mir so viel Aufmerksamkeit und Freundlichkeit erweisen. Im gan-

zen habe ich den gestrigen Abend wie alle übrigen verbracht. So lange das Licht hell am Himmel steht und noch lange nachher, bis die Dämmerung sich in Nacht verwandelt, gehe ich von Berg zu Berg, von Tal zu Tal. Wenn es aber Nacht und die äußere Welt so trübe und undurchsichtig geworden ist, wie meine innere Welt, dann eile ich hastig nach Hause und habe nicht eher Ruhe, als bis ich hinter meiner stillen Lampe sitze und — irgend etwas tue und treibe, was zu tun und zu treiben ich imstande bin. Denn ernstlich zu arbeiten wie andere Menschen, die eine Pflicht zu erfüllen haben, die sich und andere dadurch zu fördern suchen, das vermag ich nicht, — nein, nein, zürnen Sie mir nicht darüber oder denken Sie deswegen nicht schlecht von mir, nein, das kann ich nicht, wenn ich es auch wollte — o, wie oft wollte ich es schon! —aber dazu nagt der Wurm in mir zu laut und läßt mich nicht zur Besinnung, zur Ruhe, zur Freude an der Arbeit kommen, und ha — ja! käme ich ganz zur Besinnung — o mein Gott!"

Er schwieg plötzlich, ließ seinen Stock zur Erde fallen und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen, wobei er seinen Oberkörper weit vorwärts neigte, so daß sein Kopf beinahe auf den emporgezogenen Knien lag.

Ich schaute ihn lange mit der innigsten Teilnahme an und war in Zweifel mit mir, was ich auf einen solchen Ausbruch innersten Schmerzes, den ich nicht vorhergesehen, antworten sollte. Eben aber wollte ich einige Worte sprechen, als er seine Rede wieder aufnahm und, indem er sich aufrichtete und sein bleiches Gesicht nach mir hinwandte, sagte:

„Doch halt! — Ich will nicht ungerecht sein und Sie sollen mich nicht für einen Undankbaren halten. Sie haben mich gefragt, wie ich meinen gestrigen Abend verbracht? Nun ja, der war allerdings etwas anders als sonst, und wenigstens ein Gedanke dabei hat mich befriedigt."

„Darf ich diesen Gedanken vielleicht erfahren?" fragte ich, als er mich bedeutsam anblickte und dabei schwieg.

Er nickte wieder und dabei flog ein melancholisches Lächeln über sein kummervolles Gesicht, während seine schönen, doch jetzt so umflorten Augen fest auf meinem Gesicht wurzelten. Dann sagte er kurz, aber mit bedeutungsvollem Nachdruck:

„Ich habe gestern an Sie gedacht."

„An mich? Wieso? Und wie konnten Sie durch diesen Gedanken befriedigt sein?"

„O, nicht vollkommen befriedigt, das dürfen Sie nicht denken, so rasch reißt man sich nicht von seinen peinvollen Erinnerungen los, aber angenehm war mir dieser Gedanke doch."

Er dachte wieder einige Augenblicke nach, als ob er mit sich zu Rate ginge, ob er in dem angeschlagenen Tone weiter mit mir reden solle, dann fuhr er fort:

„Doch, warum soll ich Ihnen darüber meine Gedanken nicht enthüllen? Ich finde keinen Grund dafür, und ich tue es sogar gern. Ja, der Gedanke war angenehmer, als ich lange einen gehabt. Denken Sie doch nur, welchen Genuß es mir bereiten muß, einmal nach langer Zeit wieder mit einem empfindungs- und gedankenreichen Menschen zu reden, mich ihm mitzuteilen, so weit ich es kann, und mich dadurch wieder im Zusammenhange mit den Menschen überhaupt zu fühlen. Begreifen Sie nicht, welch ein Trost, welch ein Labsal unter Umständen darin liegen kann."

„O ja," sagte ich, „das begreife ich wohl, aber dann liegt es ja in Ihrer Hand, diesen Trost, dieses Labsal öfter zu genießen. Kehren Sie doch wieder unter diese Menschen zurück — kommen Sie mit mir hinab, oder besuchen Sie mich wenigstens dann und wann —"

„Still!" rief er laut und hob dabei fast gebieterisch die Hand gegen mich auf. „Davon kein Wort! Und niemals sprechen Sie wieder ein ähnliches zu mir. Denn was Sie da eben von mir verlangen, tue ich nicht und kann ich nicht tun, weil es — mir ganz unmöglich ist. Vielmehr begnüge ich mich, Sie von Zeit zu Zeit bei mir zu sehen, oder mit Ihnen irgendwo, wie heute, zusammenzutreffen. Das ist für mich auch schon viel wert und darauf und darüber — habe ich mich eben gestern gefreut. Nun wissen Sie es, und Sie erfahren daraus, daß ich einmal einen guten Abend gehabt — bis auf mein leibliches Uebel, welches mich schon so lange plagt und quält, das aber nun hoffentlich bald verschwinden wird."

„Ja, das wird es," sagte ich tröstend, „ich bin dessen gewiß, nur müssen Sie nicht in Stunden erwarten, was erst in Tagen möglich wird. Und was dann Ihr anderes Leid betrifft — mag es nun in der Seele, im Herzen oder sonst wo haften — so wird auch das mit der Zeit verschwinden, wenn Sie nur das rechte Vertrauen zu Gott dem HErrn und auch zu teilnehmenden Menschen haben."

Mr. Scott schüttelte wehmütig den Kopf und blickte wieder trübsinnig vor sich hin. „Mit der Zeit, ja," sagte er endlich, „da verschwindet

am Ende alles — ich auch und auch Sie und alle übrigen jetzt lebenden Menschen. Und das rechte Vertrauen? Ach ja, das sage ich mir auch, ich sollte es haben. Ich klage auch Gott täglich meine Not und bitte um Hilfe, aber diese will nicht erscheinen. Und Menschen? Ach, mein Leid sitzt zu tief und unerreichbar für die Hand und den guten Willen der Menschen, und nur durch herzliche Teilnahme können Sie mir eine momentane Erleichterung verschaffen, aber mich gründlich heilen, nein, nein, das vermag niemand."

Wer weiß!" sagte ich nachdenklich vor mich hin, indem ich mich im stillen in das Schicksal dieses jungen Mannes vertiefte, das mich mit jeder Stunde mehr interessierte, und das ich mit Aufwendung meiner ganzen Phantasie nicht zu ergründen vermochte. „Ja, wer weiß es!" fuhr ich ermutigender fort. „Meiner Meinung nach gibt es für jedes menschliche Leid, wenn nicht eine äußerliche Hilfe, doch gewiß einen Trost."

„So hört man oft sagen, aber auf mich paßt das nicht," erwiderte er. „Ich bin eben eine Ausnahme in bezug auf die Stärke und den Umfang meines Leidens, indem ich alles, was ich mein nannte, was ich mir ein Menschenleben lang errungen, mit tausend Mühen und Selbstaufopferungen erkämpft, auf einen Schlag verlor und keine — keine Aussicht habe, auch nur einen Teil davon wieder zu erlangen, da ich eben nicht mehr zur menschlichen Gesellschaft gehöre und von ihr — ausgestoßen bin."

Diese Worte wurden mit einem so bitteren Ernst und einer so unbeschreiblichen Traurigkeit gesprochen, daß schon der Ton der Stimme mich erschüttert haben würde, wenn es der für mich fast unfaßliche Inhalt nicht noch mehr getan hätte. Mir bebte das Herz vor Mitgefühl, und ich war nicht nur begierig, die Tiefe dieses Unheils zu erfahren, sondern ich fühlte auch den Drang, mich auf die Seite des Unglücklichen zu stellen und mit ihm gemeinsam gegen den ihn beängstigenden Feind anzukämpfen. Endlich aber konnte ich die Antwort, die mir schon lange auf der Zunge schwebte, nicht mehr zurückhalten, und so sagte ich mit nachdrucksvollem Ton und unwillkürlich lebhafter aufwallender Wärme:

„Nun, da bin ich doch begierig, die Tiefe und den Umfang dieses Ihres seltsamen Leidens zu erfahren! Wenn Sie doch Vertrauen zu mir fassen wollten und könnten — nicht gerade heute, in diesem Augenblick — doch vielleicht ein andermal. Sie dürfen zu jeder Zeit nicht allein meiner herzlichen Teilnahme, sondern auch meines besten Willens,

Ihnen auf irgendeine Weise nützlich zu werden, gewiß sein. Und damit Sie davon um so überzeugter sind, will ich Ihnen mitteilen, daß ich schon oft Unglückliche ähnlicher Art wie Sie vor mir gehabt und ihnen Aehnliches gesagt habe, wie ich Ihnen eben sage. Oft ist es mir auch durch Gottes Gnade gelungen, ihnen Hilfe zu bringen, aber um es zu können, mußten sie mir vertrauen. Und das taten sie, und sie haben die Frucht davon erfahren."

Mr. Humphrey Scott seufzte bei diesen Worten schwer auf und starrte düster vor sich hin, ohne irgendeinen vor ihm liegenden Gegenstand bestimmt ins Auge zu fassen. Ich kannte diesen starren, auf jede Hilfe resignierenden und völlig trostlosen, weil hoffnungslosen Blick schon aus langer Erfahrung. Leute von der Färbung meines jetzigen Patienten — denn das war er ohne allen Zweifel in leiblicher und geistiger Beziehung — sehen eben nichts auf der Welt, als ihr innewohnendes Leid vor sich. Alles, was außer ihnen liegt und sich nicht auf dies Leid bezieht, existiert für sie nicht. Sie betrachten sich eben als Ausnahme von den allgemein menschlichen Regeln und glauben, daß nur sie allein dazu auserlesen seien, so Schmerzliches, so Peinvolles, so Grausames zu dulden. Und hier ist der Grenzpunkt, wo das wirkliche Leid in ein eingebildetes übergeht; hier hört die Wirklichkeit auf und beginnt das Hirngespinst, hier also auch hat die gesunde Vernunft ein Ende und der Wahn nimmt seinen schaurigen Anfang. Ja, in einen solchen Wahn war auch der arme Mr. Scott in meinen Augen verfallen, und ihn wenigstens diesem Wahne zu entreißen, sollte meine Aufgabe sein, wenn ich ihm auch natürlich nicht das, was er verloren, wiedergeben, ihn also nicht aus den Banden und Schmerzen seines Unglücks befreien konnte.

Ich wollte eben in dieser Richtung hin einige Worte sprechen, als Mr. Scott aus eigenem Antriebe aus seinem dumpfen Brüten auffuhr und mit viel milderer Stimme als vorher, nur noch von einer mir erkennbaren Scheu zurückgehalten, sagte:

„Unmöglich ist es nicht, Herr Doktor, daß auch ich einmal dieses Vertrauen zu Ihnen gewinne, daß ich Ihnen also einmal mein Schicksal mit dürren Worten erzähle. Auf jeden Fall würde es mich schon erleichtern, wenn ich mein Leid vor jemandem aussprechen könnte, denn seit mehr als einem Jahr habe ich von Angesicht zu Angesicht mit niemandem über mich selbst und meine Verhältnisse gesprochen, und meine Seele drängt und sehnt sich von Tag zu Tage mehr danach. Einen Freund habe ich allerdings auf der Welt, der mich durch und durch kennt und mir

auch bisweilen seinen Trost brieflich sendet, aber, es ist seltsam: schreiben, selbst schreiben und ihm also mitteilen, wie es mir geht, in welcher trostlosen Lage ich mich befinde, das kann ich nicht, ich kann mich also auch gegen ihn, den mir einzig Befreundeten und mich Verstehenden, nicht aussprechen. Mag das nun eine richtige oder falsche Scham darüber sein, daß ich mich selbst in die Lage gebracht, in der Sie mich hier gefunden, aber ich schäme mich in der Tat, diesem fernen Freunde einzugestehen, daß ich auch jetzt in meiner Einsamkeit, wo ich Trost und Erlösung von meinem Leid gesucht und anfangs auch gefunden, mich nach wie vor unglücklich fühle. Ach, er tut gewiß alles, was in seinen Kräften steht, um mir zu nützen, zu helfen, allein auf den Grund meines Uebels, das jetzt meist in meiner gebrochenen, zersprungenen Seele beruht, zu bringen und zugleich körperlich wie geistig mein Arzt zu sein, wie Sie es vielleicht viel mehr sein können, wenn Sie erst alles wissen, das vermag er nicht, denn dazu hat er nicht das richtige Zeug. Doch — ich bin in meiner inneren Verworrenheit, die Sie entschuldigen müssen, ganz von dem abgekommen, was ich Ihnen sagen wollte. Es betraf ja mein Vertrauen zu Ihnen. Ja, ich wollte sagen: vielleicht schenke ich Ihnen dies Vertrauen — jetzt aber kann ich es noch nicht über mich gewinnen, den oberflächlichen Verband von meiner Wunde zu nehmen und Ihnen die heillose Verwüstung darunter zu zeigen. Sollte aber einmal der Moment eintreten, daß ich mein Weh nicht länger in mir verwahren kann, dann, verlassen Sie sich darauf, sollen Sie davon benachrichtigt werden. Ich komme entweder selbst, sei es Tag oder Nacht, nach dem Hause hinunter und lasse Sie zu mir herausrufen, oder ich sende Ihnen eine Botschaft, die Sie zu mir bescheidet. — Kommen Sie dann?"

Er sah mich bei diesen Worten mit einem mich eigentümlich ergreifenden und beinahe flehenden Blick an. Sein blaues, immer wie von einem inneren Nebelflor verschleiertes Auge schwamm in einem feuchten Schimmer, und ich sah, wie namenlos schmerzlich die Seele dieses Mannes in diesem Augenblick bewegt war.

„Natürlich komme ich," sagte ich und streckte meine Hand nach der seinen aus, die er mir um den Baumstamm herum, der uns trennte, entgegenhielt. „Rufen Sie mich, holen Sie mich, wann Sie wollen — Sie sollen mich zu jeder Stunde bereit finden, nicht nur für Ihr körperliches, sondern auch für Ihr geistiges Weh, für Ihre Seele Ihr Arzt zu sein, und ich will Gott bitten, daß er mir dazu Kraft und Weisheit geben wolle. Denn schließlich ist es doch er allein, der Ihnen helfen kann!"

Er warf mir einen wehmütig dankenden Blick zu, sprach aber kein Wort mehr. Dagegen stand er von seinem Sitze auf, warf Büchse und Jagdtasche wieder über die Schultern und schickte sich augenscheinlich zum Aufbruch an.

„Wollen Sie gehen?" fragte ich, so ruhig ich konnte, denn das eben geführte Gespräch hatte mich tief ergriffen.

„Ja, ich habe hier lange genug gesessen und die Nähe der „Sieben Tannen" dort unten macht mich etwas unruhig. Es könnte einmal jemand von den Gästen des Hauses Lust bekommen, von dort aus die grüne Matte heraufzusteigen und dem Fußpfad zu folgen, und dann würde es, wenn er mich sähe, nur Anlaß zu neuen Fragen und Vermutungen geben, die ich auf jeden Fall vermeiden will. — Aber wie, begleiten Sie mich nicht nach meiner Hütte, und wollen Sie nicht wieder wie gestern bei mir frühstücken? Meine Vorräte sind noch lange nicht erschöpft, und Christen kann mir jeden Tag das etwa Notwendige von Sterchi besorgen."

„Nein," sagte ich, entschieden entschlossen, seine Einladung für heute abzulehnen, „ich gehe heute nicht mit Ihnen, Sie aber können mich eine Strecke nach dem Wege auf jener Seite begleiten, da ich die glatte Grashalde nicht wieder hinabsteigen mag."

So schlugen wir denn den Weg in südlicher Richtung ein, kletterten zwischen den Tannen einen jähen Abhang hinab und erreichten nach einer Viertelstunde den gewöhnlichen nach der Alp führenden Weg. Als wir nun denselben abwärts schritten, wobei Mr. Scott bei jedem Schritt mehr zu zögern schien, sagte ich:

„Erlauben Sie mir noch eine Frage. Genießen Sie nie etwas anderes als ich es gestern sah? Essen Sie keine warmen Speisen, zum Beispiel keine kräftige Suppe?"

„Selten, und nur dann, wenn ich ein Bedürfnis danach habe, was freilich nicht oft der Fall ist, und dann bereite ich mir meine Speisen selber. O," und er lächelte bitter dabei, „das Leben hat mich viel gelehrt, Herr Doktor, und so bin ich auch mein eigener Koch geworden. Uebrigens ist es mir im ganzen einerlei, was ich esse, es schmeckt mir alles gleich gut oder schlecht, wie Sie wollen. Meine Gedanken, das wissen Sie ja jetzt, sind vielmehr auf ganz andere Dinge gerichtet."

Er war dabei wieder stehen geblieben, und ich merkte ihm deutlich an, daß es ihm offenbar schwer wurde, mir weiter nach dem Hause hin zu folgen.

„Wollen Sie mich nicht noch eine Strecke nach dem Ausgange des Waldes zurückbegleiten?“ fragte ich ihn.

Er zuckte unwillkürlich und wie ein nervös höchst aufgeregter Mensch zusammen. Aber er antwortete nicht auf meine Frage, sondern sagte nur: „Wie viel Gäste sind jetzt bei Sterchi?“

Ich nannte ihm die Zahl, so genau ich sie selbst wußte.

„Was für Leute sind es?“

Ich beschrieb sie im allgemeinen und sagte, daß Schweizer, Deutsche und auch eine englische Familie mit ihrer Dienerschaft unten wohnten.

Er zuckte plötzlich abermals und noch viel heftiger als vorher zusammen und sagte rasch und entschieden:

„Nein, heute gehe ich nicht weiter mit; in den Wald unten wage ich mich überhaupt nicht bei Tage, und ich möchte mit niemandem darin zusammentreffen. Heute aber, wo das Wetter so schön ist, könnte leicht jemand auf den Gedanken fallen, einmal nach der Alp zu gehen. Und so lassen Sie mich denn ziehen, mein Weg liegt dort hinaus und der Ihrige dort. — Doch noch eins. Treffen wir uns morgen wieder bei der Schirmtanne?“

„Nein,“ sagte ich, „bei der Schirmtanne nicht, vielmehr denke ich Sie morgen in Ihrer Behausung aufzusuchen, wenne es Ihnen genehm ist. Vergessen Sie nicht, daß Sie jetzt mein Patient sind, und daß ich Sie, wenn ich Ihnen helfen soll, alle Tage beobachten und studieren muß. Also erwarten Sie mich etwa nach sieben Uhr morgens in Ihrem Hause.“

„O, das wird mir eine rechte Freude sein,“ sagte er mit plötzlich in seinem ganzen Wesen widerstrahlender Wärme, „aber die Mühe, der Sie sich unterziehen —“

„Kein Wort darüber, Mr. Scott,“ unterbrach ich ihn. „Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich mich bloß darum auf dem Berge aufhalte, um die frische Bergluft zu genießen und mir tüchtige Bewegung zu machen. Ob ich also links oder rechts gehe, ist mir ganz einerlei.“

Bei diesen Worten reichte ich ihm die Hand, und er drückte sie mir noch viel herzlicher und länger als gestern. Offenbar schied er ungern von mir, als ob er fühlte, daß ich durch eine seltsame Fügung der Umstände das einzige Mittelglied zwischen ihm und der Welt geworden wäre, die zu meiden er zwar Ursache haben mochte, der aber so konsequent den Rücken zu kehren, ich nur für eine krankhafte und übertriebene Eigenheit seines gestörten inneren Lebens halten mußte.

Als er mich verlassen hatte und langsamer als gestern, und, wie

mir schien, mit weniger elastischen Schritten den vor ihm liegenden Berg erstieg, wandte auch ich mich zur Rückkehr um und, wie man sich denken kann, schritt ich, in ernste Gedanken versenkt, meinen Weg hinab. Obgleich ich noch nicht ganz auf den Grund der Seele dieses sonderbaren Mannes geschaut hatte, so wußte ich doch jetzt, daß mir das bald gelingen würde, denn es gährte in ihm bereits der Drang, sich mir mitzuteilen, das hatte ich aus seinem ganzen Benehmen heute morgen wohl herausgelesen. Nun also konsequent vorwärts zu bringen und ihm darin entgegenzukommen, war mein fester Vorsatz, nur war ich noch über die Mittel im Zweifel, die mich zu dem von mir ersehnten Ziele führen könnten.

13.

Als ich aus dem Walde oberhalb der Hausalp hervortrat und so weit vorgeschritten war, daß ich den obersten Rasenabhang überblicken konnte, wurde ich durch einen ganz eigenen äußeren Vorgang von meinen ernsten Gedanken abgezogen. Irgend etwas Lebendiges, wie ein kolossales Stachelschwein zusammengerollt, kugelte sich behaglich die von der Sonne hell beschienene Rasenfläche hinab, aber ich konnte anfangs nicht unterscheiden, wer und was es eigentlich war. Bei genauerem und längerem Hinblick jedoch glaubte ich endlich, die sich so amüsierende Person zu erkennen, und siehe da, ich hatte mich nicht getäuscht, denn eben richtete sich, unten am Fuße des ersten Absatzes angekommen, die Gestalt auf ihre Füße und kehrte mir ihr ebenholzschwarzes Gesicht zu, um sich das besondere Vergnügen zu machen, den Rasenabhang von neuem zu erklettern und sich wiederum ohne Mühe hinabkugeln zu lassen.

Bisher hatte mich der muntere Ned, denn er war es, noch nicht bemerkt, wie es schien, und um ihn auf mich aufmerksam zu machen, ließ ich einen lauten Jauchzer erschallen, wie er ihn schon öfter hier oben gehört. Auf der Stelle spitzte der Neger die Ohren, hob seinen krauswolligen Kopf in die Höhe und sah nach mir hin, wobei sein glotzendes Gesicht einen Ausdruck so starrer Verwunderung annahm, als ob er einen Geist aus den Bergen zu sich niedersteigen sähe.

„Ned," rief ich nun, während ich ihm, den Rasen hinabgleitend, allmählich näher kam, „du hier? Was machst du denn da für Kapriolen? Du wirst dir das Genick brechen, wenn du so tollkühn den Berg hinunterkugelst."

„O nein, Massa Doktor," erwiderte er, die Hände in seine keuchenden Seiten stemmend und mich mit weit aufgesperrtem Munde anlachend, „Ned haben ein sehr festes Genick und brechen sich nicht so leicht einen Knochen. Außerdem haben er so gar wenig zu tun und wollten sich deshalb nur einmal ein kleines Vergnügen machen. Das sein ein ganz hübscher Berg und sein glatt wie eine Rutschbahn, und wenn Ned eine Kugel wären, so er ganz leicht bis zum Hause hinunter rollen könnten."

„So," erwiderte ich, „hast du mich vielleicht hier erwartet, da du dir gerade vor dem Eingang in den Wald dies Vergnügen verschafftest?"

„O nein, Massa Doktor, ich Sie hier nicht erwarten konnten, da Sie ja heute morgen da oben auf der anderen Seite in den Wald gegangen sein, wie Sie sonst immer hier hinaufsteigen."

„Ah, das hast du also gesehen?" fragte ich weiter.

„Jawohl," sagte er. „Ned haben seine Augen überall, und da er nichts, nichts auf der Welt zu tun, so sehen er auch, wohin Massa Doktor jeden Morgen gehen, und heute gingen er ihm eine Strecke nach, aber nur bis an die ersten Bäume, denn in den Wald wagen er sich nicht gern, da es darin viel zu finster und wenig geheuer sein."

„So, so," erwiderte ich und schritt dem ersten Häuschen auf der Hausalp zu, um den nach der Tiefe führenden Weg wiederzugewinnen, „nun komm mit mir hinunter, wir wollen einmal sehen, wo die Damen sind."

„O, das können Ned Massa Doktor schon hier sagen," erwiderte der Schwarze mit freundlichem Grinsen, „und Massa brauchen nicht so weit hinabzusteigen. Missus Duncan sitzen auf der Bank bei den Bäumen da drüben, und Miß Lucy und meine Miß sitzen bei ihnen."

„So laß uns hinübergehen," entgegnete ich und änderte die Richtung meines Weges, indem ich quer über den Rasen den „Sieben Tannen" zuging. Ned folgte mir still, blieb aber oft stehen und sah sich mehrmals nach irgendeinem Gegenstande um.

„Was suchst du denn?" fragte ich ihn, indem ich ebenfalls stehen blieb und wieder den Rasen hinauf blickte, auf dem soeben einige der Ziegen weideten, die unten im Hause gehalten wurden, um den Gästen Milch zu liefern, die viele so überaus gern auf dieser Höhe trinken und als Heilmittel gegen Brustbeschwerden benutzen.

„O," sagte Ned mit einem komischen Blinzeln seiner hin- und herrollenden Augen, und indem sie sich, wie von einer magnetischen Kraft

angezogen, wieder nach den Ziegen wendeten, „sehen Sie doch diese hübschen Tierchen, Massa Doktor! Sein sie nicht allerliebst, wie sie klettern und springen und Meck-Meck machen? Nelly meinen, es seien Gemsen, aber Ned haben Massa Sterli gefragt und der sagen, es seien keine Gemsen, sondern Ziegen — sein es nicht so?"

„Ja, so ist es, Ned. Gemsen leben viel höher auf den Bergen hinauf und lassen sich niemals von den Menschen greifen und melken."

„O, dann sein mir die Ziegen lieber!" lachte Ned, während er mir langsam nach den „Sieben Tannen" hin folgte, aber dabei immer noch dann und wann einen verstohlenen Blick nach den Ziegen warf, was ich mir an diesem Tage noch nicht zu deuten vermochte.

Uebrigens hatte er in bezug auf seine Herrschaft recht gehabt, denn als ich über das kleine Plateau von der obersten Hütte nach den „Sieben Tannen" schritt, vor denen Sterchi in den letzten Tagen in der Tat eine kleine niedliche Hütte, mit Tannenreisern bedeckt, zum Schutz gegen den etwaigen Wind, für die Damen hatte errichten lassen, fand ich Mrs. Duncan und die beiden Misses darin auf der Bank sitzen. Augenblicklich gab sich eine große Freude bei allen dreien kund, als sie mich sahen, und sie lobten mich, daß ich heute so früh von meiner Bergtour zurückgekehrt sei.

Mrs. Duncan befand sich heute zum erstenmal auf dieser Stelle in voller Ruhe, und das herrliche Wetter und die köstliche Fernsicht hatten ganz wunderbar auf ihr Aussehen und ihre Stimmung gewirkt. Auch Miß Mary schien sichtbar heiterer als sonst zu sein, aber wie gewöhnlich hingen ihre schönen Augen mit einem forschenden Blick an meinem Gesicht, als wollten sie wieder darauf etwas lesen, was ich doch selbst nicht kannte oder in mir trug.

Von meiner Kletterpartie etwas ermüdet, setzte ich mich zu ihnen, und wir plauderten eine Weile über allerlei, indessen blieben wir nicht lange allein auf dem schönen Platz. Mehrere der im Hause wohnenden Gäste kamen auch herauf und gesellten sich zu uns, und da ich von ihnen angeredet wurde und wußte, daß sie etwas Englisch sprachen, stellte ich sie den englischen Damen vor, soweit sie denselben noch nicht bekannt waren. Es entspann sich nun eine gemeinsame kurze Unterhaltung, die sich auf die vorliegende Szenerie bezog, die aber rasch ihr Ende nahm, als ich zufällig von jemandem gefragt wurde, ob ich mitten im Walde gefrühstückt habe.

„Nein," erwiderte ich, „aber Sie erinnern mich zur rechten Zeit, daß

ich noch halb nüchtern bin und schon um halb sechs Uhr meinen Kaffee getrunken habe. So will ich denn hinabsteigen und sehen, ob Sterchi etwas Reelleres in seiner Küche hat."

Ich stand dabei auf und schickte mich an, die Damen zu verlassen. Auf der Stelle aber erhob sich Miß Mary und sagte:

„Ich begleite Sie, Herr Doktor. Die Tante scheint noch Lust zu haben, hier sitzen zu bleiben, und Lucy leistet ihr Gesellschaft. So kommen Sie!"

Bald darauf traten wir in den Speisesaal, wohin meine Begleiterin mir ohne Aufforderung von meiner Seite folgte, und Anna brachte mir schnell mein gewöhnliches Frühstück und eine Flasche Burgunder, die ich begehrt. Miß Mary setzte sich mir gegenüber, und so konnte Sterchi, der aus- und einging, mich nicht fragen, ob ich seinen Auftrag in betreff des nicht angekommenen Briefes ausgerichtet, wozu er mir, nach seiner Miene zu schließen, große Lust zu haben schien. Indessen gab ich ihm bei Gelegenheit einen verständlichen Wink und nickte ihm bejahend zu. Er verstand mich sogleich, sprach aber kein Wort und ließ mich nun mit Miß Mary allein.

„Sie sollten auch ein Glas Wein trinken," sagte ich zu ihr, als ich mir das erste Glas eingoß. „Sie sehen so blaß aus, und ein wenig Feuergeist würde Ihren angegriffenen Nerven sehr wohltätig sein."

„Ach," sagte sie, mit ihren schönen Augen liebevoll und doch so traurig in mein Gesicht blickend, „mein Geist ist feurig genug, und wenn ihm auch jetzt seine Schwingen beschnitten sind und er nur leise flattern kann, so flattert er doch oft genug in der Weite herum, um bald wieder ermüdet und ermattet in sein enges Behältnis zurückzukehren. Jedoch will ich Ihrem freundlichen Angebot nicht aus dem Wege gehen. Ja, geben Sie mir ein Glas Wein, dann teilt sich der in der Flasche eingekehrte feurige Geist uns beiden mit und wird um so rascher frei."

„Ja," sagte ich, ganz erfreut, daß das junge Mädchen einmal zu einem kleinen Scherz aufgelegt war, was ich noch nie an ihr erlebt, „das soll geschehen!" Und sogleich holte ich ihr selbst ein Glas aus dem nahestehenden Schrank und goß es ihr mit dem feurigen Wein voll. Kaum aber hatte sie davon genippt, so ging abermals die Tür auf, und Mrs. Duncan und ihre Tochter erschienen auf der Schwelle, sichtlich erstaunt, uns beide am Tische und hinter einer Flasche Wein sitzen zu sehen.

„Nun, das muß ich sagen," rief Miß Lucy fröhlich aus, „Mary sitzt bei Ihnen und trinkt mit Ihnen Wein? O, Sie haben es in kurzer Zeit

weit mit ihr gebracht, und zu solchem Tun konnte sie nie durch uns veranlaßt werden."

„Ich verstehe die Menschen zu behandeln, Miß Lucy," erwiderte ich, „wie sie behandelt werden müssen, und darum müssen Sie und Ihre Frau Mutter auch ein Glas Wein mit uns trinken, damit Sie uns in unserer guten Laune nicht stören und teil an der Wirkung des Feuergeistes nehmen, dem wir uns jetzt ergeben haben."

So holte ich denn wieder zwei Gläser; wir tranken zum erstenmal zu vieren und hatten einmal eine heitere Stunde, was bei den armen Frauen eine so große Seltenheit war.

Und es ist eine merkwürdige Erscheinung im Leben, daß, wenn einmal in der Unterhaltung zwischen zusammenlebenden und durch besondere Umstände verbundenen Menschen eine Strömung nach irgendeiner Seite hin angeregt und eingeschlagen ist, diese dann in der Regel beibehalten wird. Der Mensch scheint darin ebenso dem herrschenden Geiste zu folgen, wie die Wolke dem sie treibenden Winde, und dahin zu gehen, wohin der Atem Gottes ihn treibt. So war es auch heute bei uns der Fall. Wir hatten ohne Zweifel alle vier manches auf dem Herzen, was wir einander nicht verrieten, mancher ernste Gedanke bewegte unsere Seele, aber wir waren einmal in eine heitere Strömung geraten, und diese hielt den ganzen Tag vor, und als wir uns am Abend trennten, um unsere Zimmer aufzusuchen, las ich auf allen Gesichtern, daß sie mit ihrem heutigen Tage zufrieden seien.

* * *

Daß ich mein Mr. Scott gegebenes Versprechen, ihn am nächsten Morgen zu besuchen, nicht vergaß, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Nein, dieser Besuch schien mir jetzt sogar eine unerläßliche Pflicht geworden zu sein, und ich fing allmählich an, mich als eine dem so einsam lebenden Manne notwendig gewordene Person zu betrachten, und da ich ihn einmal in ärztliche Behandlung genommen, wollte ich doch wenigstens den Triumph genießen, meinem Patienten in irgend etwas genützt zu haben, was ja so oft der größte und einzige Triumph eines seinem Beruf mit ganzer Seele ergebenen Arztes ist.

Den mir näher stehenden Damen hatte ich bereits am Abend vorher mitgeteilt, daß ich meinen gewöhnlichen Morgenausflug unternehmen, und da sie wußten, daß ich vor Tisch wieder zurück sein würde, so fanden sie in meiner häufigen Abwesenheit vom Hause nichts Besonderes mehr,

noch weniger beklagten sie sich, daß ich sie so oft allein ließe, und so war ich auch von dieser Seite in keinerlei Weise in meinem stillen, für mich selbst und andere mit so tiefem Geheimnis umgebenen Wirken behindert.

Was endlich Sterchi betrifft, so schien er es jetzt sogar sehr natürlich zu finden, daß ich jeden Morgen um halb sechs Uhr mein Frühstück begehrte, und pünktlich wie immer brachte es Anna auf mein Zimmer. Sterchi dagegen ließ sich vor meinem Abgange nie mehr blicken; er wollte es vielleicht absichtlich vermeiden, mit mir über meine so beharrlich fortgesetzten Besuche auf der Alp zu reden, da er als kluger Mann wohl einsehen mochte, daß mein Verhältnis zu Mr. Scott zu irgendeinem besonderen Zweck in der Entwickelung begriffen war, und mich darin ohne Not zu stören, hätte er, so weit ich ihn kannte, unter keinen Umständen sich gestattet. Auch als ich gegen Mittag zurückkam, an diesem und in den nächsten Tagen, sprach er nie mehr mit mir über den Bewohner seiner Alp, nur wollte es mich oft bedünken, daß er mich im stillen beobachtete, als wolle er aus meinem Gesicht, meiner Miene zu schließen versuchen, ob mir denn noch nichts Näheres bekannt, noch nichts Entscheidendes geschehen sei, aber leider konnte ihm mein Gesicht wohl eine Woche lang nichts dergleichen verraten, da mir selbst von keiner Seite her irgendein Aufschluß zuteil geworden war.

Doch, kehre ich zu jenem Morgen zurück, wo ich meinen Patienten an seinem Arbeitstisch mit einer Zeichnung beschäftigt fand. Er begrüßte mich in seiner gewöhnlichen Weise und ließ sein bleiches, schwermutsvolles Gesicht längere Zeit auf dem meinen haften, als suche er in meinen Augen eine Hilfe, die ich ihm doch leider noch nicht gewähren konnte. Tiefe, unheilvolle Melancholie lag, wie immer, auf seinem alle Tage magerer werdenden Gesicht, der schmerzliche Zug um seinen Mund war ausgeprägter denn je, und in seinen umflorten Augen dämmerte es wie eine Nacht voll Kummer, die kein Licht zu erleuchten vermochte.

Natürlich erkundigte ich mich sogleich nach seinem Befinden, und er gab mir mit matter Stimme die gewünschte Auskunft. Fühlbar gewirkt hatte die von mir verordnete Arznei allerdings, aber eine eigentliche Besserung des Gesamtbefindens — was ich auch kaum so rasch gehofft — hatte sie nicht hervorgebracht. Im ganzen war es derselbe Zustand wie vorher, nur in Kleinigkeiten zeigte sich eine kaum merkliche Erleichterung. Wir sprachen lange darüber hin und her, ich riet ihm konsequente Fortsetzung derselben Mittel und versprach ihm, am nächsten Morgen, und diesmal wieder, nach der Schirmtanne die neue Arznei zu bringen.

Als wir nun das leibliche Befinden meines Patienten abgehandelt, glaubte ich, würde er, was so natürlich erschien, auf die Zunahme seiner geistigen Bedrücktheit übergehen, aber darin hatte ich mich vollständig geirrt. Mir schien Mr. Scott heute sogar viel verschlossener und weit weniger zum Reden aufgelegt zu sein. Auch lud er mich nicht ein, noch länger bei ihm zu bleiben und mit ihm zu frühstücken, wie er es am Tage vorher getan, sondern als er bemerkte, daß ich nach Hut und Stock griff, erhob er sich sogleich und sagte, daß er mich eine Strecke begleiten wolle, wenn ich geneigt sei, den Weg über die Kuppe des Abendberges an der Schirmtanne vorüber zu nehmen.

Natürlich willfahrte ich ihm darin, und wir legten den schwierigen Pfad fast schweigend zurück, denn auch beim Gehen sprach Mr. Scott sehr wenig, und ich gab mich meinen Gedanken hin, indem ich mir wiederholt die Frage vorlegte, warum er heute so still und verschlossen sei. Endlich aber glaubte ich, die Quelle davon erkundet zu haben, und darin wenigstens irrte ich mich diesmal nicht, wie ich jedoch erst viel später erfuhr. Der innere Kampf in dem gequälten Menschen, ob er sich mir mitteilen solle oder nicht, war bereits ausgebrochen, und er war nur noch nicht einig mit sich, ob er mit dieser Mitteilung schon jetzt beginnen oder damit noch länger warten solle.

Als ich dieses innere Schwanken, welches sich oft fast handgreiflich auf seinem Gesicht und in seinen zweifelhaft nach mir hinblickenden Augen aussprach, erkannt, enthielt ich mich aller Anreizung, ihn mitteilsamer gegen mich zu machen; ich ließ ihn ruhig seinen Kampf in sich selbst ausfechten, wohl wissend, daß der Sieg sich endlich auf meine Seite neigen würde, da ja der trostlose Zustand, in dem sich der arme Mensch befand, auf die Dauer für ihn selbst unerträglich werden mußte. Auch durfte und wollte ich mich seinem Vertrauen nicht aufdrängen; daß ich herzlichen Anteil an seinem Leid nahm, wußte er zur Genüge und konnte es jeden Augenblick in meinen Mienen lesen, und ebenso, daß ich gern die Erzählung seines Schicksals aus seinem Munde vernehmen würde. So mußte ich ihn denn gewähren und von selbst zu dem Entschluß gelangen lassen, daß das rückhaltlose Sprechen zwischen uns endlich unvermeidlich und unumgänglich geworden sei.

Bei der Schirmtanne trennten wir uns für diesmal, denn er war durch kein Zureden von meiner Seite zu bewegen, heute nur noch einen Schritt weiter zu gehen. Unsere nächste Zusammenkunft war auf den andern Morgen wieder um sieben Uhr festgesetzt und — sie fand auch

statt. Von nun an trafen wir alle Tage zusammen, einmal auf der Alp, dann bei der Schirmtanne, wohl eine Woche lang, aber ich hatte in dieser Zeit keine Gelegenheit, einen eigentlichen Fortschritt in der Erkenntnis seines Trübsinns und überhaupt des Seelenzustandes meines Patienten zu machen. Nur erkannte ich mehr und mehr, daß seine Melancholie weniger ein ihm angeborenes oder ererbtes Uebel sei, was ich bisweilen gedacht, sondern, daß es meist und fast allein auf höchst traurigen äußeren Lebenserfahrungen sich gründe, die ihn in die bodenlose Tiefe des Wahns und der Melancholie hinabgeworfen hatten.

Eine von mir so warm gewünschte und gehoffte vorteilhafte Einwirkung durch meinen Umgang erkannte ich also eigentlich bei ihm nicht, so scharf und unausgesetzt ich ihn auch zu diesem Zweck beobachtete. Zwar konnte er, solange ich bei ihm war, bisweilen wohl etwas heiterer und gesprächiger sein, sobald ich aber wieder von ihm Abschied nahm, fiel der alte Schleier tiefster Trauer und Gedrücktheit über ihn, und so fand ich auch, wenn ich ihn am nächsten Tage wiedersah, daß er während der Zeit unserer Trennung in die starren Fesseln des Trübsinns ganz und gar zurückgefallen sei. Sein mir unbekannter Schmerz mußte also ohne Unterlaß an ihm nagen und ihm Tag und Nacht keine Ruhe lassen. und das mußte natürlich auch auf sein leibliches Befinden zurückwirken, mit dem ich im Laufe der nächsten Woche durchaus nicht zufrieden sein konnte. Im Gegenteil, es beunruhigte mich sogar sehr, denn ich nahm von Tage zu Tage mehr eine sichtbare Erschlaffung in allen seinen Bewegungen wahr. Wir machten oft zusammen weite Wanderungen, allein diese wurden dem Kranken mit jedem Tage beschwerlicher. Sein früher so elastischer Schritt war einem müden, schleppenden Gange gewichen, als ob der letzte Rest seiner ihm zu Gebote stehenden Widerstandskraft gegen ein hartes Geschick aufgezehrt sei. Der Druck seiner mir dargereichten Hand war nicht mehr so fest und kräftig, wie in den ersten Tagen, und die Haut derselben fühlte sich heiß und trocken an. Bleich war sein Antlitz zwar immer gewesen, jetzt aber hatte es eine aschgraue, gelbliche und mich sehr besorgt machende Färbung angenommen. Auch sein Auge erlosch allmählich mehr und mehr; der schöne Glanz, der in den ersten Tagen meiner Bekanntschaft mit ihm noch bisweilen wie ein Licht aus weiter Ferne darin aufgeblitzt, war verschwunden, und der Schleier, der sich meist darüber gelagert, senkte sich alle Tage fester und dunkler darüber hin, und mir kam es, wenn er sein Auge auf irgendeinen vor ihm liegenden Gegenstand richtete, oft so vor, als ob er ihn gar

nicht oder in zu weiter Ferne sähe, oder als ob sein Geist durchaus nicht bei der Sache wäre, die wir besprachen.

Ich selber, wenn ich ihn nach meinem Besuche verlassen hatte, kehrte jetzt alle Tage verdüsterter und fast bangend von der Alp oder der Schirmtanne nach Hause zurück; mir graute davor, mir im Geiste auszumalen, wie sich das Geschick dieses so schwer bedrückten Menschen gestalten würde, wenn ich den Berg in einigen Wochen verlassen hätte. Wer würde ihm dann zur Seite stehen? fragte ich mich, wer ihm aus freien Stücken helfen, da er ja jede Hilfe, sogar auch die meinige, konsequent von der Hand wies?

„O," sagte ich mehrmals zu mir, „es ist eine seltsame Fügung, die mich mit diesem Amerikaner hier auf dem Berge zusammengeführt hat, und es wird diesmal eine trübe Erinnerung an meine mir sonst so liebe Sommerfrische in mir zurückbleiben. Und wie merkwürdig ist es, daß mir in diesem Jahr ein doppeltes Unheil in den Weg geworfen wird, denn mit jenen Engländerinnen sehe ich in betreff unseres Forschens nach ihrem verlorenen Verwandten auch kein gutes Ende voraus. Seltsam, höchst seltsam! Mr. Scott, gequält und verfolgt von einem Unglück, das ich noch gar nicht durchschaue, wie sehr ist er mir doch ans Herz gewachsen! Und diese Frauen, deren trauriges Schicksal mir schon etwas übersichtlicher vorliegt, wie lieb sind auch sie mir geworden, und doch, wie niederdrückend wirken beide Parteien auf mich ein!" Ja, in eine so sonderbare Lage kann nur ein Arzt geraten, der in die Tiefe der Seelen der Menschen schaut, aber daß mir solches auf dieser meiner Erholungsreise begegnete, wurde mir mit jedem Tage ein qualvollerer Gedanke, zumal ich einen Tag nach dem andern schwinden sah, ohne daß mir der geringste Aufschluß über das Schicksal beider Parteien zuteil geworden wäre.

* * *

Es waren endlich zwölf Tage seit meiner ersten Bekanntschaft mit Mr. Scott verflossen, und ich war ungefähr auf dem Punkt meiner Gedanken und Empfindungen angelangt, den ich soeben zu bezeichnen versuchte. Die Pensionäre im Hotel Bellevue auf dem Abendberge lebten im allgemeinen glücklich und zufrieden und genossen in voller Herzensfreude die schönsten Stunden des Tages im Freien, und am Abend, wenn die Frische der Luft sie in die Zimmer trieb, vergnügten sie sich im Salon mit Musik und Spiel, und Mrs. Duncan hatte sich sogar auch endlich bereit erklärt, eine Stunde der Musik zuzuhören.

Ich dagegen war weder Mr. Scott näher getreten, noch hatte mir Miß Mary ihr volles Vertrauen geschenkt, auf das sie mich noch immer vergeblich hoffen ließ, und da auch keine Antwort auf meinen Brief von meinem Freunde gekommen war, die ich zuletzt mit brennender Sehnsucht erwartete, so lebte ich eigentlich in beständiger innerer Unruhe und Spannung, denn mit jedem verrinnenden Tage sah ich irgendwoher einem Aufschluß, einer Aufklärung entgegen, und von keiner Seite her schien sie kommen zu wollen.

So war ich eines Tages wieder bei Mr. Scott in seiner Alphütte gewesen und hatte auch bei ihm gefrühstückt, während er selber fast nichts genoß und augenscheinlich immer schwächer und hinfälliger geworden war. Mein Zureden und mein lebhafter Wunsch, ihn in eine andere Stimmung zu versetzen, hatten an diesem Tage ebensowenig wie früher gefruchtet, ja, er hatte sich fast ganz schweigsam verhalten und mit trübem Blick vor sich hingestarrt, und als ich mich gegen Mittag von ihm trennte, blieb er zurück, ohne mich weiter als bis an die nächsten Bäume zu begleiten, und ich ging mit betrübtem Herzen fort und seufzte auch einmal über mich, daß ich in meinem menschenfreundlichen Bestreben auch nicht um eine Spanne weiter zum Ziele vorgerückt war.

Den Nachmittag dieses Tages hatte ich allein in meinem Zimmer zugebracht, da ich notwendige Briefe schreiben mußte, und so waren die drei Engländerinnen diesmal ohne mich ausgegangen, der ich sonst fast beständig den Tag über in ihrer Begleitung mich befand. Gegen Abend endlich verließ ich mein Zimmer, um Mrs. Duncan und ihre Familie aufzusuchen, aber ich fand sie nicht, so viel ich auch umherlaufen und laut nach ihnen rufen mochte. Endlich, des vergeblichen Suchens müde, kehrte ich nach Hause zurück, da ich ja wußte, daß sie sich nun auch bald daselbst einfinden würden.

Es dämmerte bereits, als ich aus dem Bergwalde hinabstieg und träumerisch über die prachtvolle Szenerie hinblickte, die vor und unter mir lag. Langsam ging ich auf dem Wege am Quellhause vorbei nach der Pension, als ich unter dem Balkon derselben viele Menschen versammelt sah, die sich um Sterchi geschart hatten, der lebhaft mit ihnen sprach und mit der Hand wiederholt nach der Hausalp hinaufdeutete.

Etwas eiliger schreitend, fragte ich mich, was das zu bedeuten habe, als mir plötzlich Miß Lucy hastig entgegen gelaufen kam, denn eben hatte Sterchis scharf umherblickendes Auge mich auf dem Wege daherwandeln sehen und die ihn Umringenden auf mich aufmerksam gemacht.

„Was gibt es?" rief ich Miß Lucy von weitem zu, da ich aus ihrer Hast und ihren Mienen zu entnehmen glaubte, daß irgend etwas von Wichtigkeit vorgefallen sein müsse.

„O Herr Doktor," sagte sie eilig und fast außer Atem, „haben Sie doch die Güte und kommen Sie ins Haus."

„Ist ein Unglück geschehen?" fragte ich rasch, denn auf den Bergen muß man alle Tage auf dergleichen gefaßt sein, da es der Gelegenheiten, die einem Menschen Unheil bereiten können, hier so viele gibt.

„Nein," erwiderte sie, als sie mich erreicht, „ein Unglück ist es gerade nicht, aber unser Ned ist plötzlich sehr krank geworden, und wir wissen gar nicht, was wir mit ihm anfangen, wie wir ihn beruhigen sollen, da er sich ganz seltsam gebärdet."

„Was ist denn mit ihm geschehen?" fragte ich Sterchi, der mir nun auch entgegenkam, und den noch immer viele Personen der Pension umgaben.

Sterchi trat mit allen ganz dicht an mich heran und erzählte nun folgendes: Ned sei allein auf die Hausalp hinaufgeklettert, um sich, wie schon oft, das Vergnügen zu machen, den grünen Abhang hinunterzukollern. Er habe ihn zwar nicht sein Kunststück ausführen sehen und ihn überhaupt bald aus dem Auge verloren, da er im Hause zu tun gehabt. Plötzlich sei Ned, wie wahnsinnig laufend, vom Berge herabgekommen und habe mit angstverzerrtem Gesicht nach der Höhe geblickt. Er habe dabei kein Wort hervorbringen können und an allen Gliedern gebebt, und aus seinen weitgeöffneten Augen habe fast nur das Weiße unheimlich hervorgeblitzt. Er scheine etwas Ungewöhnliches erlebt zu haben, aber er habe den Grund seines Entsetzens gar nicht kundgegeben, sondern sei in sein Zimmer gestürzt, wo er sich sogleich auf sein Bett geworfen und wie ein Kind zu schluchzen und zu schreien begonnen habe. Jetzt liege er noch ebenso da, und obgleich Miß Markham und seine Schwester Nelly bei ihm wären und ihn zu beruhigen versuchten, habe ihre Bemühung um ihn bisher doch noch keinen Erfolg gehabt.

„Kommen Sie," sagte ich nun zu Miß Lucy, „wir wollen sogleich zu ihm gehen, und da werden wir ja erfahren, was vorgefallen ist."

Wir stiegen beide rasch die Treppen hinauf. Ned war in einem Bodenkämmerchen unter dem Dach einquartiert und genoß hier alle Bequemlichkeiten, die auf dem Berge zu finden waren. Als wir in das kleine Gemach traten, sahen wir Nelly schluchzend am Kopfende des Bettes stehen, mit ihren beiden Händen den Kopf Neds umfassend, wäh-

rend Miß Mary vor dem Bette auf einem Stuhle saß, eine seiner Hände hielt und ihm mit freundlichen Worten Trost zuzusprechen versuchte.

Ned selbst lag mit schlotternden Gliedern, angstvoll keuchend und dann und wann laut aufschreiend, auf seinem Lager lang ausgestreckt, und daß seine junge Herrin mit ihrem Trost bis jetzt keinen Eingang bei ihm gefunden, sah ich auf der Stelle. Seine weitgeöffneten Augen stierten unaufhörlich um sich her, als suche er in allen Ecken irgend etwas, was ihn beunruhigte und zu neuem Schmerzensausbruch anstachelte. Oft war so in seinem unheimlich hin- und herrollenden Auge nur das perlmutterartige Weiß seines Augapfels zu sehen, und ein ängstlicher Beobachter hätte aus dem sich darbietenden Anblick auf etwas ganz Entsetzliches schließen müssen.

Kaum aber hatte er mich ins Auge gefaßt, so wandte er sich lebhaft zu mir hin und schrie laut auf, indem er mir seine linke Hand entgegenstreckte:

„O, Massa Doktor, Massa Doktor! Gott sei gedanken, daß Sie hier sein. Nun lassen Miß Mary mich allein und auch Nelly sollen hinausgehen, ich haben ganz allein mit Massa Doktor zu reden, und nur er können mir helfen, wenn mir noch zu helfen sein."

„Was ist dir denn, Ned?" fragte ich teilnehmend, indem ich mich an die Stelle der sich erhebenden Miß Mary setzte und eine seiner Hände faßte, um nach seinem Puls zu fühlen. Die Hand war eiskalt, der Puls schlug aber doch heftig und voll, und ich sah jetzt, daß über die entfärbte Stirn des Schwarzen kalte Schweißtropfen herabrieselten.

„Ach Massa," sagte nun Ned, zwar schon beruhigter, aber doch noch immer angstvoll genug, „lassen Sie erst Miß Mary und Nelly hinausgehen; erst dann können ich sagen, was mir sein."

Auf einen bedeutsamen Wink von mir verließen nun Miß Mary und Nelly das Zimmer, und ich war nun, was Ned so sehr zu wünschen schien, mit ihm allein.

„Nun, Ned," sagte ich, der mir beim ersten Anblick im Froststadium eines kalten Fiebers zu liegen schien, „nun sind wir allein, und jetzt sprich, was ist dir begegnet, und wovon fühlst du dich so unwohl?"

„Ach," stammelte der Neger mit verzweiflungsvollem Aufblick in mein zu ihm niedergebeugtes Gesicht, „mir sein sehr viel begegnet und Ned sein ein armer, geschlagener Mensch — Ned — haben — einen Geist gesehen, und wer einen Geist sehen, der — müssen sterben und können nie wieder gesund werden."

„Einen Geist?“ fragte ich, innerlich lächelnd, obgleich ich mir alle Mühe gab, ernst zu bleiben. „Wo hast du denn einen Geist gesehen?“

„Da oben auf dem Berge — über dem obersten Häuschen — da — da!“

„Aber wie ist denn das gekommen? Erzähle mir doch.“

„Ja, sehr gern, wenn mir Massa Doktor versprechen, daß er es niemandem sagen wollen, am wenigsten der armen Missus und Miß Mary, die sehr traurig sein und sich sehr fürchten würden.“

Ich blickte etwas erstaunt auf, aber versprach ihm zu schweigen, wenn es nötig wäre, und nun begann er seine Erzählung, die ich nur kurz mit seinen eigenen Worten wiederzugeben versuche, obgleich er sie mir viel ausführlicher vortrug.

„Sehen Sie, Massa Doktor,“ begann er, „Ned waren auf der grünen Wiese da oben und kollerten sich wieder den Berg hinunter, was er so gern tun. Da sehen er eine Ziege in das kleine Haus gehen, dessen Stall offen stehen. O, es waren eine sehr hübsche Ziege, so schwarz wie Ned und Nelly selber, und zwischen den Beinen hatten sie eine Eudotter, so dick, daß sie kaum gehen können, und dabei machten sie immer Meck! Meck!, als lockten sie mich zu sich heran. Ned aber, Massa Doktor, müssen wissen, trinken sehr gern Ziegenmilch, und da gingen ich ihr nach und hielten sie fest und legten mich unter das dicke Eudotter und sogen kräftig, wie ich nur können. Als ich aber so liegen und trinken, da hören ich plötzlich ein Gepolter über mir und vor der Tür des Häuschens, und wie ich vor Angst die Augen aufschlagen und dahin richten, ob nicht etwa jemanden kämen und sähen, was ich machten, da — da, Massa Doktor, sehen — einen Geist sehen — der heftig den Boden stampfen und nach mir herunter schauen — und o! er sahen so blaß und elendiglich aus — und es waren so grausig anzusehen — wie er den langen Bart gegen Ned kehrten, daß ich — daß ich vor Schrecken halb tot waren und die Ziege laufen ließen, die ihm — dem Geist — entgegensprangen.“

„So,“ sagte ich, einigermaßen verwundert und doch schon erratend, daß der vermeintliche Geist kein anderer als einer der Knechte Sterchis gewesen, der Ned bei seinem heimlichen Tun überrascht hatte, „wo hat der Geist denn gestanden, Ned? Du kannst nachher mit mir den Berg hinaufgehen und mir den Ort bezeichnen und mir alles beschreiben.“

„Ich — ich hinaufgehen?“ rief Ned angstvoll aus, „nein, nie wird es wieder eintreffen, daß Ned wieder auf den Berg vor dem Wald gehen — nein, das tun er ganz gewiß nicht wieder.“

„Auch nicht mit mir?“ fragte ich.

„Auch mit Massa Doktor nicht, lieber wollen Ned sterben —“

„O, lieber Ned,“ sagte ich nun sehr ernst, „so laß mich nun auch einmal ein vernünftiges Wort mit dir sprechen. Sieh, mein Sohn, es gibt ja keinen Geist, sowenig wie ein Gespenst, das man mit Augen wahrnehmen könnte. Du hast dich also geirrt und irgendeinen Knecht aus dem Hause, vielleicht den Jakob, der einen so struppigen Bart und ein blasses, mageres Gesicht hat, dafür gehalten.“

Ned lächelte fast verächtlich, sah mich kopfschüttelnd an und schnippte mit den Fingern in die Luft. „O nein,“ sagte er, „o nein, Massa Doktor, es geben wohl Geister, und das wollen Ned Ihnen beweisen. Denn — denn ich haben einen gesehen — mit diesen meinen eigenen Augen — und daß es ein Geist waren, das wissen ich nur zu gewiß. Jakob kennen ich sehr gut und die anderen auch — aber die waren es nicht, sondern es waren ein wirklicher Geist. Ach, Massa Doktor,“ und hier fing er bitterlich zu weinen an, „ich merken schon, daß ich mir Ihnen nicht klar machen können, was ich gesehen — denn warum?—eben weil ich es nicht können. Aber, Massa Doktor, um Gotteswillen ich Sie bitten, nicht Missus Duncan und Miß Mary sagen, was ich gesehen, nein, um Gotteswillen nicht, denn sie darüber sehr traurig sein, noch viel trauriger, als jetzt und das ganze letzte Jahr. Und auch Nelly nicht sagen, Massa, gar nicht sagen. Sie haben auch Furcht vor Geistern, wie ich, und können die ganze Nacht nicht schlafen, wenn sie davon hören.“

Jetzt fing mich der arme Bursche, der so sorgsam zugunsten seiner Angehörigen sprach, zu dauern an. Offenbar war eine fixe Idee in sein schwaches Gehirn gedrungen; er war bei seinem kleinen Diebstahl von irgend jemandem überrascht worden, und das hatte Gewissensbisse in ihm hervorgerufen, und so war die innere Revolution in ihm entstanden, die ihn fast in Fieber versetzte und sich so auffällig gebärden ließ. So suchte ich ihn denn nach Kräften zu beruhigen, und auch Ned bestätigte mir wieder, daß nach abgelegter Beichte das Beichtkind immer beruhigter wird, denn er legte sich endlich in seinem Bett zurecht, sein Zähneklappern und sein innerer Frost hörte auf, und er sah mich wieder, wie gewöhnlich, nur mit aufmerksamen Blicken an.

„Sonst ist dir kein Unheil begegnet und du befindest dich leiblich ganz wohl?“ fragte ich nur noch.

Er nickte und sagte: „Ja, Massa, weiter sein mir nichts begegnet, aber ich habe einen starken Durst.“

Ich stand auf, zog die Schelle, und als Anna die Treppe heraufkam, ging ich ihr entgegen und bestellte ein großes Glas Grog, und bis es gebracht wurde, blieb ich bei meinem schwarzen Geisterseher und tröstete ihn mit liebreichen Worten, die in der Tat auch eine gute Wirkung hervorbrachten. Er trank das Glas Grog in meiner Gegenwart mit einer wahren Gier leer und dann legte er sich zum Schlafen zurecht. So verließ ich ihn denn und stieg die Treppe hinab. Auf dem Korridor aber begegnete mir Mrs. Duncan, die sich eben in den Speisesaal begeben wollte.

Als sie mich kommen sah, blieb sie stehen und erwartete mich. „Nun, Herr Doktor," sagte sie teilnehmend, „was ist denn mit dem Ned? Ist er wirklich ernstlich krank?"

Ich schüttelte den Kopf und lächelte. „Erlauben Sie mir zuerst eine Frage," sagte ich. „Ist Ned leicht zur Furcht geneigt und dabei abergläubisch?"

„O, über die Maßen, Herr Doktor, und seine Schwester Nelly auch. So fürchtet er sich zum Beispiel vor Gespenstern wie ein Kind, und würde, glaube ich, in der Nacht nicht vom Hause hier bis zur Scheune allein gehen."

„Ah," erwiderte ich, „dann ist mir alles erklärt, und nun will ich Ihnen über seinen Zustand genauen Bericht erstatten. Im ganzen ist der Vorfall sehr lächerlich, und Neds ganze Krankheit ist nur die Folge seines erwachten Gewissens." Und nun erzählte ich Mrs. Duncan die Geschichte mit der Ziege und was sich daran knüpfte.

Sie lachte herzlich darüber und sagte: „O, natürlich, er ist bei seiner heimlichen Milchnahrung überrascht worden, und das ist ihm in die Glieder geschlagen. Der Narr! Warum hat er mir denn nicht gesagt, daß er so gern Ziegenmilch trinkt, die können wir ihm ja von unserm Wirt jeden Morgen und jeden Abend geben lassen. Aber er soll es sich nicht wieder einfallen lassen, nach fremdem Gut zu greifen, mag es nun eine hübsche schwarze Ziege oder ein anderer Gegenstand sein! Ich werde Mary, die den größten Einfluß auf ihn hat, darüber meine Meinung zu erkennen geben."

„Gut," sagte ich lachend, „aber Sie dürfen ihm nicht verraten, daß ich Ihnen seine Geschichte erzählt."

„Nein, nein, darüber seien Sie unbesorgt. Und nun kommen Sie, wir wollen jetzt unsern Tee in Ruhe verzehren."

Ich begleitete sie in den Speisesaal; als wir aber unser Abendbrot

verzehrt, ging ich noch einmal nach der Scheune hinüber, um bei den Leuten Sterchis einige Kundschaft einzuziehen. Daß Ned jemanden gesehen, der ihm als Geist erschienen, war gewiß, und ich glaubte fest, daß es Jakob oder ein anderer Knecht gewesen sei. Allein keiner von ihnen, als ich sie jetzt befragte, wollte zu der bezeichneten Zeit an dem von Ned beschriebenen Orte gewesen sein. Daß aber ein Gespenst auf dem Berge umgehen solle, wie sie schon gehört, hatte sie doch etwas in Aufregung gebracht, denn auch die Leute ihrer Art, die auf den Bergen wohnen, sind leicht zum Aberglauben geneigt, und den ganzen Abend, solange sie vor der Tür der Scheune auf der Bank saßen, wurden nur selbsterlebte oder von anderen vernommene Gespenstergeschichten erzählt.

Mir selbst blieb die ganze Sache vor der Hand etwas unklar, bis sie sich erst in späterer Zeit sehr natürlich löste, und da wurde es mir denn evident bewiesen, daß Ned zwar ein einfältiger, beschränkter Mensch sei, aber dabei ein so redliches und treues Herz habe, wie nur je ein Diener es für seine geliebte Herrschaft gehabt hat. Denn ganz umsonst hatte er mich nicht gebeten, den von ihm gesehenen Geist nicht gegen Mrs. Duncan und Miß Mary zu verraten, und wenn er mir alles gesagt hätte, was er sich bei der Erblickung dieses Geistes gedacht, würde ich viel früher die richtige Lösung aller mich umhüllenden Rätsel gefunden haben.

Doch, ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen und lieber zur Entwickelung der mich umgebenden Verhältnisse schreiten, die sich von jetzt an ohne mein Hinzutun viel rascher entfalteten, als ich erwartet hatte oder überhaupt vermuten konnte.

14.

Bis zu dem Tage, an welchem die eben berichtete kleine Episode mit Ned vorfiel, war das Wetter auf dem Berge im ganzen vortrefflich gewesen. Wir hatten nur einmal ein starkes Gewitter mit einem bald vorübergehenden Weststurm und heftigen Regen und Hagelschlag gehabt, und zwar an jenem Tage, wo ich in Sterchis Sennhütte die Bekanntschaft Mr. Scotts gemacht. Sonst hatte die Sonne jeden Tag klar am Himmel gestanden, die Luft war morgens und abends frisch und mittags erträglich warm gewesen, und nur in den letzten Tagen hatte die Hitze wieder bedeutend zugenommen und sich am letzten Tage sogar drückend und für die hohe Lage des Orts ungewöhnlich erwiesen.

Indessen die Freude über so günstige Witterungsverhältnisse sollte

auch einmal bei uns ein Ende nehmen und noch dazu viel rascher, als wir alle es erwarteten.

Schon am nächsten Morgen, als ich bald nach fünf Uhr erwachte, warf die bereits seit einer Stunde aufgegangene Sonne nicht wie sonst ihr freundliches Licht in mein Zimmer, sondern es machte sich eine seltsame Beleuchtung der Gegenstände um mich her bemerkbar. Als ich mich verwundert nach dem Fenster umschaute, ward ich draußen desselben Phänomens gewahr. Es sah geradeso aus, als ob die Sonne wohl scheinen möchte, aber nicht könnte, und von irgendeiner unsichtbaren Macht daran verhindert würde, und doch war, soweit ich es wahrnehmen konnte, keine Wolke am Himmel zu sehen, die den Horizont mit ihrem Schatten verdunkelt hätte.

Als ich bald darauf aufgestanden war und mein Fenster geöffnet hatte, quoll mir eine seltsame Schwüle entgegen, und als ich nach dem Rasen davor hinunterblickte, sah ich Sterchi vor dem Hause unter einem Kirschbaum stehen und bedenklich nach den Schneebergen, also nach Süden, hinblicken.

„Guten Morgen!" rief ich hinunter. „Was gibt es denn da drüben, und wonach schauen Sie denn so erwartungsvoll aus?"

Er nickte mir zu, kam sogleich näher zu mir heran und sagte mit leiserer Stimme, um die etwa noch schlafenden Gäste nicht in ihrem Schlummer zu stören:

„Sehen Sie doch nur dahin!" Und dabei zeigte er mit der rechten Hand nach den Eisbergen, die allerdings einen ganz ungewöhnlichen und fast unheimlichen Anblick boten. Kaum aber hatte ich einen Blick darauf geworfen, so eilte ich, um mir nähere Auskunft über die sonderbare Erscheinung zu holen, zu meinem Wirte hinab, und in zwei Minuten stand ich schon neben ihm.

Da gewahrte ich denn freilich, daß die ganze Welt heute ganz anders aussah als sonst, aber die auffallendste Veränderung war doch in den Schneebergen selbst und ihrer näheren Umgebung wahrzunehmen. Die sonst durchsichtige Luft, so daß man selbst kleine Gegenstände meilenweit ohne Glas erkennen konnte, war heute so dick und undurchsichtig, daß man nur die allgemeinen Umrisse der gegenüberliegenden Berge zu unterscheiden vermochte, und dabei hatte sie eine ganz eigentümliche Färbung angenommen. Noch intensiver lag diese Färbung auf dem Schreckhorn, dem Eiger, dem Mönch, der Jungfrau und ihren Gletschern; ihr sonst so reines, schneeweißes Kleid war wie mit Schwefelpulver oder gelblichem

Sande bestreut, was ihnen ein ungemein düsteres, unheimliches und fast grauenerregendes Aussehen verlieh.

„Was ist das?“ fragte ich Sterchi mit verwundertem Aufschauen, denn dergleichen hatte ich hier noch nie wahrgenommen. „Das habe ich ja noch nie gesehen.“

„Ich auch nur selten,“ erwiderte er mit etwas verfinsterter Miene; „und wenn Sie da nach Norden und Westen hinüberblicken, werden Sie die Luft weit weniger dick und gelb finden; es kommt also aus Süden, was wir erwarten müssen.“

„Was müssen wir denn erwarten?“ fragte ich, mich unwillkürlich etwas beängstigt fühlend, wie es auch der heute so bedächtige Sterchi zu sein schien.

„Ein großes Unwetter,“ erwiderte er, „wie wir es lange nicht gehabt, und ohne Zweifel kommt es von Süden, und es wird also einen Föhnsturm geben. Fühlen Sie doch die schreckliche Schwüle, man atmet ja ganz beklommen, und mir ist schon gestern abend zu Mute gewesen, als ob ein unbekannter Druck mir die Brust zusammenpreßte. — Nun, heute dürfen Sie nicht nach der Alp,“ fuhr er mit großem Ernst fort, „man kann nicht wissen, und kein Mensch kann es berechnen, wann das Unheil losgeht. Träfe ein Föhnsturm Sie unterwegs, so wären Sie verloren.“

„Oho!“ sagte ich etwas ungläubig, „ist es denn so arg?“

„Das muß man erlebt haben, lieber Herr Doktor, um es zu glauben. Des Menschen Kraft ist dagegen geradeso wie ein Staubatom gegen einen Elefanten, ein Schneeball gegen ein stürzendes Schneefeld, und niemand kann sich dagegen schützen, wenn er im Freien ist. Doch — wissen Sie was? Da Sie heute morgen doch nicht nach der Alp gehen können, wollen wir einmal nach den „Sieben Tannen“ hinaufsteigen, dazu haben wir Zeit genug, und von dort oben und unterwegs haben wir die beste Uebersicht nach allen Himmelsrichtungen hin.“

Ich war leicht dazu entschlossen, seinem Wunsch zu folgen, wenn es auch zumeist in der Hoffnung geschah, von oben aus zu erkennen, daß es doch noch für mich möglich sei, nach der Alp zu kommen, und so stiegen wir auf dem kürzesten Wege die Hausalp hinauf, bis wir an die erste Hütte gelangt waren. Von hier aus, wo man die große Riesenkette der Berner Alpen am besten überschauen konnte, sahen wir alles, was wir unten im einzelnen und undeutlich gesehen, im ganzen und großen und obendrein bedeutend klarer. Die gelbe Färbung, die wir schon unten

wahrgenommen, umschlang das ganze Gebirge und ließ es viel weniger mannigfaltig, aber dagegen viel grausiger erscheinen. Und wenn mein Auge mich nicht täuschte, da ich leider mein gutes Glas nicht zur Hand hatte, so schien es mir, als ob auf den Gletschern, namentlich der Jungfrau und des Eigers, etwas Lebendiges, Bewegliches wäre, wie wenn es dort stäubte oder ein Wirbelwind den losen Firn aufrührte, so daß es sich wie ein Schneegestöber ausnahm, das nicht aus den Wolken, sondern aus den Gründen des ewigen Eises von unten käme. Ich machte Sterchi auf diese Erscheinung aufmerksam, der sie nicht gerade bestätigte, aber auch nichts dawider einzuwenden vermochte.

Wir hielten uns indessen nicht lange auf unserm jetzigen Standpunkt auf, obgleich mir die Zeit pfeilgeschwind zu verfließen schien, da mir meine Uhr zeigte, daß es schon auf sieben ging, sondern wir stiegen noch höher bis zu den „Sieben Tannen" hinauf, um auch über den Thuner See einen forschenden Blick zu werfen. Hier aber war alles noch in ziemlicher Ruhe, die Luft durchaus nicht so trüb, wie gegen Süden hin, aber da die Sonnenstrahlen auch hier fehlten, war nichts klar, und der Niesen und der Stockhornzahn hatten sich bereits, als wollten sie das nahende Unheil nicht sehen, mit schweren Nebelkappen bedeckt, die mit jeder Minute an Umfang zu wachsen und sich zu verdichten schienen.

„Ja," sagte Sterchi, nachdem er lange über den See hingeblickt, „hier sieht es auch nicht besonders gut aus, aber das, was wir vor uns haben, kann nicht die Wirkung des im Süden sich zusammenziehenden Unwetters sein. Wenn man hier steht, möchte man viel lieber an eine sich allmählich nähernde Bise glauben, die auch nicht gerade etwas Angenehmes ist, wenn sie alle ihre Windschläuche öffnet. Haha! Es wäre nicht das erste Mal, daß Föhn und Bise sich miteinander verfeindet und nun über unserem unschuldigen Berge sich eine große Schlacht zu liefern beschlossen hätten. Nun, dann in Gottes Namen! Tun können wir nichts dagegen, wir müssen geduldig abwarten, was kommt, und es mit Ruhe über uns ergehen lassen. Nein, ich bitte Sie noch einmal, und hier, da ich dies sehe, erst recht: heute dürfen Sie das Haus nicht verlassen, und ich stemme mich ernstlich dagegen, daß Sie, wie alle Tage, die Alp besuchen."

Ich dachte einen Augenblick nach und sah wohl ein, daß Sterchi recht hatte. Aber da fiel mir mit einem Male der arme Mr. Scott ein.

„O," sagte ich, „das ist mir nicht lieb und macht mir einen ge-

waltigen Strich durch die Rechnung. Mr. Scott, der ernstlich krank ist, bedarf jetzt meiner Hilfe und meines Trostes mehr denn je, und was wird er von mir denken, wenn ich mich nur vom bösen Wetter abhalten lasse, ihn zu besuchen?"

„Oho," erwiderte Sterchi, „darüber mag er denken, was er will; wenn Sie nicht zu ihm können, so können Sie nicht, und glauben Sie mir, er wird Sie wahrhaftig bei solchem Wetter auch nicht erwarten. Der kennt dergleichen sehr genau, ich stehe Ihnen dafür. Er hat im Winter und Frühjahr hier oben auch schon mancherlei durchgemacht."

„Und wie wird es auf sein so schon geschwächtes Nervensystem wirken," sprach ich weiter, wie zu mir selbst redend, „denn ein Sturm in der Natur, wie Sie ihn heute erwarten, wirkt auf nervöse Naturen wie der Ausbruch eines Vulkans auf verzagte, an seinem Fuße wohnende Menschen, und er wird schwer darunter zu leiden haben."

Sterchi zuckte die Achseln. „Das tut mir auch leid," sagte er, „freilich! O, ich bedaure ihn ja, und schon lange bedaure ich ihn! Aber, lieber Doktor, wir können ihm beide nicht helfen; verlassen Sie sich darauf, sein Unheil sitzt tief, viel tiefer als wir denken, soviel weiß ich auch, obgleich ich kein Arzt bin wie Sie."

In diesem Augenblick hörten wir das Rauschen von Damenkleidern hinter uns. Wir drehten uns um und sahen die beiden jungen Engländerinnen eiligst über die grüne Rasenfläche daherkommen.

„Herr Doktor," rief mir Miß Lucy schon von weitem entgegen, „es ist uns lieb, daß wir Sie finden. Wir haben unten gehört, daß Sie mit Herrn Sterchi hierhergegangen seien, und da Mama noch ruhig schläft, hat Mary sich mit mir aufgemacht, um Sie zu suchen. Aber ich bitte Sie, sehen Sie sich doch einmal den Himmel ringsum an, und die schwüle Luft und das seltsame Licht, wie sieht das so traurig und düster aus! Ach, das hat uns gar sehr beunruhigt, zumal wir nicht wissen, was es zu bedeuten hat."

„Meine Damen," sagte ich nun, „unser Wirt, der das Wetter und die Verhältnisse der Luft und der Berge hier oben viel besser kennt als irgendeiner, sagt mir, daß es einen Sturm geben wird. Bereiten Sie sich also darauf vor, denn ein Föhnsturm, wie man ihn erwarten muß, ist in solcher Alpenwelt keine Kleinigkeit."

„Wir fürchten uns nicht," nahm nun Miß Mary mit einer mir an ihr neuen mutigen Energie das Wort, „glauben Sie das nur; aber," setzte sie mit fast herzlicher Wärme hinzu, „unter diesen Umständen wer-

den Sie heute doch gewiß keine Exkursion in die Berge unternehmen? Und das von Ihnen zu erbitten, darum allein sind wir Ihnen nachgegangen."

Ich war von diesen Worten gerührt und konnte die Antwort darauf nicht sogleich finden, an meiner Statt aber nahm Sterchi, der ja auch geläufig englisch sprach, das Wort und sagte:

„Nein, gewiß nicht, Miß Markham. Heute darf niemand das Haus verlassen oder wenigstens nicht die nächste Umgebung desselben."

„Also auch der Herr Doktor nicht?" riefen beide Damen, wie mit einem Atem.

„Nein," sagte ich nun, mich freundlich verneigend, „ich werde heute keine Exkursion unternehmen und das Unwetter diesmal im Hause an mir vorübergehen lassen."

„O, das ist ja herrlich," rief Miß Mary mit einem wahrhaften Freudengeschrei, was mir ein für mich sehr schmeichelhaftes Kompliment zu sein schien, „nun werden wir Sie doch einmal einen ganzen Tag bei uns haben!"

„Ich hoffe, Sie werden auch mir die Freude gönnen," versetzte ich, „mich einmal solange in Ihrer Nähe zu wissen, und in der Tat, heute werden wir alle der gegenseitigen Ermunterung bedürfen, wenn das Unwetter wirklich so heftig sein sollte, wie Herr Sterchi sagt."

Sterchi nickte. „Jawohl," sagte er, indem er sich schon zur Rückkehr nach dem Hause anschickte, „heftig wird es gewiß, darauf verlassen Sie sich, und — bleiben Sie nicht zu lange hier oben, wenn ich auch nicht glaube, daß der erste Windstoß sobald kommen wird. Den aber dürfen Sie auf dieser Höhe nicht abwarten; der erste Anprall pflegt gewöhnlich der heftigste zu sein, und Ihnen bliebe keine Zeit mehr, das schützende Haus zu erreichen."

Wir versprachen ihm, vorsichtig zu sein, und er verließ uns. Indessen, wir hielten uns nicht lange mehr bei den „Sieben Tannen" auf, die uns heute so wenige ihrer Reize empfinden ließen, und unsere Gesellschaft konnten wir auch unten im Hause genießen. So stiegen wir denn nach einigen Minuten hinab, und ich nahm heute mein Frühstück mit den jungen Damen im Speisesaal ein, wo sich auch die übrigen Bewohner der Pension allmählich einfanden.

* * *

Der Vormittag verging uns leidlich schnell, denn wir blieben, nachdem sich auch Mrs. Duncan zu uns gesellt, getreulich in stiller Plauderei beisammen, meist im Speisesaal uns aufhaltend, wo wir nach allen Richtungen hin die Firne beobachten konnten; nur bisweilen traten wir auch auf den Balkon hinaus, um eine noch größere Umschau über die Gebirge, den See und die Schneeberge zu gewinnen. Aber in einiger Spannung blieben wir alle, und so recht gemütlich wollte die Unterhaltung nicht fließen, ja, es schien mir, als ob jedermann den Ausbruch des Unwetters erst herbeiwünschte, um es dann nur um so rascher überstanden zu haben.

Bei einigen derzeitigen Bewohnern des Abendberges artete diese Spannung sogar in unsägliche Angst aus, und sie hielten es für geraten, schnell ihre Sachen in die Koffer zu werfen und den Gang talwärts anzutreten, ganz gegen den Rat Sterchis, der meinte, der Sturm könne sie unterwegs ereilen, und dann wären sie der großen Gefahr des Stürzens der etwa niedergerissenen Bäume ausgesetzt. Indessen sie kehrten sich nicht daran, und schon nach Verlauf einer Stunde sahen wir sie mit ihren hastig herbeigerufenen Trägern, Sterchis Knechten, abziehen, die sichtlich sehr ungern diesmal ihren Weg antraten, da es immerhin möglich war, daß der Sturm sie noch vor ihrem Eintreffen im Tale ereilte. Jedoch war ihnen das Glück günstig; nicht nur die ängstlichen Ausreißer kamen noch heil in Interlaken an, sondern auch die Träger erschienen zwei Stunden nach Tische wieder auf dem Berge, allerdings in sehr erhitztem Zustande, denn sie hatten sich mit allen Kräften beeilt, die schützende Heimat wieder zu erreichen.

Im ganzen blieb sich den Vormittag über das Wetter gleich, nur wurde die Luft immer dicker, undurchsichtiger und gelber, als ob hinter dem nebelartigen Schleier der Atmosphäre ein unsichtbares Feuer brenne und seine Glut über uns ausströmen lasse. Denn es war entsetzlich schwül geworden; drückend, fast beängstigend lag die Hitze auf uns allen, und ohne uns viel zu bewegen, waren wir sämtlich in Schweiß geraten. Dabei bemeisterte sich unser eine seltsame Unruhe und Besorgnis, die uns nie lange an einem und demselben Orte rasten ließ, und so ging man im Hause aus einem Zimmer in das andere, um irgendwo aus einem Fenster etwas Neues zu entdecken, und dann traten wir wieder ins Freie, um abermals eine Ausschau in die Ferne zu halten.

Auch mich hatte endlich, wenn nicht Besorgnis, doch Unruhe ergriffen, obgleich ich schon so manchen Sturm an anderen Orten der

Schweiz erlebt hatte; aber noch nie und nirgends hatte ich den mich fast betäubenden Druck empfunden, der heute auf meiner Stirn lag und mir den Kopf zusammenzupressen schien — ein Gefühl, das ich mir gar nicht erklären konnte, da es mir ganz neu und unbegreiflich war.

So verging uns auch der Nachmittag in Hangen und Bangen, und der Abend kam merklich früh heran, denn die Sonne war schon lange nicht mehr sichtbar, nachdem sie nur kurze Zeit wie eine mattsilberne, hinter Nebelwolken verborgene Kugel gleichsam schüchtern auf die Erde herabgeblickt. Es war ein unheimlicher, ein düsterer Abend, dem wir entgegengingen, das fühlten, das wußten wir alle, als ob es uns jemand mit untrüglichem Eide versichert hätte. Und seltsam, am auffallendsten unruhig und besorgt zeigte sich unser Wirt, vielleicht, weil er besser als wir die nahende Gefahr kannte und am meisten für seinen Besitz von ihr zu fürchten hatte. So ging er zum Beispiel wiederholt nach den abgelegenen Türen und Fenstern, und sah, ob sie auch wohl geschlossen und die Läden befestigt seien. Seinen Leuten gab er die gemessensten Verhaltungsregeln und uns selbst riet er, für den Fall, daß der Sturm sehr heftig würde, uns nicht im Hause zu zerstreuen, sondern uns möglichst nahe beisammen zu halten, und entweder im Speisesaale zu verweilen oder in den unteren Korridor hinabzusteigen, vor allen Dingen aber kein Licht in den Zimmern anzuzünden und unbewacht stehen zu lassen; er selbst werde für sichere Laternen sorgen, die für dergleichen Fälle immer bereit ständen, und er würde sie so an unseren Aufenthaltsorten plazieren, daß uns die notwendige Beleuchtung nicht fehlen sollte.

Endlich war die Teestunde gekommen, und alle, die noch auf dem Berge wohnten, kamen fast zu gleicher Zeit in den Speisesaal, als fürchtete sich jeder, irgendwo allein zu bleiben. Auch verhielten sich alle gleichmäßig still oder sprachen nur leise miteinander, als ob eine gemeinsame Angst auf ihren Schultern läge und ihre Zungen fesselte. So still hatten wir hier noch nie unsern Tee getrunken oder unsere Abendsuppe verzehrt. Sterchi ging mehrmals und ganz leise um die Tische herum, blickte oft aus den Fenstern nach Süden und betrat auch dann und wann den Balkon, um nach dem Norden hinüberzuspähen, vor dem er jedoch bei weitem keine so große Besorgnis zu hegen schien. Da, als ich eben nach dem Fenster, an dem er stand, zu ihm hinsah und sein starr nach der Jungfrau gerichtetes Gesicht beobachtete, fuhren alle Versammelten, und ich mit ihnen, entsetzt von ihren Stühlen auf. Der Ausbruch des Föhnsturms war da, und niemand hatte den so heimlich und heimtückisch

nahenden Feind kommen sehen. Aber dieser erste Ausbruch war von solch ungeheurer Gewalt und wirkte so erschütternd auf alle Gemüter ein, wie sich kein Bewohner der Ebene vorzustellen vermag, der dergleichen nie erlebt hat und erleben kann.

Das erste, was wir vernahmen und was uns, eben da es so unerwartet kam, so maßlos erschreckte, war ein jäh herniederfahrender Blitz, dem ein furchtbarer Donnerschlag auf dem Fuße folgte, und um so mehr waren wir darüber erstaunt, weil wir alle wohl den Ausbruch eines Sturmwindes, aber nicht eines Gewitters erwartet hatten. Dieser erste Donnerschlag aber machte das ganze Haus erbeben, und, wie gesagt, wir sprangen alle wie auf ein höheres Kommando von unseren Stühlen auf. Aber in demselben Augenblick folgte auch schon der zweite Blitz und schlug mit zugleich krachendem und knisterndem Donner in die Rasenfläche des großen Rugens dicht vor unseren Augen ein. Kaum aber hatte das Echo dieses Krachens sich an den gegenüberliegenden Felsketten ausgerollt, so fuhr ein Heulen, Sausen und Pfeifen durch die eben noch so windstillen Lüfte, wie es sich von keiner Feder beschreiben läßt, denn alle diese verschiedenen wilden Töne waren so miteinander vermischt, daß es war, als ob sie nur aus einem einzigen großen Instrumente hervorkämen und ein orgelartiges Konzert ohnegleichen aufführten.

Wir alle waren an die Fenster gesprungen und starrten mit weit geöffneten Augen in das gänzlich verwandelte Schauspiel hinaus. Die ganze Welt schien in Bewegung geraten zu sein, wenigstens die Bäume warfen ihre Wipfel nach links und rechts, und ihre vom Sturm erfaßten Zweige wogten und peitschten auf und nieder, dem ein neues Krachen folgte, indem viele Kronen und Aeste brachen und zur Erde geschleudert wurden, womit sich das Rauschen und Brausen der durcheinander geschüttelten Nadeln der viele Tausende zählenden Tannen mischte, die den großen Berg oben und unten bedeckten.

Da die Fenster im Speisesaal bebten und klirrten, so daß wir jeden Augenblick befürchten mußten, ihre Scheiben würden eingedrückt und uns ins Gesicht geschleudert werden, so flohen wir eiligst aus dem Saal und rannten kopfüber die Treppe hinab, um in den unteren Korridor des Hauses zu gelangen, den wir glücklicherweise schon von den durch Sterchis Leute schnell aufgehangenen Laternen beleuchtet fanden.

Ich war der letzte, der den Speisesaal verließ, denn mich erfaßte ein unwiderstehliches Verlangen, noch einen Blick nach dem Brienzer See hinunterzuwerfen. Und es sah grausig schön und doch erhaben aus, was

da vorging. Die sonst so ruhig fließenden Gewässer des stillen Sees wälzten sich augenblicklich, wie von einem unterirdischen Riesen in die Höhe gehoben, ungeberdig hin und her, und von ihrer sonst so schönen blauen Farbe war keine Spur mehr vorhanden. Graugelblich schimmernd und so das fahle Licht der Luft auch in sich bergend, stürzten die wildgewordenen Wogen über die Ufer nach beiden Seiten hin, als ob sie alles um sie her ausgebreitete Land verschlingen wollten. Aber das dauerte nur einen kurzen Augenblick. Bald sah ich von der eigentlichen Oberfläche des Wassers gar nichts mehr. Sie war wie verschwunden, und da, wo sie früher gewesen, lag eine Art wirbelnder Schneedecke oder wie zu Schaum geschlagenes Wasser, dessen Atome die ganze weite Fläche in ein weißes, lebhaft schillerndes und sich bewegendes Gewand kleideten. Auch die schönen Berge ringsum waren unsichtbar geworden; an ihrer Stelle huschten geisterhafte, plötzlich aufgestiegene Schatten, die nur dann und wann ein durch sie hindurchfahrender Blitz erleuchtete, und von ihrer unsichtbaren Höhe wie von unserem Berge herab tönte ein so unabläßiges Krachen hernieder, als ob alle bösen Geister der Welt hier im Kampf begriffen wären und wutentbrannt gegeneinander prallten.

Jetzt erst, nachdem ich auch dies gesehen, eilte ich der übrigen Gesellschaft in den unteren Korridor nach, und da standen alle angstvoll, bebend und schauten sich mit bleichen Gesichtern an. Nur die drei Engländerinnen fand ich zu meiner Verwunderung von allen am meisten gefaßt, und als hätten sie Aehnliches schon oft erlebt, schien es gar nicht den Eindruck auf sie hervorzubringen, der uns übrigen so sichtbar anzumerken war.

Da, als ich eben bei ihnen angelangt, drängte sich Sterchi, noch eine hell brennende Laterne in der Hand tragend, durch uns hindurch und gerade da, wo ich stand, hing er sie über mir an einem Nagel auf, worauf er in meiner Nähe stehen blieb, auf das Sausen und Brüllen des Sturmes draußen horchend, das sehr deutlich hier zu hören war, während die unaufhörlich sich folgenden Blitze uns verborgen blieben.

Plötzlich aber schreckte er zusammen, und mir selbst bebten die Knie. Ein furchtbarer Donner, viel furchtbarer als vorher, wie Lawinen- und Gewitterdonner in einen Schlag vereinigt, wurde vernehmbar, und ihm folgte ein lange anhaltendes Krachen und Brechen, das uns irgendein neues, unvorhergesehenes Unheil ahnen ließ.

„Was war das eben für ein furchtbarer Donnerschlag?“ fragte ich ihn.

Der starke Mann war ganz bleich geworden und sagte erst nach einer Weile, als ob er sich besinnen müsse, was er sprechen solle:

„Einen solchen Orkan habe ich in den neun Jahren, die ich hier oben im Sommer wohne, noch nicht erlebt. Jener Schlag war kein Donnerschlag, sondern bedeutete gewiß einen Windbruch, und irgendwo, hier ganz in der Nähe, hat der plötzliche Andrang des Sturmes einen Teil unseres schönen Bergwaldes niedergelegt. O, sehen Sie, was wäre aus Ihnen geworden, wenn dieser Sturm sie heute unterwegs nach der Alp ereilt hätte? Er hätte Sie erfaßt und wie eine Feder in die Lüfte gehoben, und ehe Sie einen Laut ausstoßen konnten, in irgendeinen Abgrund geschleudert. Sie haben keinen Begriff von der Kraft und der Gewalt dieser Stürme. Und wie ich es Ihnen heute morgen gesagt: der Föhn ist nicht allein mehr über und um uns — er kämpft schon mit der Bise, und das Krachen, das Sie eben gehört, und welches ohne allen Zweifel einen Windbruch bezeichnete, hat sie, die Bise, zuwege gebracht, denn wenn mich nicht alles täuscht, liegt der zerstörte Wald auf der nördlichen Bergseite."

„Wie lange wird das noch dauern?" fragte jetzt eine an uns sich herandrängende Dame, auf deren bleichem Gesicht namenlose Angst und Schrecken ausgeprägt lagen.

Sterchi zuckte die Achseln. „Möglich, daß es die ganze Nacht hindurch dauert," sagte er endlich.

„O!" wimmerte alles um uns her auf, „das ist ja entsetzlich!"

In der Tat, die Kraft und Wut des Orkans war ungeheuer. Alles im Freien vor den Türen Befindliche, was nicht niet- und nagelfest war, wurde wie Spreu davongefegt. Die schweren Bänke und Tische wurden wie Strohhalme emporgehoben und den grünen Abhang nach dem Rugen hinuntergerollt. Nur die alten Kirsch- und Birnbäume, durch hundert Stürme gehärtet, widerstanden dem fürchterlichen Anprall, aber ihre Aeste und Zweige schüttelten sich wie verzweiflungsvoll, und ihre Blätter stoben wirbelnd in der aufgewühlten Luft umher.

Wie es draußen vor der Tür und auf der Hausalp aussah, sollte ich gleich erfahren. Sterchi gab mir einen Wink und stieg wieder die Treppe nach dem Speisesaal hinauf. Ich folgte ihm auf dem Fuße. Aber auf dem oberen Korridor blieben wir an einem nach der Hausalp hinausgehenden Fenster stehen und schauten einen Augenblick hinauf.

„Da, sehen Sie unsere alte sturmfeste Wettertanne über der Damen Lieblingsbank!" sagte mein Wirt.

In der Tat, sie schien lebendig geworden zu sein und zu wandeln. So warf sie ihre breite Krone hin und her und jeden Augenblick dachten wir, sie müsse brechen; aber immer wieder richtete sie sich elastisch auf, bis sie von neuem in tanzende Bewegung gesetzt wurde. Dabei war sie bald magisch hell erleuchtet, bald in tief schwarze Nacht getaucht, denn hundert Blitze umzuckten sie, und das noch immer über uns stehende Gewitter schien sich gerade sie zum Zielpunkt seiner Geschosse genommen zu haben.

Vom Korridor aus begab ich mich mit Sterchi in den Speisesaal, um auch nach den anderen Seiten hin einen Ueberblick zu gewinnen. O, was für ein schauriges und doch großartiges Bild bot sich uns da! Der sonst so schöne blaue Brienzer See war jetzt in eine schwarze, sich noch immer hin und her schüttelnde Masse verwandelt, über der ein weißer Dunstkreis, von zerstäubten Wassertropfen herrührend, gleich wogenden Nebeln schwebte. Düster und gespenstig blickten die ebenfalls ganz schwarz erscheinenden Gebirgskämme in seine grausige Tiefe nieder, nur bisweilen von blau und violett gefärbten Blitzstrahlen geisterhaft erleuchtet.

Aber auch in unserer unmittelbaren Nähe ging es lärmvoll und grausig genug her. Von den Dächern des weiten Hauses fielen ohne Unterlaß losgerissene Schindeln, und eingedrückte Fensterscheiben prasselten in den Hof hinab. Auf allen Seiten vernahm man ein dumpferes, bald helleres Klingen, zumal, was einige Male geschah, wenn Fensterläden gelockert und losgerissen wurden, um dann in Stücke zerschellt auf das um das Haus herumlaufende Pflaster niederzustürzen.

Als Sterchi hiervon Kunde erhielt, verließ er mich rasch, um überall nach dem Rechten zu sehen und wo möglich den Schaden schleunigst auszubessern. Ich folgte ihm bald darauf, konnte ihm aber nicht helfen, und so begab ich mich wieder in den unteren Korridor hinab, wo sich indessen die Szene einigermaßen zum Besseren gestaltet hatte.

Ein im unteren Hausgeschoß wohnendes Schweizerpaar hatte bereitwillig sein großes Zimmer geöffnet und den auf dem Korridor weilenden Gästen dargeboten. Es lag dies Zimmer mit vier großen Fenstern nach Norden und Osten hinaus, gerade unter dem meinigen, und so war es dem Anprall des Föhns weniger ausgesetzt, wie es denn auch einen weiten Umblick ins Freie gestattete.

In diesem Zimmer nun waren jetzt mehr als zwanzig Menschen versammelt, die plötzlich sehr vertraulich gegeneinander geworden waren, und auf allen Gesichtern sprach sich die gleiche Angst und Besorgnis aus.

Niemand fragte hier mehr, wer Wirt und wer Gast sei, sondern machte es sich, wo es nur eben ging, möglichst bequem. Auf beiden Betten, auf allen Stühlen, auf dem großen Sofa saßen sie alle durcheinander oder standen an den fest verschlossenen Fenstern, um die grausige Verwüstung draußen anzuschauen. Auch Mrs. Duncan und ihre jungen Damen hielten sich hier auf, und ihnen hatten sich Nelly und Ned angeschlossen, die merkwürdig gefaßt waren, wie ihre Herrschaft, und denen niemand den Eintritt in dies Privatgemach verwehrt hatte.

Wir mochten hier etwa eine Stunde versammelt gewesen sein, als plötzlich Sterchi in unsere Mitte trat, und schon sein aufgeheitertes Gesicht sah ungemein tröstlich aus und brachte sogleich eine ermutigende Wirkung auf alle hervor.

„Meine Damen," sagte er mit lauter Stimme, während auf der Stelle jedes Gespräch verstummte, „haben Sie nur noch kurze Zeit Geduld; der erste Stoß, der immer der heftigste ist, ist lange vorüber, und nun wird es bald besser werden. Von morgen an werden wir wieder die köstliche frische Luft und dann anhaltend gutes Wetter haben. Unten in Interlaken tobt es übrigens nicht viel weniger heftig als bei uns, nur können die Menschen dort einander mehr helfen als hier, wenn es nötig ist, während wir kein Unterkommen als unser Haus und die Scheune haben."

Indessen sollte diese ermutigende Rede doch noch nicht sobald ihre volle Bestätigung finden. Das Kämpfen und Wüten in der Natur dauerte noch längere Zeit in ungeschwächtem Maß fort, und es sah geradeso aus, als ob die zwei unsichtbaren feindlichen Mächte sich vorgenommen hätten, nicht eher ihre Schlacht zu beendigen, als bis die Vernichtung der einen vollständig der anderen gelungen wäre.

Wie rasch uns dabei die Zeit verging, ist mir noch heute unerklärlich, und ich weiß wahrhaftig nicht, wo die Stunden der Nacht hinter uns geblieben waren. Denn als ich einmal nach der Uhr sah, die ich im Drange des Augenblicks beinahe aufzuziehen vergessen, fand ich, daß es schon ein Uhr vorüber, und um diese Zeit erst schien das Ungestüm des Sturmes bedeutend nachzulassen, obgleich eine neue Erscheinung sich bemerklich machte, die den endlichen Sieg des Nordwindes, der Bise, verkündete. Denn von ein Uhr an ergoß sich ein dämonisch prasselnder Regen, mit großen Hagelkörnern gemischt, über den Abendberg und kühlte die bis dahin so schwüle Luft wunderbar rasch ab.

Als ich den Hagel auf das Dach prasseln hörte, wandte ich mich zu

Sterchi, der sich noch unter uns befand, und sagte: „Nun, wer hat das Feld draußen behauptet?“

Er lachte und erwiderte schnell: „Aha, Sie merken es schon. Na ja, es ist so gekommen, wie ich vorausgesagt: der Nordländer hat wie immer den Sieg davongetragen. Der Föhn ist aber stets der Streithengst, er fängt zuerst den Kampf an und schlägt zuerst am heftigsten zu. Doch seine Kraft dauert nicht lange; sobald er ernstlichen Widerstand merkt, ermattet er, und wenn die Bise das errät, verdoppelt sie ihre Stärke und behauptet endlich das Schlachtfeld. So auch heute, und daß wir jetzt den Hagel haben, ist der Beweis davon, denn ein solches Geschoß besitzt der heißblütige Südländer nicht. Indessen ist der Kampf immer noch nicht ganz zu Ende, und ein paar Stunden dauert er gewiß noch.“

Er hatte so ziemlich recht, denn bis lange nach zwei Uhr dauerte das Ungestüm des Sturmes, und da hörte auch erst der Hagel auf, und es blieb nur noch ein heftiger Regenguß, der es sich zur Pflicht gemacht zu haben schien, die unerträgliche heiße Temperatur ein für allemal zu vertreiben.

Gegen halb drei Uhr trat ebenso plötzlich, wie der Sturm gekommen war, eine wunderbare und uns ergreifende Stille in der Natur ein. Selbst der Regen ließ nach, und nicht der geringste Ton von außen her ward mehr vernommen, so daß wir es endlich wagten, die frische Luft in das überheiße Zimmer strömen zu lassen. Wir atmeten alle aus tiefster Brust auf, alle Versammelten drückten sich die Hände und gratulierten sich, daß sie so mit heiler Haut davongekommen seien und nun doch so glücklich das Ende des Unwetters erlebt hätten.

Jetzt erst erklärte auch Sterchi dasselbe für beseitigt und knüpfte daran die Mahnung, daß man nun daran denken könnte, ohne Sorge zu Bett zu gehen.

Da gab es denn ein allgemeines und lebhaftes Gutenacht sagen. Man nahm den zärtlichsten Abschied von einander, als würde man sich erst in längerer Zeit wiedersehen. Die Frauen und Mädchen küßten sich, die Männer schüttelten einander die Hände, und auch ich bekam von meinen drei englischen Freundinnen, die sich bis ans Ende so mutig und gefaßt gezeigt, einen herzlichen Händedruck.

15.

Als ich mich endlich lange nach drei Uhr halb angekleidet aufs Bett warf, gestand ich mir ehrlich ein, daß ich in den letzten Stunden eine große Besorgnis gehegt und mich davon herzlich ermüdet und abgespannt fühlte. So dankte ich denn zuerst Gott, daß alles so glücklich vorübergegangen, denn was wäre aus uns in dem einsamen Hause auf abgelegener Höhe geworden, wenn der Blitz bei uns eingeschlagen, gezündet, und der wilde Föhn unsere einzige Zuflucht, die mit Stroh gedeckte Nachbarscheune, in Brand gesetzt hätte? An ein solches Unheil wagte ich gar nicht zu denken, und um meine Gedanken davon abzuleiten, dachte ich lieber an meinen armen Kranken oben auf der Alp, was mir aber auch kein tröstlicher Einfall zu sein schien. Denn je länger ich mir vorstellte, wie der Föhn da oben gewütet haben mochte, der dem einsamen Hause so recht aus erster Hand in Tür und Fenster geblasen, um so besorgter wurde ich um den armen Mann, und ich fragte mich zehnmal, wie es ihm wohl ergangen sei, was er empfunden haben möge, und ob ihm nicht endlich seine selbstgewählte Einsiedelei dadurch gründlich verleidet worden sei?

Indessen, obgleich diese Gedanken wohl geeignet waren, mich von neuem wachzuhalten, so besiegte sie doch endlich meine große Müdigkeit, und ich schlief bald, durch nichts mehr gestört, sanft und ruhig ein.

Auch war mein Schlaf ungewöhnlich fest und dauerte viel länger, als es mir eigentlich wünschenswert gewesen. Aber die Ermattung meines Körpers mußte zu groß sein, und der Föhn hat ja die Eigenschaft, die menschliche Organisation übermäßig zu erschlaffen und die Kräfte rasch zu erschöpfen, so daß sie, trotz dem dagegen anstrebenden Geiste, nach überstandenem Angriff nur zu sehr einer längeren Ruhe zu ihrer Erholung bedürfen. So hatte ich mir vorgenommen, heute schon um sechs Uhr aufzustehen und den Sennjungen auszukundschaften, dessen Erscheinung ich und Sterchi mit gleicher Spannung entgegensahen, allein ich schlug die Augen erst gegen acht Uhr auf, und da, wenn er so zeitig wie gewöhnlich gekommen war, mußte Christen schon lange wieder das Haus verlassen haben.

Etwas unwillig über mich selber, kleidete ich mich eilig an und begab mich in Sterchis kleines Zimmer, wo ich ihn auch schon bei der Arbeit sitzend fand. Aber auf meine Frage nach Christen und ob er vielleicht Kunde von Mr. Scott gebracht, sagte er mir:

„Nein, Herr Doktor, Christen ist heute gar nicht gekommen, und ich

glaube auch nicht, daß der Junge vor einigen Stunden kommen kann, da die Wege durch Morast gewiß unpassierbar oder durch gefallene Bäume gesperrt sind. Ich habe ihm schon vor sieben Uhr einen Knecht entgegengeschickt, allein der hat ihn nicht getroffen und sagt, der gewöhnliche Weg nach der Alp sei kaum gangbar, das Wasser habe ihn teilweise weggerissen, und umgebrochene Bäume lägen gerade an Stellen, die man ohne Lebensgefahr nicht umgehen könne. „So gedulden Sie sich denn, wie ich mich gedulde, und nehmen Sie heute, wie alle übrigen Gäste, mit Ziegenmilch zum Kaffee und trockenem Brot vorlieb, da ich weder Kuhmilch noch frische Butter von der Alp beziehen kann. Ich bin auch um meine Kühe und die neue Sennhütte besorgt, denn obgleich sie fest genug gebaut ist, so hat sie einen solchen Sturm doch noch nie erprobt und liegt dem Anprall des Föhns unmittelbar ausgesetzt."

Ich ging wieder nach meinem Zimmer und ließ mir von Anna meinen Kaffee mit Ziegenmilch und trockenem Brot verabreichen, was mir in meiner Besorgnis um die Alp noch eine sehr geringe Einbuße erschien. Indessen hielt ich mich sehr gern im Zimmer auf, um noch etwas Nachruhe zu halten, denn mir war es, als ob mir alle Glieder zerschlagen wären und ich noch einmal die Augen schließen müßte.

Auch schlief ich wirklich ein, wurde aber um halb zehn Uhr wieder von Sterchi geweckt, der mir die Meldung brachte, daß Christen vor einer Stunde gekommen sei, aber so gut wie nichts über Mr. Scott gewußt habe. Er werde wohl ruhig in seinem Hause gesessen haben, hatte der Junge gesagt, und das liege ja in seiner Felsschlucht und unter den Tannen ganz sicher. Letztere würden ihn mit dem Schlagen der Aeste und dem Sausen ihrer Nadeln allerdings eine etwas laute Nachtmusik gemacht haben, aber ein Unheil sei ihm gewiß nicht geschehen.

„Und Ihre Kühe?" fragte ich Sterchi, nachdem ich seinen Bericht mit Teilnahme angehört.

„O, die sind alle gesund und haben das Unwetter glücklich in der Hütte überstanden, wohin Heinrich sie vorsorglich am Abend gebracht, da er ja von da oben her das Unwetter lange vor seinem Ausbruch heraufziehen sah. Aber der Christen, der arme Junge, hat einen mühsamen Marsch bis hierher gehabt. Er ist über den obersten Kamm des Berges gekommen, da der untere Weg ganz ungangbar ist, und ich habe schon einige Knechte hinaufgeschickt, die die gefallenen Bäume beiseite werfen sollen. Auch den Kamm hat er nur mit Mühe übersteigen können und ist bis über die Knie in Morast und Schlamm gesunken. Na, der wird

sich bald wieder verloren haben, denn sehen Sie doch, die Sonne scheint wieder, und der Wind bläst artig aus Osten über den See her, und der trocknet rasch die überflüssige Nässe auf."

Als Sterchi mich wieder verlassen, zündete ich mir eine Zigarre an und blickte aus meinem Fenster in die frisch aufgelebte Natur hinaus. Aber wie sah es da draußen auf der sonst so reinlich gehaltenen Matte vor unserem Hause aus! Die ganze grüne Fläche war mit Trümmern aller Art bedeckt. Baumäste, Tannenkronen und Zweige, mit Gewalt von ihren Stämmen gebrochen, zeigten sich ringsum auf dem Rasen. Alle Stühle, Tische und Bänke, die in der Nähe und unter dem Balkon im Freien gestanden, waren hinabgeblasen und lagen, oft in Stücke zerbrochen, weit unter dem Hause umhergestreut. Viele schöne Tannen, ganz in der Nähe der Scheune, waren gekappt und sahen wie Schiffe auf der See aus, die ihre Masten im Sturm zur Hälfte verloren, und daß sie so leicht dem Anprall nachgegeben, war kein Wunder, denn jetzt bemerkte man erst, wie Hunderte von schweren Tannäpfeln daran hingen, deren Masse dem daherjagenden Föhn eine sichere Handhabe geboten hatte.

Es war auch noch immer sehr windig und die Tannen wiegten sich lebhaft hin und her; große und kleine Wolken schwebten flüchtig am sonst blauen Himmel, und ihre Schatten lagen, wie scharf umgrenzte Inseln, auf dem trüb schimmernden See, dessen Wogen sich allerdings schon etwas beruhigt hatten, da der Wind, der jetzt hier oben wehte, unten viel geringer zu sein schien.

Als ich bald darauf nach dem Speisesaal ging, um mich nach den übrigen Bewohnern des Hauses umzusehen, fand ich noch niemand am Frühstückstisch; alles schlief noch fest nach der bang durchwachten Nacht. Bald gesellte sich Sterchi zu mir, der eben einige seiner Leute beordert hatte, die auf der Matte liegenden Gegenstände wieder heraufzuholen und einige Ordnung zu schaffen, und ich teilte ihm nun meinen Wunsch mit, bald nach der Alp aufzubrechen und mich persönlich nach dem Befinden meines Kranken zu erkundigen.

Allein da riet er mir ernstlich von diesem weiten Gange ab. „Sie können noch nicht hinauf," sagte er, „der Morast ist viel zu tief, und die Bäume, die auf dem Wege liegen, können Sie nicht, wie der Christen, umklettern. Nein, nein, warten Sie noch einen Tag, der scharfe Wind, der jetzt weht, trocknet den Weg bis morgen auf, und dann will ich Sie selbst begleiten, um einmal nach meinen Leuten und Kühen Umschau zu

halten. Wenn Sie aber doch etwas Neues sehen und sich überzeugen wollen, wie der Sturm in der Nacht gewütet, so kommen Sie lieber mit mir ein Stück den Berg hinab. Die Zerstörung, die der Föhn im Kampf mit der Bise angerichtet, soll grausig sein, mir haben es einige Knechte gesagt, die gleich nach Tagesanbruch eine Strecke hinabgestiegen sind, und da können Sie einmal erfahren, was solch ein Wüterich zu leisten vermag."

Ich fügte mich nur ungern in diesen Vorschlag, obwohl ich einsah, wie gut gemeint und richtig er war. So zog ich denn meine Bergrüstung an, und bald verließ ich mit Sterchi das Haus, um den Weg nach dem unteren Walde in seiner Begleitung anzutreten.

Unmittelbar in der Nähe des Hauses stand der Wald noch aufrecht, nur hatten viele schöne Tannen ihre Kronen und große Aeste verloren, die ein unentwirrbares Verhau selbst auf diesem Wege bildeten. Aber je tiefer wir hinabkamen, und wir gingen mehr als eine halbe Stunde weit, um so sichtbarer wurde die Zerstörung, bis wir endlich an die Stelle gelangten, wo der ärgste Kampf gewütet und alles umher verstümmelt oder gar vernichtet hatte.

Auf dem Felsen zur Rechten des Weges standen noch alle alten Bäume aufrecht, aber zur Linken, wo der Abendberg sich in bald steilerem, bald mäßigem Gefälle abstuft, lagen die dicken Stämme haufenweis übereinander, und unser Weg weiter hinab zeigte sich völlig verbarrikadiert. Der Weg von Interlaken her war also nicht gangbar, und es kam auch niemand in den ersten vier Tagen herauf, während die nach der Post gehenden Knechte sich über Wilderswyl ihren Pfad bahnen mußten und vier Stunden zu ihrem Marsche gebrauchten, den sie sonst in zwei zurückzulegen pflegten. In den nächsten Tagen aber entwickelte sich eine ungemeine Tätigkeit auf dem Wege, wo wir augenblicklich standen, denn es wurde die Gemeinde aufgeboten, um den gefallenen Wald aufzuräumen und die über den Weg geworfenen Stämme selbst zu zersägen und dann beiseite zu schaffen.

Sterchi stand ganz verdutzt und mit zusammengefalteten Händen und sah sich wortlos den ungeheuren Schaden an, da mehr als tausend hochstämmige Bäume dem Sturm zum Opfer gefallen waren.

„Sind das Ihre Bäume?" fragte ich ihn.

„Ach nein," sagte er, „aber es schmerzt mich doch tief, was ich hier sehe. Dies alles ist Staats- und Gemeindeeigentum, und nun können sie billig Holz verkaufen und jahrelang wieder pflanzen, bis ein sicht-

barer Nachwuchs erfolgt. Ich bin noch, soviel ich bis jetzt erfahren, gnädig genug weggekommen, die Grenze meines Waldes ist sehr beschränkt, und nur das an Baumwuchs gehört mir, was sich acht Fuß breit um meine Matten herumzieht. So habe ich denn, wie mir meine Leute bis jetzt erzählt, keinen einzigen ganzen Baum verloren, gestutzt aber sind viele, Sie haben es ja selbst wahrgenommen. Aber schauen Sie doch da — diese Riesen, die schon über hundert Jahre zählen! Einer hat den andern im Sturz mit umgerissen, und nun wird es hier, viele Jahre hindurch, öde und leer aussehen. O, mein schöner Wald!"

Wir konnten den Jammer nicht länger betrachten, die Wüstenei rings um uns her sah zu traurig aus. Sterchi, der als echtes Schweizerkind mit ganzer Seele an seinem Bergwald hing, war wie zerknirscht, und mir selbst war zu Mute, als ob mir ein Teil meines eigenen Besitzes zerstört wäre. So wandten wir denn der elementaren Wahlstatt bald den Rücken und kehrten langsam und betrübt nach Hause zurück. —

Der Tag ging uns allen ziemlich schnell vorüber, und als wir uns, nach der nur halb im Schlaf zugebrachten Nacht von neuer Müdigkeit befallen, trennten, sprachen wir uns gegenseitig unsere Hoffnung aus, daß vom nächsten Tage an wieder alles im alten Gleichgewicht sein werde, und daß wir von nun an hoffentlich ungestört den Rest unseres Aufenthalts auf dem Berge genießen würden.

Bevor ich mich gegen zehn Uhr zur Ruhe begab, musterte ich von meinem Fenster aus noch einmal den ganzen Horizont, und in der Tat, heute bot er einen ganz anderen und bei weitem gefälligeren Anblick als gestern um dieselbe Zeit dar. Ein wunderbar klarer Sternhimmel spannte sich wie ein unermeßlicher, von Diamanten und Rubinen strahlender Baldachin weit über die ruhende Erde nach allen Richtungen aus, und der im reinsten Glanze sich zeigende Vollmond war prächtig aufgegangen, nachdem er sich mit unwiderstehlicher Kraft durch dunkle, vom Winde zerrissene Wolken seinen Weg gebahnt. Er übergoß das ganze ungeheure Naturbild vor mir mit seinem glänzendsten Licht, alles ringsum war fast tageshell, selbst die Straßen in Interlaken konnte ich voneinander unterscheiden. Dabei herrschte, außer dem Gebrause der fallenden Aare, tiefe Stille ringsum, kein Laut war nach vornhin vernehmbar; nur zur Rechten rauschte der Saxetenbach lauter denn je, denn seine nach dem heftigen Regen so reichlichen Fluten fielen mit brausendem Getöse in die wild schäumende Lütschine, deren graue Wellen ich im zitternden Mondenlicht tanzen und glitzern sah.

Im Hause schlief alles bereits fest. Alle Fensterläden waren geschlossen, nur die meinen nicht, denn ich fürchtete ja das frühe Licht des anbrechenden Tages nicht und ließ mich sogar gern zeitig vom Schein der neuen Sonne wecken. Als ich im Bett lag, hatte ich das Haus, wie jeden Abend, von Sterchi schließen hören. Auch die Knechte waren zur Ruh, und als ich noch eine Weile nach außen hinhorchte, vernahm ich nichts, was mir irgendeinen im Hause noch wachenden Menschen verraten hätte.

Ich mochte wohl zwei Stunden fest geschlafen haben, als ich durch irgendein Geräusch in meiner Nähe geweckt wurde. Zuerst, als ich noch halb schlaftrunken war, glaubte ich, daß es ein neuer Windstoß sei, der an meinen Fensterläden rüttelte. Ich horchte auf, und als ich mich umsah, gewahrte ich, daß der Mond ungemein hell in mein Zimmer schien. Kaum aber hatte ich dies gesehen, so ließ sich das vorige Geräusch noch einmal vernehmen; aber diesmal klang es ganz anders, und es war, als ob jemand an mein Fenster poche, und zwar an das, welches nach dem Gehöft hinauslag.

„Nein," sagte ich zu mir, „das ist nicht der Wind, das ist etwas anderes!" Und schon richtete ich mich im Bette auf und horchte noch schärfer hin. Da aber pochte es noch einmal, und diesmal hörte ich deutlich, daß von außen ein menschlicher Finger an eine meiner Fensterscheiben klopfte.

Jetzt sprang ich flugs aus dem Bette, warf meinen Schlafrock über und trat an das betreffende Fenster. Aber da erschrak ich im ersten Augenblick sehr. Ein menschlicher, im bläulichen Mondlicht wild aussehender Kopf drückte sich von außen dicht an die Scheibe, aber die übrige Gestalt war nicht sichtbar, und sie mußte, da mein Zimmer ja ziemlich hoch lag, auf einer an die Hauswand gerückten langen Leiter stehen.

Anfangs, im immer noch nicht ganz wachen Zustande, glaubte ich, einen Dieb vor mir zu haben, und begann eben zu überlegen, wie ich mich in diesem Falle zu verhalten habe, als mir plötzlich Mr. Scott in die Gedanken kam und mir einfiel, daß er mir gesagt, er werde mich, wenn er mich einmal sprechen wolle, sei es Tag oder Nacht, in meinem Hause zu finden wissen.

Bei diesem Gedanken war meine ganze Schlaftrunkenheit im Nu verschwunden, und ich fühlte selbst, wie mein völlig ermunterter Geist klar und gefaßt dem Kommenden entgegensah. Allein da warf ich noch einmal einen prüfenden Blick auf den dicht vor meinem Fenster sich gegen mich hinneigenden Kopf und das Gesicht, und in diesem Augenblick

tauchte auch etwas von der sich höher hebenden Gestalt auf, und ich bemerkte nun einen blauen, um Hals und Brust offen stehenden Kittel, einen breitkrämpigen Hut, wie ihn nur ein Mensch auf dem Abendberg trug, und nun war ich endlich gewiß, daß ich keinen anderen als Jakob vor mir habe.

Ein zweiter, noch schärferer Blick bestätigte dies, und rasch öffnete ich nun das Fenster, wobei ich mich nur bemühte, so wenig Geräusch wie möglich zu machen, da mir das ganze Gebaren Jakobs sehr geheimnisvoll vorkam.

Kaum aber hatte ich das Fenster geöffnet und noch nicht die Zeit gefunden, ein Wort zu sprechen, so begann Jakob selbst in ungewöhnlicher Hast zu reden, indem er mit seiner schwer verständlichen und immer etwas singenden Stimme sagte:

„Guten Abend, Herr! Na, es ist gut, daß Ihr mich so bald gehört."

„Aber was ist denn los, Jakob?" fragte ich, da mir sein Gesicht ungemein bedeutungsvoll erschien und seine ganze Art und Weise etwas Hastiges und ihm sonst gar nicht Eigentümliches an sich hatte. „Warum störst du mich denn?"

„Nichts für ungut," erwiderte er flüsternd, „aber es machte sich nötig, und Ihr könnt ja doch tun, was Euch beliebt, wenn ich Euch erst gesagt habe, was ich will. Na, also ich komme soeben von der Alp her, nachdem ich den ganzen Tag auf der Rotheck gelegen habe. Heute abend, etwa vor drei Stunden, traf ich vor der Hütte des fremden Herrn ein, der da oben wohnt, Ihr wißt ja wohl, wen ich meine. Nun, ich bin schon einige Male bei ihm gewesen, und da ich ihn solange nicht gesehen, wollte ich mich einmal — ich weiß eigentlich selbst nicht warum — überzeugen, was er machte. Es war noch ziemlich hell da oben, denn die Sonne war noch nicht lange unter, und der Mond kam eben wie eine feurige Kugel über den Eiger hervor. Aber in dem Schlafzimmer des Herrn, dessen Fensterläden nicht wie sonst geschlossen waren, was mir schon von weitem auffiel, brannte Licht. Ich schaute durch das Fenster, und da sah ich den Herrn im Bette liegen, und eine Lampe stand auf dem Tisch, nicht weit von ihm. Sein Gesicht konnte ich nicht sehen, aber er lag so mäusli still, daß ich mit jedem Augenblick neugieriger ward. Genug, da faßte ich an die Tür, und die war auch nicht verschlossen, wie sonst. Ich trat in den Flur und schaute mich um. Das Feuer auf dem Herde in der Küche war erloschen, aber die Tür nach seinem Schlafzimmer stand offen. Jetzt dachte ich, es sei dem armen Herrn ein Unglück passiert, und

ich trat dreist in die Stube und sah nach ihm hin, der wirklich im Bette lag und noch immer ganz still war. ‚Guten Abend, Herr Scott,‘ sagte ich laut, ‚ich will nur einmal sehen, wie es Euch geht, da ich gerade an Eurem Hause vorübergehe, und nehmt mir das nicht übel, ich meine es nicht schlimm mit Euch.‘

„Allein, er sprach auch jetzt kein Wort, und es war, als müßte er sich erst besinnen, wer ich sei. So sagte ich denn: ‚Ich bin es, Jakob, von Sterchi unten, und da ich Licht in Eurer offenen Stube bemerkte, bin ich hereingekommen.‘

Da wandte er endlich das Gesicht nach mir hin, und ich erschrak fast, denn so blaß und elend hatte ich es noch nie gesehen. ‚Ach,‘ sagte er, ‚du bist es, Jakob? Nun, es ist vielleicht recht gut, daß du gekommen bist, du kannst mir einen Gefallen tun.‘

„‚Recht gern, aber was ist Euch denn?‘ sagte ich zu dem von aller Welt verlassenen Mann.

„‚Ich befinde mich unwohl, Jakob,‘ sagte er, ‚recht unwohl und bin froh, daß jemand kommt. Sei doch so gut und hole mir einen Krug frischen Wassers, frisch von der Quelle — da steht er — ich vergehe vor Durst und schmachte schon lange danach.‘

„Ohne ein Wort zu sprechen, tat ich sogleich, was er wünschte, nahm den Krug und noch einen andern, aus der Küche, und lief nach der Quelle, die ich sehr gut kenne, und die heute laut wie jede Nacht rieselte. Ich füllte die Krüge, lief rasch nach der Hütte zurück, stellte den einen wieder in die Küche und goß ihm aus dem andern ein großes Glas voll Wasser. Er trank es auf einen Zug aus und nickte mir dankend zu, aber dann legte er sich wieder matt in sein Bett zurück und schloß die Augen, und mir war es akkurat so, als ob er im nächsten Augenblick sterben würde.

„Mich dauerte der arme, hilflose Mann ganz außerordentlich, und da sagte ich, indem ich mich dicht an sein Bett stellte: ‚Kann ich Euch nicht sonst noch helfen?‘ — ‚Nein,‘ sagte er mit schwacher Stimme, ‚ich danke dir, aber wenn du willst dem Doktor sagen, der unten bei Sterchi wohnt, daß ich krank bin, und daß er mich morgen früh besuchen möchte, so will ich dir noch mehr dankbar sein.‘“

Jakob schwieg, als habe er mir nun genug gesagt. Ich dachte einen Augenblick nach, dann sagte ich: „Klagte er denn nicht etwa über etwas Besonderes? Hatte er Schmerzen, oder bemerktest du eine Atemnot an ihm?“

„Ach nein, Herr, ich bemerkte gar nichts weiter, und daran dachte ich auch nicht. Auch klagte er nicht, wie er nie klagt, aber in seinem Herzen sah es gewiß recht traurig aus, denn er hatte ein sehr betrübtes und elendes Gesicht."

Dies alles wurde von Jakob in einer so zusammenhängenden und vernünftigen Weise vorgebracht, wie ich ihn noch niemals sprechen gehört, und dabei hatte seine Stimme eine seltsame Weiche angenommen, die sein tiefstes Mitgefühl verriet und mich in Wahrheit rührte. Ich besann mich eine Weile, was unter diesen Umständen zu tun, und blickte dabei in die fast tageshell beleuchtete Landschaft hinaus. Mich wandelte mit einem Male die Lust an, einen Spaziergang zu machen, wie ich ihn lange nicht gemacht, und sollte es selbst auf einem in der Nacht bei mißlichem Mondenlicht nicht angenehmen und beschwerlichen Wege sein.

„Also er ist sehr krank nach deiner Meinung?" fragte ich noch einmal.

„Ja, gewiß, Herr, und eine Hilfe täte ihm sicher not."

„Nun," fuhr ich fort, „so wäre es am Ende gut, daß ich ihn bald besuchte?"

„Das habe ich auch schon gedacht," sagte Jakob ganz erfreut, „aber ich habe es Euch nur nicht sagen wollen."

„Ist es im Walde und auf dem engen Wege sehr finster?" fragte ich noch.

„O ja, ganz hübschli finster und ganz hübschli naß, Herr, namentlich auf dem grünen Anger, der vor der Sennhütte liegt. Aber ich bin doch hindurchgekommen, wie Ihr seht, und wenn Ihr auch hingehen und mich mitnehmen wollt, so gehe ich sehr gern noch einmal mit und hole eine Laterne, die uns im Walde leuchten kann."

„Das ist ein sehr vernünftiger Gedanke, Jakob!" rief ich erfreut. „Ja, begleite mich zu dem kranken Mann und hole die Laterne, aber zünde sie nicht schon hier unten an, damit niemand etwa auf unser Tun aufmerksam werde. Bis nach dem Walde hinauf gibt uns ja der Mond genug Licht. Und während du gehst und die Laterne holst, werde ich mich ankleiden."

Jakob nickte bloß und glitt wie ein Schatten leise die Leiter hinunter. Ich aber kleidete mich rasch an, und schon in fünf Minuten war ich zu der so schnell beschlossenen Reise gerüstet. Als ich fertig war, nahm ich meine kleine Reiseapotheke, steckte sie in eine Art leichter Jagdtasche und hing sie mir über die Schulter. Nachdem ich dann noch meinen

Bergstock genommen, stieg ich mittels eines Stuhls auf das Fensterbrett und schwang mich vorsichtig auf die oberste Sprosse der Leiter. Denn zur Haustür konnte ich nicht hinausgehen, da ich niemand wecken und das Ziel meines Weges nicht verraten wollte, um kein unnötiges Aufsehen zu erregen. Als ich die Leiter betrat, stand Jakob, die Laterne in der Hand, schon wieder am Fuße derselben und hielt sie fest. Dann erst drehte ich mich um, zog mein Fenster wieder zu, drückte von außen die Läden vor und stieg nun hinab. Jakob kam mir einige Stufen entgegen und nahm mir meinen Bergstock ab, und als ich unten war, gab er ihn mir wieder und bat sich dafür meine Tasche aus, die er sich flugs über die Schulter warf. Dann, damit niemand die Art und Weise meines Entkommens errate, trug er die Leiter wieder an ihren gehörigen Platz unter das Scheunendach, und ohne ein Wort weiter zu sprechen, stiegen wir auf dem kürzesten Wege hinter der Scheune die Hausalp hinan, bis wir den breiteren Fußweg erreichten, der uns auf die grüne Höhe führte.

Langsam begannen wir die Hausalp zu besteigen, viel zu langsam für meinen so rasch vorwärts drängenden Trieb, und das ließ ich auch Jakob durch einige leise Winke merken, da ich den mir jetzt so willig folgenden Mann, der den ganzen Tag vorher auf den Beinen gewesen war, nicht zu hastig antreiben wollte. Allein Jakob wußte wohl, was er tat, und keiner meiner Winke verfing bei ihm. Er ließ sich aus seinem gleichmäßigen schleppenden Gange nicht herausbringen und rief mir mehr als einmal mit seiner tiefen Gutturalstimme zu:

„Hübschli langsam, Herr! Solche Eile hat es ja nicht, und wir kommen immer noch zur rechten Zeit an, wo wir hin wollen!"

So mußte ich mich denn wohl in das gemessene Wesen meines Begleiters fügen, und ohne auf der Hausalp einmal anzuhalten, setzten wir ununterbrochen unsern Weg fort. Erst auf der obersten Terrasse, bevor wir in den unheimlich dunklen Wald eintraten, blieb ich eine Weile stehen, um meinen kurz gewordenen Atem zur Ruhe kommen zu lassen und dabei einen raschen Rückblick auf das so heimlich verlassene liebe Haus zu werfen. O, wie friedlich lag es, als wäre es selbst im Schlummer, unter den flackernden Sternen, einer Wolke gleich da, und nichts unterbrach die Stille ringsum, als das Rauschen der Aare und dann und wann ein Hundegebell von Neuhaus her. Hell und klar, wie ich ihn selten im Gebirge gesehen, stand der glanzvolle Mond westlich von der Jungfrau und ließ seinen Schein liebevoll in die Täler und auf die Gletscher aller Schneeberge fallen, deren Oberfläche einem beständigen

Lichtwechsel unterlag, da oft eine graue Wolke darüber hinflog und dann einen rasch verschwindenden Schatten über die funkelnden Eisgründe warf.

Während ich so still stand und mein Auge an dem herrlichen Nachtbild weidete, war Jakob schon in den dunklen Wald eingetreten und hatte seine Laterne angezündet, und das war, wie ich sehr bald erkannte, durchaus nötig, denn der Raum oben zwischen den Tannenwipfeln, durch den das Licht vom Himmel hereinfiel, war nur überaus schmal, und eine solche Dunkelheit, wie ich sie jetzt mich umgeben sah, hatte ich noch niemals in meinem Leben wahrgenommen. Erst als ich mein Auge allmählich daran gewöhnt, kam es mir erträglich heller vor, und da Jakob mir langsam voranging, seine Laterne unmittelbar über dem Boden hielt und mich auf jeden großen Stein aufmerksam machte, so kam ich mit einigem Stolpern und Fehltreten leidlich genug den ersten steilen Absatz hinauf. Gesprochen wurde sehr wenig unterwegs, nur dann und wann fügte Jakob seinem Wink mit der Laterne ein kurzes Wort hinzu, und dabei ging er so langsam, wie ich es nie an ihm gesehen, obgleich sein Gang immer lässig erschien, und er sich überall Zeit zu nehmen verstand.

Meine Ungeduld, vorwärts zu kommen, wuchs denn auch allmählich immer mehr an, und endlich konnte ich mich nicht enthalten, zu fragen:

„Bist du etwa vom Umherschweifen an diesem Tage müde, Jakob?"

„O nein, Herr," antwortete er, „ich bin hübschli frisch und Müdigkeit in den Beinen gibt es für mich nicht. Wenn ich täglich meine Portion Schlaf habe, dann halte ich es lange aus, und diese Portion habe ich mir heute nachmittag auf der Rotheck zugelegt. Also seid nicht bange um mich, Her, aber langsam gehe ich immer; man schwitzt so schon genug, wenn die Nachtluft heute auch gerade nicht warm und drückend ist."

Bisweilen erlitt unser Marsch dennoch einige Unterbrechung, und wir mußten reiflich überlegen, wie wir uns in der sich zeigenden Verlegenheit benehmen wollten. Bisher war der Weg zwar morastig und steinig genug gewesen, aber ein größeres Hemmnis hatte er uns nicht gebracht. Nun aber kamen wir an Stellen, wo vom Sturm umgerissene Bäume quer über dem Wege lagen, und sie mußten wir entweder überklettern oder umgehen, was stets eine unangenehme Sache war, da der Bergwald zur Rechten sehr steil aufstieg und zur Linken ebenso jäh in die Tiefe stürzte. Indessen wanden wir uns immer glücklich hindurch,

und Jakob war überall bei der Hand, wenn es mich sicher zu leiten oder festzuhalten galt.

Nur einige Male war ich unterwegs stehen geblieben, um Atem zu schöpfen und dabei nach den Eisbergen zur Linken hinüberzuschauen, wenn sie in einer Waldlücke sichtbar wurden. Und je höher wir kamen, um so schöner wurde die Beleuchtung, obgleich die vom Monde bläulich angehauchten Gletscher und Firnfelder immer etwas Starres und Gespenstisches an sich tragen, was sie bei Nacht viel dämonischer und feindseliger als am Tage erscheinen läßt. Aber die Luft war köstlich, frisch und rein, alles duftete ringsum wie von Waldmeister und Maiblumen, und so hatte ich einen Genuß von meiner nächtlichen Wanderung, wie ich ihn bisher noch nicht kennen gelernt.

Uebrigens kam mir heute der Weg viel länger als sonst vor, und der Wald schien mir gar kein Ende nehmen zu wollen. Mochte es nun sein, daß ich mich sehnte, aus der mich umgebenden Finsternis herauszukommen, oder nahm meine Ungeduld, an Ort und Stelle zu sein, jeden Augenblick zu. Nur das Steigen war mir nie so leicht geworden, wie diesmal, ich fühlte nicht die geringste Beschwerde, und rüstiger als je bewegte ich mich empor, als ob meine Kraft, statt allmählich abzunehmen, mit jedem Schritt im Wachsen begriffen wäre.

Endlich jedoch traten wir aus dem Walde heraus, und, vom grellen Mondlicht überstrahlt, breiteten sich vor uns die langgestreckten hügeligen Matten aus, die uns die allmählich näher rückende Alp verkündeten. Indessen, so rasch, wie ich gewollt, ging es immer noch nicht vorwärts; wir mußten sogar sehr vorsichtig sein, um über die tief ausgetretenen Mattenwege hinwegzukommen und nicht in eine morastige Stelle zu geraten, deren es hier so viele und seit vorgestern noch viel mehr als sonst gab. Auch brauchten wir die Laterne hier ebenso wie im Walde, und Jakob leuchtete oft tief am Boden hin, wenn das trügerische Mondenlicht uns einen festen Grund vorgespiegelt, wo keiner war. So ging es denn langsam genug über die weitausgedehnte Vorderalp, und erst als wir das erste Gatter erreichten, welches Sterchis obere Alp umschloß, wurde mir etwas leichter ums Herz, denn jetzt sah ich ganz deutlich die Sennhütte auf ihrem grünen Hügel liegen, in deren einem Fenster eben das Mondlicht mit glühendem Schein widerstrahlte.

Nun dauerte es höchstens noch zehn Minuten, und wir hatten die Hütte erreicht. Ich besann mich einen Augenblick, ob ich Jakob noch weiter mit mir nehmen, oder ob ich den gewiß müden Mann nicht lieber

in der Hütte ruhen lassen solle, allein, als ich ihm darüber eine Frage vorlegte, schien er keine Lust zu haben, zurückzubleiben, und ohne ein Wort zu sprechen, schritt er weiter und betrat unmittelbar hinter der Hütte sogleich den steilen, schmalen Pfad, der nach den Tannen und der Bergkuppe führte, wo er mir auch hier wieder mit seiner Laterne freundlich voranleuchtete.

Endlich hatten wir auch diesen steilen Weg überwunden und traten aus den Tannen auf das grüne Plateau voller Eriken und Alpenrosen hinaus, und da sah ich schon die Blockhütte des Einsiedlers vor mir liegen, wie Jakob sie vor einigen Stunden verlassen, denn aus ihrem einen Fenster schimmerte noch immer ein mildbrennendes Licht hervor. Als wir ihr aber näher getreten waren und ich mich alsbald orientiert hatte, nahm ich wahr, daß alles sich noch ebenso verhielt, wie Jakob es mir vorher geschildert. Die Läden der Fenster waren unverschlossen, die Lampe stand in der Nähe des Krankenbettes auf einem kleinen Tisch, und die Tür war im Schloß nur eingeklinkt.

Als wir davor angekommen, sah ich nach der Uhr, wobei Jakob mir zuvorkommend leuchtete. Es war eben zwei Uhr vorbei. „Jakob," sagte ich nun mit raschem Entschluß, „du brauchst nicht hier zu bleiben und kannst nach der Sennhütte zurückkehren und mich dort erwarten. Eingang wirst du ja wohl bei Heinrich finden. Schlafe also wieder ein Stündchen, gehe aber nicht eher nach dem Hause unten zurück, als bis ich es dich heiße. Ich könnte dich noch zum Besten des Kranken gebrauchen und dir einen Auftrag an deinen Herrn mitzugeben haben."

Jakob versprach zu tun, wie ich ihm sagte. Dann nahm er meine Tasche mit der Apotheke von der Schulter und überreichte sie mir; ebenso die Laterne, die er einstweilen auf den Boden gesetzt, denn ich mußte, wenn ich in den dunklen Flur der Hütte trat, doch Licht haben. Dann gab ich ihm die Hand und dankte ihm vorläufig. Er nickte mir schweigend zu und wandte sich sogleich, um nach der Sennhütte hinabzusteigen, ich aber legte mit merklicher Hast meine Hand auf die Türklinke und öffnete sie, denn nun endlich hatte ich mein erstes heißersehntes Ziel erreicht und sah mit laut schlagendem Herzen dem nächsten Auftritt mit Mr. Scott entgegen, als ob ich gewiß wäre, jetzt auch das weitere Ziel zu erreichen, das mir noch in ganz dunklen Umrissen schon lange vor der Seele schwebte.

16.

Die Laterne in der Hand haltend, trat ich in den kleinen Flur und sah mich erst gemächlich darin um. Der Vorhang vor dem hinteren Raum, der Küche, war ganz zurückgezogen, und als ich den Herd genauer untersuchte, fand ich keinen Funken Feuer mehr vor. So warf ich denn rasch einiges Reisig darauf und zündete es an, um den Kessel auf den Rost zu setzen, den ich aus dem daneben stehenden Krug speiste, den Jakob erst vor wenigen Stunden an der Quelle gefüllt hatte, denn daß ich nun bald des heißen Wassers bedürfen würde, da ich ja nun den Koch für meinen Kranken und mich selber spielen mußte, war klar genug. Dann erst, als ich somit gleichsam die Präliminarien meines Hausverweseramts vollendet, wandte ich mich mit wieder stärker klopfendem Herzen nach dem Schlafzimmer Mr. Scotts und öffnete leise die Tür. Vorsichtig trat ich näher an sein Lager, und da sah ich ihn, wie Jakob ihn vorher verlassen, unbeweglich und still im Bett liegen.

Die kleine Studierlampe, deren Mr. Scott sich abends bei seinen Arbeiten bediente, brannte stetig auf einem Seitentischchen und beleuchtete den beschränkten Raum leidlich genug; da ich aber mehr Licht zu meiner ärztlichen Untersuchung bedurfte, zündete ich noch eine Kerze an, die unmittelbar neben der Lampe auf einem metallenen Leuchter stand.

Nun erst wandte ich mich zu dem Kranken hin, der mit geschlossenen Augen regungslos dalag, als höre er gar nicht, daß jemand bei ihm eingetreten, oder als schlafe er fest. Und doch sah ich, daß er nicht schlief, wenigstens keinen gesunden Schlaf, denn in seinen Gesichtsmuskeln zuckte es dann und wann, seine Lippen bebten und seine mageren Hände bewegten sich mechanisch auf der über ihn gebreiteten Decke hin und her. Sein Gesicht war im ganzen äußerst blaß und merkwürdig abgemagert, so daß ich gar nicht begreifen konnte, wie er sich in der kurzen Zeit, wo ich ihn nicht gesehen, so habe verändern können. Allein etwas nahm ich auf diesem Gesicht wahr, was früher nicht zum Vorschein gekommen, und das eben belehrte mich, daß Mr. Scott diesmal kränker als früher sei und ein inneres Fieber an ihm nage. Seine eingefallenen Wangen nämlich waren gerötet, nicht in der Art, wie man es in Form eines verdächtigen umschriebenen Fleckes bei Brustkranken findet, die bereits den Keim des Todes in sich tragen, sondern die ganze Wange flammte und zeigte mir, daß mein Patient in der Tat eines Arztes bedürfe.

Als ich ihn eine Weile schweigend betrachtet, nahm ich leise einen der beiden Stühle und rückte ihn dicht an das Bett heran, um mich darauf

zu setzen, den Kranken noch genauer zu beobachten und seinen Puls zu fühlen. Da erst, als er die unmittelbare Nähe eines Menschen fühlte, schlug er die matten und doch so großen blauen Augen auf und starrte mich eine Weile prüfend an, als kenne er mich nicht gleich und wolle sich erst überzeugen, wer in seiner Nähe sei. Kaum aber hatte er mich erkannt, so änderte sich sein ganzes, in sich selbst versunkenes Wesen, ein blitzartiges, frohes Leuchten flog über sein Gesicht, und er streckte mir sanft beide Hände entgegen.

„Guten Abend, Mr. Scott!" sagte ich ruhig, „wie geht es Ihnen? Ich bin durch Jakob benachrichtigt, daß Sie krank sind, und da bin ich sogleich aufgebrochen, da ich wegen des Wetters gestern und vorgestern nicht kommen konnte."

Er nickte, als wollte er sagen: „Ich begreife das!" Dann aber sagte er kurz: „Guten Abend, Herr Doktor!"

Weiter sprach er im ersten Augenblick nichts, und es fiel mir nicht besonders auf, daß er gar nicht erstaunt war, mich schon jetzt bei sich zu sehen. Indessen, soeben erst aus seinem Halbschlummer erwacht, wußte er vielleicht selbst nicht, ob es Nacht oder Morgen sei, und möglicherweise war er auch bereits so teilnahmlos, daß ihm mein Besuch ziemlich gleichgültig war. Jedoch konnte ich diesen Gedanken nur einen Augenblick festhalten; als er sich erst in seine neue Lage mir gegenüber gefunden, bemerkte ich doch, daß er sich freute, mich wieder in seiner Nähe zu haben, denn nach einem raschen Blick, den er im Zimmer umhergeworfen, als wolle er sich orientieren, was darin vorgegangen oder wo er sich befinde, griff er mit der Rechten nach meiner an seinem linken Pulse liegenden Hand, und indem er sie herzlich drückte, sagte er mit einer Stimme, deren Mattigkeit und weicher Ton mich tief rührte:

„Ach, es gibt doch noch teilnehmende Menschen auf der Welt! O, ich habe mir beinahe gedacht, als Jakob mich heute abend verließ, daß Sie bald kommen würden, wenn der Weg zu mir auch weit und beschwerlicher als sonst wäre. O, lieber Herr Doktor, das macht mich ganz glücklich, ich fühle mich fast schon durch Ihre bloße Nähe erleichtert, und nun will ich Ihnen ehrlich bekennen, daß ich mich nie nach einem wohlwollenden Menschenantlitz so sehr gesehnt habe, wie diesmal. Mir war heute und gestern den ganzen Tag entsetzlich zu Mute, und meine Krankheit schien mir allein in mein Hirn gestiegen zu sein. So trostlos war meine Stimmung vorgestern und gestern, daß ich mir nicht zu raten und zu helfen wußte; heute aber, jetzt ist es damit vorbei, da ich Sie wiedersehe, und

vor meiner leiblichen Krankheit fürchte ich mich viel weniger, da sie wohl bald wieder mit Ihrer Hilfe verschwinden wird."

Ich nickte ihm beistimmend zu und freute mich wahrhaft über das, was ich eben gehört. Denn aus seinen Reden glaubte ich erkannt zu haben, daß mein Kranker, wenn er leidend war, mehr geistig oder im Gemüte als körperlich leide, und das erstere war mir in diesem Augenblick viel angenehmer als das zweite, da mir der arme Mensch als Schwerkranker in seiner hilflosen Lage jetzt eine große Sorge bereitet haben würde.

„Also bloß trostlos und von Ihren früheren Erlebnissen in eine so traurige Stimmung versetzt sind Sie?" fragte ich mit aufgeheiterter Miene. „Nun, dann bin ich auch einigermaßen getröstet, da mir Jakob sagte, daß Sie sehr krank seien, und mein erster Blick auf Sie das auch zu bestätigen schien. Doch, nun sprechen Sie sich vor allen Dingen das Herz frei, also erzählen Sie mir, wie es Ihnen seit dem Tage ergangen ist, wo der Föhnsturm kam, der mich allein verhindert hat, meinen beschlossenen Besuch bei Ihnen zur Ausführung zu bringen."

„Ach, der Föhnsturm!" seufzte er schwer auf. „Ja, der hat bei mir alles auf einen Schlag zum Ausbruch gebracht, was noch nötig war, um meine Lage ganz unerträglich zu machen. Er kam so plötzlich, war so gewaltig und hat mich in meiner Einsamkeit so durch und durch erschüttert, daß ich zum ersten Male fast bereute, mich in eine solche Lage begeben zu haben. Ja, der Sturm hier oben war fürchterlich, Sie hätten ihn nur heulen hören sollen! Jeden Augenblick dachte ich, die Tannen würden über mein Haus zusammenbrechen und mich unter seinen Trümmern begraben. Allein, ehe diese Katastrophe eintrat, die ich erwartete, und die doch schließlich ausblieb, war meine Lage entsetzlich, und ich — ich habe doch schon so viele Stürme im großen Weltmeere erlebt."

Ich hatte ihn ruhig aussprechen lassen und dabei fortwährend seinen Puls gefühlt. Ich wollte ihn erst von seiner Angst sich frei reden lassen, und das tat er, ich nahm es mit jeder Minute mehr und mehr wahr. Allein endlich glaubte ich doch mein ärztliches Examen beginnen zu müssen, und je weiter ich darin vorschritt, um so leichter atmete ich auf, denn ich fand nichts Besorgniserregendes vor. Allerdings hatte er ein ziemlich starkes Fieber, und das machte mein Einschreiten nötig, allein eine lokale Affektion irgendeines seiner Organe war nicht vorhanden, und ich mußte mir zuletzt gestehen, daß sein jetziger Zustand nur eine Folge der großen, durch den eben erlebten Sturm herbeigeführten

Nervenerschütterung sei, nachdem Einsamkeit, gänzliche Isoliertheit von allem menschlichen Verkehr und innere Kümmernis schon lange die an ihm nagende melancholische Stimmung erzeugt hatten.

Das setzte ich dem Patienten auch mit klaren Worten auseinander, und er schien mir zu glauben, wenigstens nickte er einige Male beistimmend mit dem Kopf und drückte mir dankbar die Hand. Als ich ihm aber nun noch einmal ernstlich den Rat gab, mit mir zu Sterchi zu gehen, wenn er sich auch, da er sich zu schwach zum Gehen fühle, in einer Tragbahre nach dem Hause tragen lassen müsse, da erbleichte er mitten in seiner Fieberröte, sah mich mit einem unbeschreiblichen Blick an und rief:

„Um Gotteswillen nicht! Nein, den Kelch nur lassen Sie mich nicht noch einmal trinken. Ich habe es ja versucht voriges Jahr, aber es hat mich mit unwiderstehlicher Gewalt hinausgeworfen aus dem Kreise der Menschen, zu denen ich nicht mehr gehöre, da sie mir — so wehe getan. Ach nein, lieber Doktor," fuhr er sanfter und fast bittend fort, „verstehen Sie mich doch recht! Ich bin ja nicht imstande, unter Menschen zu gehen; ihre auf mir ruhenden Gesichter, ihre fragenden Blicke würden mich erdrücken. O, wenn Sie meine ganze verzweiflungsvolle Lage kennten, Sie würden mich begreifen und mir nicht das einzige raten, was ich unmöglich zu tun vermag."

Ich muß gestehen, diese von krankhafter Gemütsstimmung zeugenden Worte überzeugten mich, daß mein letzter Rat in der Tat noch nicht an seiner richtigen Stelle sei. Aber die Situation, in der ich mich hier in dieser Einsamkeit und diesem seltsamen Menschen gegenüber befand, war mir neu. Ich sah ein, daß er vor allen Dingen des Umgangs, des Verkehrs mit einem gebildeten Menschen wenigstens bedurfte, und doch widerstrebte er mir durchaus, sich zu anderen Menschen zu begeben. So reifte denn in mir allmählich der Entschluß, hier ein kleines Opfer zu bringen und meinen armen Patienten nicht eher zu verlassen, als bis ich ihm sein Fieber genommen und ihn durch Ueberredung oder sonst ein mir noch völlig unklares Mittel zu einem anderen Entschluß gebracht.

Als ich ihm das mit klaren Worten auseinandersetzte, nahm sein Gesicht einen rührenden Ausdruck großer Freude an. Er drückte mir krampfhaft die Hand, lächelte mich mit einem tränenfeuchten Blick an und sagte:

„O, was sind Sie für ein lieber Mensch, und wieviel Gutes haben Sie mir schon in so kurzer Zeit erwiesen! Ach, ich möchte Ihr Anerbieten

sehr gern annehmen, aber halte ich Sie denn nicht von Ihrer Bequemlichkeit und Ruhe da unten ab? Das zu denken, würde mir unendlich schmerzlich sein. Und würden Sie es denn bei mir einen oder zwei Tage aushalten?"

„O, warum denn nicht! Frische Luft habe ich hier ebensogut wie unten, ja, noch bessere, und Bewegung im Freien, die mir so notwendig ist, kann ich mir genug bei Ihnen machen."

„Aber die Entbehrung Ihrer Gesellschaft? Ihre Mahlzeiten?"

Ich mußte unwillkürlich über diese Einwürfe lachen, obgleich sie gut gemeint waren. „Ich habe ja durch Sie Gesellschaft," sagte ich, „und hoffentlich werden wir uns recht gut und — recht vertraulich unterhalten. Und was die Mahlzeiten betrifft, so hänge ich daran nicht so sehr, und werde es mir doch wohl mit den Speisen, die Sie ein Jahr lang genährt, auf einige Tage genügen lassen können. — Vor allen Dingen aber," fuhr ich mit größerem Ernst fort, werde ich meine Freude darin finden, Sie wieder leidlich gesund zu sehen, und daß ich alles dazu tun werde, was in meinen Kräften steht, darauf können Sie sich verlassen. Fürs erste versuchen Sie nur zu schlafen, das ist jetzt das erste und beste Mittel für Sie, und zu diesem Zweck habe ich Ihnen eine Arznei mitgebracht, die ihre Wirkung nicht verfehlen wird."

„Ach ja, Schlaf!" sagte er. „Das wäre mir das Liebste. Ich habe seit vier Nächten kein Auge geschlossen; mir ist zu vieles durch den Kopf gegangen, was mich nicht zur Ruhe kommen läßt und was ich nicht vergessen kann. Hier, hier sitzt es," und er zeigte dabei auf seine Stirn, indem er die darüber gefallenen langen Haare zurückschüttelte, „ja, hier sitzt es und quält und preßt mich, daß ich zuweilen ganz meinen Verstand zu verlieren fürchte."

„Lassen Sie das gut sein," sagte ich besänftigend, „und regen Sie sich nicht wieder auf, indem Sie die Erinnerung an Vergangenes in sich wachrufen. Davon, was Sie so peinigt und quält, wollen wir sprechen, wenn Sie geschlafen haben und einigermaßen wieder zu Kräften gekommen sind. Ich reiche Ihnen jetzt mein Mittel und dann verlasse ich Sie, um es mir drüben in Ihrem anderen Zimmer bequem zu machen, wie schon einmal, und dann werde ich mir mit Ihrer Erlaubnis einen Kaffee kochen, wenn die nötigen Erfordernisse dazu vorhanden sind."

„O, dazu finden Sie alles in der Küche vor. Holz habe ich erst vor einigen Tagen gesammelt, und auch Heinrich hat mich damit reichlich versorgt. Und was Sie zu Ihrer Nahrung bedürfen, finden Sie in dem

Vorratsschrank in der Küche und in dem kleinen Keller, den Sie ja kennen. Uebrigens tun Sie in allem — ich bitte Sie herzlich darum — als ob Sie bei mir zu Hause wären, und wenn ich Ihnen einmal Ihre gegen mich bewiesene Menschenliebe vergelten kann, soll es gewiß geschehen."

„O bitte," unterbrach ich ihn, „davon lassen Sie uns vor der Hand nicht reden; ich möchte von Ihnen nichts vergolten haben, nur gesund und — heiter möchte ich Sie wissen. Das ist alles, was ich wünsche, was ich erstrebe."

„Ach, heiter!" flüsterte er vor sich hin. „Das wird ein frommer Wunsch bleiben, ich weiß es im voraus."

„Wer kann das wissen!" fuhr ich fort. „Die Wogen des Lebens kommen und gehen, in Flut und Ebbe, und Ihre Flut kann auch einmal wieder kommen. Vertrauen Sie auf Gott!"

Er faltete die Hände, und es sah so aus, als ob er bete. Ich aber erhob mich von meinem Stuhl, öffnete meine kleine Apotheke und nahm eine reichliche Dosis Morphium heraus, die ich ihm einflößte. Dann bat ich ihn noch einmal, ruhig zu sein, seine Gedanken auf nichts Unangenehmes zu richten, und die Wirkung des ihm dargereichten Mittels geduldig abzuwarten.

Er versprach es, legte sich zum Schlafen zurecht, und ich verließ ihn, nachdem ich die Kerze wieder gelöscht und die Lampe niedrig geschraubt hatte.

* * *

Als ich in den Flur zurücktrat und die Haustür öffnete, sah ich, daß die Morgendämmerung schon angebrochen war. Ich trat vor die Tür hinaus, um in der frischen Luft einen frischen Atemzug zu tun, und dankte dabei Gott, daß ich hier oben nichts Schlimmeres gefunden. Ja, die Morgendämmerung war bereits angebrochen, und über dem Brienzer See und seinen Bergen begann es am Himmel schon rosig zu flackern, während der übrige Horizont und die Täler und Berge darunter noch in grauen Nebelwellen verschwammen. Rasch stieg jedoch die neue Sonne empor, und allmählich funkelten in ihren Strahlen die Tauperlen der Gräser doppelt so schön, als in der Nacht vorher im bleichen Mondenlicht. Kleine weiße Wölkchen, die bis jetzt im Schoße der Erde geschlafen, huschten wie lebendig gewordene Gespenster plötzlich aus allen Spalten und Tälern hervor, als müßten auch sie das junge Licht begrüßen, und dann rollten sie, vom leichten Morgenwinde getrieben, der wieder mehr

nach Süden herumgegangen war, über das breite Tal zu meinen Füßen und zu meiner Höhe heran, die sie einige Minuten lang in ihren flockigen Mantel hüllten, bis sie auch von hier wieder weiter getrieben wurden, und nun die ganze Welt so ziemlich klar vor meinen Augen lag.

Nun erst, nachdem ich mich an diesem immer schönen Anblick gelabt, kehrte ich in das Haus zurück. Ohne jedoch vor der Hand an Speise und Trank zu denken, setzte ich mich an den Schreibtisch, in Mr. Scotts Wohnzimmer, in dessen Lade ich alles zum Schreiben Notwendige in reicher Auswahl vorrätig fand. Ich wollte sogleich an Sterchi schreiben, denn das schien mir das Notwendigste zu sein, damit er sich keine Sorge um mich mache und auch andere über meine Abwesenheit beruhige, die, wie ich mir selbst sagte, immerhin einige Tage dauern könnte. So schrieb ich ihm denn, wo ich war, warum ich bei Nacht aufgebrochen, und daß ich die Stunde meiner Rückkehr noch nicht bestimmen könne. Dann bat ich ihn, niemandem Kunde von meinem Aufenthalt zu geben, sondern auf Befragen einfach nur zu sagen, ich würde erst in einigen Tagen wieder auf dem Berge eintreffen. Ferner bat ich ihn um Uebersendung einiger meiner warmen Kleidungsstücke und Wäsche durch Christen, und beschrieb ihm, was ich haben wolle, und wo er es in meinem Zimmer finden würde. Sodann möge er auch einige kräftige Fleischspeisen beifügen, die ich, um sie mit dem Kranken zu genießen, bloß zu wärmen brauchte. Auch einige Stücke Tafelbouillon und ein paar Flaschen von seinem besten Wein solle er beilegen, denn das könne ich hier oben alles verwerten.

Vor allen Dingen aber empfahl ich ihm, das beigefügte Rezept rasch in der Apotheke in Interlaken besorgen zu lassen und mir die Arznei durch einen besonderen Boten zu senden, sobald sie eingetroffen sei. Es habe Eile damit, und Mr. Scotts Krankheit lasse sich noch nicht völlig übersehen. Indessen besorgte ich nichts Ernstliches, und hoffentlich würde ich bald den Zweck erreichen, den ich nun schon seit dem Augenblick verfolgte, wo ich den seltsamen Mann kennen gelernt. Die englischen Damen, endlich, möge er herzlich von mir grüßen, und wenn sie mich wiedersähen, sollten sie erfahren, daß keine unwichtige Angelegenheit mich ihrer Gesellschaft entzogen habe.

Mit diesem Brief stieg ich um fünf Uhr morgens nach der Sennhütte hinab, wo ich Jakob auf Heinrichs Bett im tiefsten Schlaf liegend fand, während der Senne selbst schon im Freien bei seinem Vieh beschäftigt war. Ich weckte ersteren sogleich, gab ihm den Brief und bat ihn

dringend um schleunige Besorgung desselben an seinen Herrn. Uebrigens solle er über unseren Nachtmarsch schweigen, schärfte ich ihm ein und reichte ihm zur Belohnung seines menschenfreundlichen Dienstes ein Fünffrankenstück, worüber er sehr glücklich war, sich „tusigmal" bedankte, und dann, die Laterne, die ich mit heruntergebracht, wieder mit sich nehmend, den Weg nach Sterchis Hause antrat.

Ich selbst nahm mir ein großes Gefäß voll Milch und frische Butter mit nach der Blockhütte hinauf, denn ich dachte mir wohl, daß mein Patient nach der ersteren Begehr haben werde, sobald er erwachte. Aber auch für mich brauchte ich beides, denn nun wollte ich mir endlich mein erstes Frühstück bereiten, da mein Appetit sich mit der Zeit sehr bemerklich gemacht. Als ich aber in der Küche das Notwendige besorgt, was mir, ich gestehe es gern, gerade nicht schnell und leicht von der Hand ging, nahm ich meinen Kaffee mit in das Zimmer. Die dazu nötigen Gerätschaften hatte ich sämtlich in bester Ordnung und Reinlichkeit im Küchenschrank gefunden, und wenn das dabei liegende Brot auch nicht mehr ganz frisch war, so mußte die herrliche Butter aushelfen, die ich ja süß, wie sie aus der Sennhütte kam, in reichlicher Fülle besaß.

Mein Frühstück schmeckte mir prächtig, und da ich, am Fenster sitzend, dabei die köstliche Aussicht genoß, so fand ich meine augenblickliche Lage einladend und romantisch genug. So richtete ich mich denn auch bald gemütlich ein und konnte mir gestehen, daß mir vor der Hand nichts fehle. Wenn ich mit jemand sprechen wollte, so hatte ich ja Heinrich in der Nähe, den ich nachher wieder in der Sennhütte aufsuchte, um mit ihm einiges zu verabreden. Mit meinem Kranken freilich konnte ich mich jetzt noch nicht viel unterhalten, denn er schlief fast den ganzen Tag, was ich vom Fenster draußen beobachtete, und erst um drei Uhr nachmittags wurde er zum erstenmal munter und bat mich, als ich sogleich bei ihm eintrat und mich nach seinem Befinden erkundigte, um etwas frische Milch, die ich ihm auch in Fülle verabreichte. Er schlief bald darauf wieder ein und erst gegen Abend erwachte er und war, zu meiner Freude, fast ganz fieberfrei, wie er mir denn auch berichtete, daß er sich augenblicklich so wohl befinde, wie lange nicht. So reichte ich ihm denn eine Tasse kräftiger Bouillon, die ich mit einem Ei angerührt, denn bis zum Mittag hin war ich durch den guten Sterchi mit allem möglichen versorgt worden, und der arme Christen hatte eine schwere Tracht auf dem Rücken heranschleppen müssen.

Schon um zehn Uhr war er keuchend bei mir eingetroffen und hatte

mir alles getreulich überliefert, nicht nur, was ich verlangt, sondern noch vieles andere, an das ich in der Eile am Morgen nicht gedacht. Ich fand eine Schüssel mit gutem Braten vor, den ich nur zu wärmen brauchte, ferner einen ziemlichen Vorrat französischer Tafelbouillon, und ich machte mich sogleich dabei, den Koch zu spielen, was mir auch bald ganz leicht wurde und mir eigentlich ein noch nicht gekanntes Vergnügen bereitete.

Meine Wäsche und Kleider, berichtete Christen, werde sein Herr nachmittags senden und ebenso eine Kiste Zigarren, die er in meinem Zimmer vorgefunden, und die ich in der Tat schon sehr entbehrt hatte. In dem Brief, den er mir von Sterchi brachte, hieß es, daß er meinen Wunsch in betreff des Verschweigens meines Aufenthalts erfüllen, und daß er mir am Abend, wenn der Sennjunge noch einmal zu ihm komme, auch andere Speise und zur besonderen Erquickung ein paar Flaschen Sekt schicken würde, der auf hohen Bergen, wie alle Bergsteiger behaupteten, ebensogut, wenn nicht noch besser als im Tale schmecke. Im übrigen sei unten alles in der hergebrachten Ordnung; die drei Damen wüßten noch nicht, daß ich das Haus verlassen, wenigstens habe er sie noch nicht gesprochen, er werde aber meinen Gruß an sie bestellen. Die Arznei werde er, sobald sie aus Interlaken angelangt sei, mit meinen Kleidern und Wäsche durch den alten Peter heraufsenden, aber vor ein Uhr dürfe ich nicht auf seine Ankunft rechnen, da der Bote erst nach elf Uhr aus dem Tale zurückzukehren pflege.

Mit diesem Briefe und allem, was er versprach, war ich außerordentlich zufrieden, und namentlich war mir der verheißene Champagner erwünscht, denn ein Glas davon wollte ich meinem Kranken geben, sobald ihn das Fieber verlassen, um seine gesunkenen Lebensgeister wieder rascher zu beleben.

Da ich so mancherlei in dem kleinen Haushalt zu tun hatte, was früher nicht zu meinen Obliegenheiten gehört, so verging mir der Tag ungemein rasch, und ich wußte später nicht, wie der Abend herangekommen war, nachdem ich nachmittags eine Stunde auf Mr. Scotts Ruhebett gelegen und sanft geschlafen hatte. Als ich aber nun eben erwachte und mich nach meinem Kranken umsah, fand ich ihn, wie schon gesagt, munter und völlig fieberfrei. Er erklärte mir auch, daß er wieder Appetit habe, und ich holte rasch herbei, was ihm dienlich und ratsam war. Kaum aber hatte er seine Suppe, sein Ei und sein Glas Wein verzehrt, so schloß er schon wieder die Augen und sagte, er sei überzeugt,

er werde die ganze Nacht hindurch schlafen, und so würden seine Kräfte sich bald wieder herstellen.

Ich wollte ihn durch vieles Reden nicht von neuem aufregen, nur stellte ich ihm die Arznei vor sein Bett und sagte ihm, wie ich den Gebrauch derselben wünschte. Am andern Morgen fand ich die Flasche schon halb leer, denn Mr. Scott war mehrmals in der Nacht erwacht und hatte sich jedesmal dabei der Arznei erinnert, der er eine überaus wohltätige Wirkung zuschrieb.

Ich aber hatte den Tag noch lange nicht beschlossen, als Mr. Scott gegen Abend fest eingeschlafen war. Nachdem ich alles, was mir Sterchi am Nachmittag durch den alten Peter gesandt, an Ort und Stelle untergebracht, zündete ich mir eine der so glücklich in meine Hände gelangten Zigarren an und schritt nach der Sennhütte hinab, um mir auf dem Rasen unten eine ordentliche Bewegung zu machen. Ich lief ein gut Stück die Alp wiederholt auf und ab und kehrte erst zurück, als die Dämmerung schon hereingebrochen war. Bei Heinrich kehrte ich einige Minuten ein, nahm mir frische Butter, Brot und Milch mit hinauf, dann betrat ich mein kleines Stübchen, um, von einiger Müdigkeit ergriffen, an die Bereitung meines Nachtlagers zu denken, was ein einfaches Beginnen war, denn ich streckte mich in meinen Kleidern auf das etwas harte Ruhebett, zog eine wollene Decke über meinen Körper und schlief rasch und zufrieden ein.

So hatte ich denn meinen ersten Tag auf hoher Alp und in mich keineswegs bedrückender Einsamkeit zugebracht, denn zum ernstlichen Nachdenken und der Empfindung des Alleinseins war es noch nicht bei mir gekommen, dazu war ich mit allerlei viel zu sehr beschäftigt gewesen. Und als nun der zweite Tag anbrach, fand er mich früh munter und zu allem möglichen neuen Tun aufgelegt. Mein erster Gang führte mich nach der Quelle, um frisches Wasser zu unserm Hausbedarf zu holen. Zuerst aber trank ich selber ein paar Gläser davon, und nie hat mir ein Trunk so gut geschmeckt wie dieser, der einer Quelle entstammte, die der bei Sterchi ganz ähnlich und ebenso kühl, frisch und wohlschmeckend war.

Erst als ich mein Wasser geschmeckt und getrunken, sah ich mich in meiner nächsten Umgebung um, die so schöne rote Blumen aufwies, und wo es von kräftigen Kräutern und Gräsern balsamisch duftete, so daß man sich schon vom Einsaugen dieser Luft gestärkt fühlte. Dann aber richtete ich meine Blicke in die Ferne und begrüßte den herrlichen Morgen, der so schön über das Tal wie über meine Alp heraufgestiegen war.

Als ich eine Stunde später meinen Kaffee getrunken und auch für meinen Patienten die Milch ans Feuer gesetzt, begab ich mich leise in sein Schlafzimmer, da ich am Abend vorher die Läden von innen geschlossen hatte und also von außen nicht mehr in das Innere desselben blicken konnte. Ich fand ihn noch im festesten Schlaf, und selbst als ich die Fensterläden öffnete, erwachte er nicht von dem Geräusch, welches mein Tun verursachte. Ich beobachtete ihn längere Zeit und stellte im stillen meine Betrachtungen über ihn an. Er atmete vollkommen ruhig, vom Fieber war keine Spur mehr wahrzunehmen, und da seine edlen Züge, obgleich immer noch abgezehrt genug, jetzt nicht von der Trauer entstellt wurden, die sonst immer darauf lag, wenn er im wachen Zustande war, so konnte ich nicht umhin, mir zu sagen, daß Mr. Humphrey Scott ein ansehnlicher Mann sei, und daß er noch viel mehr gewinnen würde, wenn er sich herbeiließe, seine langen Haare und den Bart zu beschneiden, die sich beide im natürlichen Urzustande befanden, und namentlich jetzt, wo sie nicht gebürstet und gekämmt, wie eine Mähne um seinen Nacken und seine Brust fielen, ein Umstand, der, da ihre Farbe vom dunkelsten Braun war, die Bleiche der Züge noch viel mehr hervortreten ließ.

Als ich so lange Zeit vor ihm still stand und mir seine einzelnen Züge zergliederte, indem ich mich fragte, welche Schmerzen denn eigentlich an diesem Herzen und in diesem Kopfe zehren mochten, erwachte er, war sich sogleich seines gegenwärtigen Zustandes bewußt und erklärte mir, nachdem wir uns begrüßt, daß er vortrefflich geschlafen habe und sich danach außerordentlich gestärkt fühle. Aufstehen aber wolle er doch noch nicht, er befinde sich zu wohl in der ruhenden Lage und fürchte seine Schwäche, wenn er zum erstenmal auf seinen Füßen stehen würde.

Ich beruhigte ihn darüber und forderte ihn auf, gemächlich liegen zu bleiben, und als ich mir ihn dabei wiederum betrachtete, mußte ich mir gestehen, daß der lange, tiefe Schlaf in der Tat Wunder bei ihm gewirkt habe. Sein Auge war viel klarer als sonst, und es leuchtete ein besonderer Glanz aus ihm hervor, den ich heute, da es früher immer so erloschen und geistig verödet ausgesehen, zum erstenmal darin wahrnahm, und der im Laufe des Tages, so oft ich wieder in seine Nähe kam, noch mehr hervortrat, bis ich in der ersten Stunde der nächsten Nacht die so lange ersehnte Gelegenheit erhielt, mir denselben vollständig zu deuten.

Auch die bleiche Farbe seines Gesichts hatte sichtbar abgenommen, und die Wangen erschienen mir nicht mehr so eingefallen. Ebenso stellte sich sein Appetit allmählich wieder ein, und Mr. Scott sagte mir selbst

gegen Abend, daß er lange nicht so viel wie an diesem Tage und nie mit solcher inneren Begehrlichkeit gegessen habe.

„Das ist sehr natürlich," erwiderte ich. „Sie haben so lange gefastet und im Verhältnis zu Ihrer Körpergröße und Ihrem Alter stets viel zu wenig genossen, so daß jetzt mit einem Male das Gefühl der Erschöpfung in Ihnen zutage tritt. Jetzt sind Ihre leiblichen Funktionen wieder in ihren regelmäßigen Gang geraten, und der raschere Umsatz der Materie macht sich eben durch Hunger und Durst bemerkbar."

„Ja, das ist wahr," sagte er, „aber ich bin immer noch merkwürdig müde, ich könnte sogar bald wieder einschlafen, glaube ich, und darum eben habe ich noch keinen Trieb, das Bett zu verlassen."

„Das sollen Sie auch nicht, und wenn Sie können, so schlafen Sie so rasch wie möglich wieder ein. Der Schlaf tritt bei Ihnen diesmal als Krisis auf, Ihre geschwächte und durch unregelmäßige Lebensweise verkümmerte Natur verlangt eine so lange Erholung, und das alles bezeugt mir, daß wir mit Ihrer vollständigen Wiederherstellung, wie in allem übrigen —" setzte ich absichtlich mit Nachdruck hinzu — „auf dem besten Wege sind."

Er verstand mich auch sogleich und sagte, heute zum erstenmal leise aufseufzend:

„In allem übrigen? Nun ja, vielleicht bald sind wir auf diesem Wege, doch solange die Sonne am Himmel steht, nicht. Also haben Sie Geduld!"

Ich wollte ihn nicht fragen, was er damit meinte, denn ich hatte mir vorgenommen, nicht wieder von neuem in ihn zu dringen, mir durch Mitteilung seines Schicksals sein Vertrauen zu beweisen. Ich wollte ihn vielmehr darin sich selbst überlassen und rechnete sicher darauf, daß er sich endlich zu seiner eigenen Beruhigung gedrungen fühlen werde, ein offenes Wort mit mir zu reden.

Darin hatte ich mich auch nicht getäuscht, allein ehe es dazu kam, was ich so lebhaft wünschte, sollte ich etwas Neues erleben, woran ich gerade in diesem Augenblick gar nicht gedacht, und was meine Gedanken fast während des ganzen Tages von Mr. Scott abzog und sie in eine ganz andere Richtung lenkte.

In diese neue Lage sollte mich der gute Christen versetzen, und er ahnte gewiß nicht, daß das, was er mir heute von Sterchi mitgebracht, wichtiger als alles war, was er jemals nach der Alp hinaufgetragen.

17.

Gegen neun Uhr, als Mr. Scott nach seinem ersten Frühstück, das ich ihm treulich an sein Bett gebracht, schon lange wieder in den ruhigsten Schlummer gesunken war, kam Christen mit seiner Milchbutte und seinem Korbe wieder von Hotel Bellevue zurück und stieg ohne Aufenthalt durch die Tannen nach meiner jetzigen Wohnung empor, um mir auf der Stelle zu übergeben, was Sterchi mir sandte. Er brachte wieder einige nahrhafte und leicht verdauliche Speisen, zwei Flaschen vom besten alten Burgunder und — das Wichtigste von allem für mich an diesem unvergeßlichen Tage — einen Brief, und zwar aus Bern, dessen an mich lautende Adresse von der Hand meines lieben Freundes, des Obersten H...., geschrieben war, und den ich sogleich für die so lange und sehnlich erwartete Antwort auf jenen Brief hielt, den ich in Beau-Site in der Nacht abgefaßt, nachdem mir Mrs. Duncan die traurige Geschichte ihrer Familie und das entsetzliche Unglück ihres Sohnes erzählt und mich schließlich um Trost und Rat in ihrer verzweifelten Lage gebeten hatte.

Wenn dieser Brief nun das enthielt, was ich doch ziemlich sicher erwarten konnte, also die Gewißheit des Todes Harry Duncans, so war derselbe für mich und noch viel mehr für jene Damen von überaus großer Bedeutung, und daß er mir gerade jetzt und hier oben in die Hände kam, so daß, während ich in der Entwickelung des einen mich umspinnenden Rätsels begriffen war, auch das andere sich zu lösen begann, betrachtete ich als eine besondere Fügung Gottes, wie ich deren schon einige in meinem Leben zu beobachten Gelegenheit gehabt.

Ich hielt den verhängnisvollen Brief lange in der Hand, nachdem ich mich damit in meine stille Stube zurückgezogen, blickte forschend auf ihn nieder, ehe ich ihn öffnete, und wog ihn gleichsam, als wollte ich aus seiner mich überraschenden Schwere auf seinen Inhalt schließen.

„O, was wird er mir bringen," fragte ich mich, „und wird er meiner Erwartung auch wohl insofern entsprechen, als er mir eine nicht mehr zweifelhafte Gewißheit über Mr. Duncans Tod bringt?"

Ich kann nicht leugnen, mir schlug das Herz bei diesen Gedanken, und augenblicklich standen mir, als ob sie gegenwärtig gewesen wären, Miß Mary Markham mit ihrem traurigen Blick und die arme Mutter des Unglücklichen, Mrs. Duncan, mit ihrem kummervollen Gesicht vor der Seele, wie ich beide damals gesehen, als sie mir ihre Herzen erschlossen und das ihnen aufgebürdete Unheil in allgemeinen Zügen berichteten.

Endlich jedoch mußte ich den Brief öffnen, aber niemals hatte ich es mit so zitternden Händen wie heute getan, und bald erkannte ich, was ich schon vermutet, daß mein Freund nämlich in seiner Antwort sehr ausführlich gewesen war und mehrere Bogen mit derselben gefüllt hatte. Völlig ungestört, wie ich war, machte ich mich mit einem seltsamen und jeden Augenblick wachsenden Eifer an die Lesung desselben, und schon der Eingang befriedigte mich in bezug auf die Genauigkeit und Gründlichkeit meines gewissenhaften Freundes, obgleich mir daraus noch nicht die geringste Mutmaßung erwuchs, was mir die Fortsetzung bieten würde.

Zuerst bat mich der Schreiber um Entschuldigung, daß er mich so lange auf Antwort habe warten lassen, zumal ich um schleunige Erwiderung gebeten. Indessen habe er einmal in Bern mancherlei Arbeit vorgefunden, auf die er nicht gerechnet und die notwendig zuerst habe beseitigt werden müssen, und sodann habe die gewissenhafte Erforschung der von mir vorgelegten Tatsachen ebenfalls viel mehr Zeit fortgenommen, als er selber im Anfang vermutet. Nun sei er aber mit seinen Forschungen zu Ende gekommen, und das Resultat werde mir in den folgenden Zeilen klar vor Augen gelegt werden. Er wolle mir nicht alle Mittel und Wege nennen, die er eingeschlagen, um zum Ziel zu gelangen, allein, daß dieselben etwas kompliziert gewesen, könne ich schon daraus entnehmen, daß er nicht allein sämtliche Fremdenlisten der Gasthöfe des Berner Oberlandes habe durchgesehen, sondern auch mit den Gemeindepräsidenten der verschiedenen Ortschaften habe in Verbindung treten müssen.

Was nun zunächst die Notiz in der Times betreffe, die den Todesfall des Mr. Duncan verkündet, so müsse er dieselbe als kaum maßgeblich oder genau betrachten, wenigstens stehe sicher fest, daß sie keinem Schweizer Blatte entnommen sei, da überhaupt keine Zeitung in der Schweiz eines solchen Vorgangs erwähnt habe. Indessen käme es sehr häufig vor, daß auswärtige Zeitungen Ereignisse als in der Schweiz vorgefallen brächten, die niemals daselbst geschehen, und die also auf höchst mangelhaften Berichten von seiten unzuverlässiger Korrespondenten beruhten, also ebenso unwahr wie trügerisch wären. Dafür aber, daß keine Schweizer Zeitung im vorigen Jahre diese Notiz gebracht, dafür bürge er, denn ihm hätten im Archiv zu Bern sämtliche Zeitungen zu Gebote gestanden, und er habe sie eine nach der andern vergeblich nach dem fraglichen Bericht durchforscht.

Aus allem diesem habe sich nun ergeben, daß im vorigen Jahre kein Engländer namens Harry Duncan weder in Bern noch in irgendeinem Orte in der Umgebung Interlakens oder in Interlaken selbst gewesen sei, wenigstens sei sein Name in keiner Fremdenliste aufzufinden gewesen, und ebensowenig sei einem der Hauptführer bekannt geworden, daß ein englischer Seeoffizier, der schon seiner Stellung wegen gewiß die Aufmerksamkeit derselben erregt haben würde, irgendeinen hervorragenden Berggipfel im Oberlande erstiegen habe.

Wenn nun also schon die Anwesenheit des ꝛc. Duncan nicht zu ermitteln gewesen, so sei es noch viel weniger die Konstatierung seines Todes, resp. seines Begräbnisortes, und ich könne sicher annehmen, daß eben jener englische Seeoffizier nicht bei Besteigung eines Berges in der Nähe von Interlaken umgekommen sei.

Eine bei weitem interessantere und ihm selbst noch viel wichtiger erscheinende Aufklärung des über Mr. Harry Duncan obschwebenden Dunkels sei ihm aber erst nach der Beendigung seiner eben geschilderten Nachforschungen durch einen besonderen Zufall in Bern zuteil geworden, und diese Aufklärung müsse er mir in allen Details schildern, damit ich Einsicht in die Sachlage gewänne und in die Lage versetzt würde, danach handeln zu können.

„In Bern nun," schrieb mir mein Freund, und ich lege hier dem Leser seine eigenen Worte vor, „dem Mittelpunkte unseres Kantons, wo alle um Personen und Ereignisse sich schlingenden Fäden aus dem Oberlande zusammenlaufen, und wo man oft besser von dem unterrichtet ist, was in irgendeinem Teile des Kantons geschieht, als in unmittelbarer Nähe des fraglichen Ortes, war ich auch außer meiner eigentlichen Arbeitszeit und in den Stunden der Erholung und des Vergnügens Ihrer Bitte eingedenk, und da wollte es eine günstige Fügung, daß ich endlich an die rechten Leute geriet, die mir über Ihren Verschollenen eine so ausreichende Auskunft geben konnten, wie ich sie nach allen meinen vergeblichen Bemühungen, die Wahrheit zu ergründen, kaum noch für möglich hielt.

„Hören Sie also, wie mich und also auch Sie das Glück begünstigte, und was ich in wenigen Stunden erfuhr, nachdem ich wochenlang vergebens nach dem rechten Ziele getrachtet hatte.

„Vor etwa acht Tagen besuchte ich meinen alten biederen Freund, den jetzigen Bundespräsidenten, und er lud mich auf den vorgestrigen Tag zur Tafel ein, wobei mir der so sehnlich erwartete Aufschluß über

Mr. Duncan zuteil werden sollte. Sie sehen also, meine Mitteilungen über ihn sind ganz frisch, und ich habe mich beeilt, alles so genau niederzuschreiben, wie ich es selbst erlebt, und meine Aufzeichnungen Ihnen so rasch zukommen zu lassen, wie es mir möglich war.

„Ich fand mich also vorgestern beim Bundespräsidenten ein und fand eine Art diplomatischer Gesellschaft vor, wie sie mein liebenswürdiger Freund öfters um sich zu versammeln pflegt, und in deren Mitte ich sehr gern weile, da sie mir von jeher des Interessanten soviel geboten hat. Man kann, wenn diese aus dem Auslande hierhergeschickten Herren bei einem Glase Wein vereinigt sind, bisweilen ganz hübsche Studien machen, was ich so sehr liebe, und diesmal sollte mir mehr Stoff dazu geboten werden, als jemals zuvor.

„Die eigentlichen Chefs der Gesandtschaften waren freilich nicht anwesend, da diese Herren im Sommer ja stets zu verreisen pflegen, aber ihre Stellvertreter oder wenigstens ihre ersten Sekretäre hatten sich ziemlich zahlreich eingefunden, und diese jungen Herren sind in der Regel mitteilsamer und oft auch besser von den vorgehenden Dingen unterrichtet als ihre älteren Vorgesetzten. Genug, es war eine ganz gemütliche Gesellschaft, und wir waren bald in den besten Fluß der Unterhaltung geraten.

„Da fiel mir plötzlich Ihr englischer Seeoffizier Mr. Harry Duncan ein, und ich dachte mir, es könne nicht schaden, wenn ich das Gespräch auf ihn hinüberleite und auch hier meine bereits aufgegebenen Untersuchungen fortsetzte.

„So richtete ich denn in einer längeren Gesprächspause das Wort an den Präsidenten und erzählte ihm, daß Sie, mein Freund, wieder wie alljährlich in Unterseen eingetroffen und daselbst einer englischen Familie begegnet seien, die über das Schicksal ihres Angehörigen sehr unglücklich sei. Und nun setzte ich unter dem aufmerksamsten Schweigen und Zuhören der Gäste genau auseinander, was Sie mir über den betreffenden Fall geschrieben hatten.

„Der Bundespräsident, an den ich direkt das Wort gerichtet und dabei die Frage ausgesprochen hatte, ob ihm vielleicht über den betreffenden Gegenstand etwas zu Ohren gekommen sei, sann einige Augenblicke nach und warf dabei einen fragenden Blick nach dem englischen Gesandtschaftssekretär hinüber, der, ein sehr ernster Mann, überaus wenig sprach und unmittelbar neben einem Sekretär der Gesandtschaft der nordamerikanischen Freistaaten, mir gegenüber saß.

„‚Nein,‘ sagte er endlich, ‚ich selbst habe nicht in Erfahrung gebracht, daß ein Engländer im vorigen Jahre im Oberlande verunglückt ist. Aber das geschieht ja leider so oft, da die Herren Engländer‘ — und hier blinzelte er lächelnd nach dem britischen Diplomaten hinüber — ‚sich zu häufig auf ihr Glück und ihre Kräfte verlassen, den Rat erfahrener Schweizer so selten befolgen und bei ihren Bergunternehmungen ihren Untergang finden. So kann auch sehr leicht der Herr, nach dem Sie forschen, zugrunde gegangen sein, aber gehört habe ich, wie gesagt, darüber nichts. O, das tut mir aber doch sehr leid, zumal sich Ihr Freund für die Familie des Verunglückten interessiert. Wie heißt denn die Familie, der dies Ungück begegnet sein soll?‘

„Ich nannte ihren Namen, wie ich ihn von Ihnen erfahren habe, denn das schien mir hier durchaus notwendig zu sein. Kaum aber war der Name über meine Lippen gekommen, so nahm ich zweierlei wahr, obgleich ich kein schlauer Diplomat, sondern nur ein ehrlicher Schweizer mit gesunden Sinnesorganen bin. Beide mir gegenübersitzenden Herren nämlich, der Engländer wie der Amerikaner, legten mit einem Male eine ganz besondere Aufmerksamkeit in bezug auf die eben angesponnene Unterhaltung an den Tag, und zwar auf ganz verschiedene Weise.

„Was zuerst den Engländer betrifft, so hielt er augenblicklich im Essen inne, und ich sah, wie sein bleiches Gesicht einen Moment lang stark errötete. Und als nun unser Wirt die Frage an ihn richtete, ob ihm der Name des Verschollenen oder der seiner Familie bekannt sei, sagte er kurz und augenscheinlich nur ungern sich zum Sprechen entschließend: ‚O ja!‘ und fügte dann mit einem seltsamen, diplomatischen Lächeln voller Zurückhaltung hinzu, daß er ebenfalls nicht glaube, daß Mr. Duncan im Oberlande ums Leben gekommen, wie er denn überhaupt nicht gehört, daß irgendein Engländer im vorigen Jahre beim Bergsteigen verunglückt sei.

„Einen ganz anderen Eindruck dagegen machte bei diesem Gespräch auf mich der junge Diplomat aus Washington, der von Anfang an demselben mit großer Aufmerksamkeit zugehört und sichtbar genug einen persönlichen Anteil daran verraten hatte. Schon während ich sprach, fixierte er mich ohne Unterlaß scharf, und als der Engländer sein Votum abgegeben und die Sache damit also abgetan schien, gab er sich, wie es mir vorkam, alle Mühe, seine diplomatische Ruhe beizubehalten; allein, das gelang ihm doch nicht so ganz, und meine guten Augen nahmen trotz seiner Bemühung, ruhig zu bleiben und unbefangen auszusehen, nur zu

sehr wahr, daß sein Inneres durch lebhafte Empfindungen bewegt wurde, die notwendig mit dem Gegenstand unseres Gesprächs in Verbindung stehen mußten. Er war eben ein junger, warm fühlender und noch nicht vollständig geschulter Diplomat, der die Selbstbeherrschung seiner Gedanken noch nicht in dem Grade besaß, wie sein älterer britischer Kollege.

„Daß der junge Mann es übrigens auf mich abgesehen hatte und das Gespräch über den angeregten Punkt noch nicht für vollständig beendigt hielt, glaubte ich schon während der Tafel zu bemerken, obgleich auch er kein Wort über den Verschollenen sprach, solange er saß. Denn er behielt mich fast beständig im Auge, sah mich oft forschend an, als wolle er erkunden, ob ich vielleicht noch mehr sagen würde, aber da ich schwieg, weil ich in der Tat nichts mehr zu sagen wußte, schwieg auch er.

„Kaum aber hatten wir abgespeist und waren von unseren Plätzen aufgestanden, so kam er mir in das Nebenzimmer, wohin ich mich mit einigen anderen Gästen zu einer Tasse Kaffee und einer Zigarre zurückgezogen, nach, reichte mir die Hand und zog mich, ohne es gerade auffällig zu machen, in eine abgelegene Fensternische. Hier legte er mir, etwas hastig sprechend, die mich sehr in Verwunderung setzende Frage vor, ob er mich vielleicht heute noch in meinem Hotel sprechen könne. Zugleich überreichte er mir mit einer Verbeugung seine Karte, und ich las darauf den mir bisher unbekannten Namen Mr. Charles H . . . . . t. Dabei aber sah ich mir den jungen Herrn ganz gemächlich in allernächster Nähe an, und ich muß gestehen, daß er mir in seiner hübschen und kräftigen Erscheinung, mit seinem ehrlichen und treuen Gesicht ganz ausnehmend gefiel, so daß er von Augenblick zu Augenblick mehr den günstigsten Eindruck auf mich machte. Indem ich ihm nun auch meine Karte überreichte, sagte ich zu ihm:

„‚Ich wohne in keinem Hotel, Mr. H . . . . . t, sondern in einem bescheidenen Privathause bei einem Freunde, wo ich mich in der Regel aufhalte, wenn ich zum Großrat in Bern einberufen werde. Wenn Sie mich aber dort aufsuchen wollen und es nicht vorziehen, mich selbst in Ihrer Wohnung zu empfangen, so wird mir Ihr Besuch jederzeit sehr angenehm sein.‘

„Er nickte beistimmend und sagte ohne langes Besinnen: ‚Da ich etwas von Ihnen zu hören hoffe, was Interesse für mich hat, so ziemt es sich wohl, daß nicht Sie sich zu mir bemühen, sondern ich zu Ihnen komme. Sie würden mich also sehr verbinden, wenn Sie mir Ihre

Wohnung und die Stunde nennen wollten, wo ich Sie noch heute sprechen kann.'

„Ich nannte ihm Straße und Nummer und gab als Gesprächszeit die Stunde um acht Uhr abends an.

„‚Ah,' sagte er, ‚da wohne ich ja dicht neben Ihnen, und ich habe es also nicht weit. So sage ich Ihnen denn: Auf Wiedersehen.'

„Er verbeugte sich dankend, reichte mir noch einmal seine Hand, und bald darauf entfernte er sich, wie auch die übrigen Gäste und ich sich allmählich von unserm Wirte verabschiedeten.

„Ich machte nach unserm Diner noch einen kleinen Spaziergang und war dabei etwas von Neugierde geplagt, was mir der amerikanische Diplomat zu sagen haben werde. Dann aber verfügte ich mich nach Hause, um mich auf den Besuch desselben vorzubereiten. Die Familie, bei der ich wohnte, war bald davon unterrichtet und ließ mich diesmal in meinem Zimmer allein, während sie sonst immer den Tee bei mir zu trinken pflegte.

„Es hatte noch nicht acht Uhr geschlagen, da ließ sich mein Besuch schon melden, und aus dieser Eile merkte ich von neuem, daß ihm die vorliegende Sache von Wichtigkeit sei. Nun, er trat bei mir ein, ich bot ihm eine Zigarre an, die er dankend ablehnte, und dann setzte er sich auf einen zufällig im Zimmer vorhandenen Schaukelstuhl, sichtlich erfreut, daß er dies bequeme, vaterländische Hausmöbel auch bei mir vorfinde.

„‚Ich will mich kurz fassen, mein Herr Oberst,' begann er sogleich das Gespräch, ‚denn ich möchte gern sobald wie möglich in der von Ihnen heute bei Tisch angeregten Sache klar sehen. Ich kann Ihnen auch nicht leugnen, daß sie mir von großer Wichtigkeit erscheint, und nun, wenn Sie mir Ihr Vertrauen schenken wollen, so erzählen Sie mir, woher Sie die Nachricht haben, daß ein Mr. Harry Duncan im vorigen Jahre im Berner Oberlande ums Leben gekommen sei.'

„Ich holte sogleich Ihren Brief herbei, worin sich jener Ausschnitt aus der Times befand, den Sie mir mitgeschickt haben und den ich Ihnen einliegend zurücksende, und reichte ihm den Zettel hin, wobei ich der Wahrheit gemäß berichtete, wie er in meine Hände gelangt, und daß Sie, der Briefschreiber und Fragesteller, der Arzt der Familie des Verstorbenen wären, also ganz natürlich großen Anteil an dem Schicksal derselben nähmen.

„Als ich diese Worte gesprochen, versank der amerikanische Herr in ein kurzes Stillschweigen und schaukelte sich heftig in seinem Stuhle hin

und her, als ob er ernstlich mit sich über etwas zu Rate ginge. Aber bald darauf erhob er sein ehrliches Gesicht ganz zu mir, sah mich mit seinen blauen Augen treuherzig an und sagte:

„‚Verzeihen Sie mir die Bewegung, die Ihre Berichterstattung notwendig in mir hervorgerufen hat, aber ich wiederhole Ihnen, daß das Schicksal dieses angeblich Umgekommenen mich auf das tiefste rührt. Nun denn, ja, was das Schicksal desselben betrifft, so kann ich Ihnen und Ihrem Freunde einen Trost sprechen und Ihnen beiden sogar die bestimmte Versicherung geben, daß dieser — dieser Mr. Duncan auf die von Ihnen erzählte und in dieser Zeitung angegebene Weise nicht umgekommen ist, und das teilen Sie Ihrem Freunde, dem Arzte, sofort mit, damit er auch der Familie des jungen Mannes diesen Trost überbringen kann.‘

„‚Wie?‘ rief ich erstaunt, ‚wie soll ich das verstehen, was Sie sagen? Wenn der junge Engländer nicht umgekommen ist, wie Sie mir auf das bestimmteste versichern, darf ich dann annehmen, daß er noch lebt?‘

„Der Amerikaner lächelte still vor sich hin und schaukelte sich wieder, aber immer langsamer und langsamer, bis er endlich den Stuhl anhielt und, wie mir schien, noch etwas zögernd und seine wahre Meinung zurückhaltend, sagte:

„‚Ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich schon gesagt: daß Harry Duncan nicht von einem Felsen herabgestürzt ist und nicht in der Umgegend von Interlaken begraben liegt.‘

„‚O, Mr. Charles H . . . . . t,‘ fuhr ich dringender fort, denn jetzt glaubte ich schon deutlicher in den Mienen des jungen Mannes zu lesen, was er, mit sich selbst im Kampfe, mir noch verschwieg, ‚lassen Sie uns doch ganz ehrlich gegeneinander verfahren, und sagen Sie mir alles, was Sie über jenen jungen Mann sagen können, an dem Sie einen ebenso großen Anteil nehmen, wie mein Freund, der Arzt, sonst hätte er mir ja nicht einen so ausführlichen Brief geschrieben, in dem aus jeder Zeile hervorgeht, daß er die eingehendste Beantwortung seiner Frage wünscht, damit er der unglücklichen Familie des Verschollenen einen sehr notwendigen Trost sprechen kann. Anstatt mir also mit nur halber Aufrichtigkeit zu sagen, daß er nicht von einem Felsen herabgestürzt und in oder bei Interlaken begraben ist, sagen Sie mir lieber die ganze Wahrheit und gestehen Sie ein, daß er lebt.‘

„Der Amerikaner kämpfte offenbar von neuem einen schweren Kampf mit sich selber, diesmal aber war derselbe viel kürzer als vorher,

und endlich sagte er, während ich schon in seinem auf mir ruhenden Auge das Folgende las:

„‚Nun denn, ja, hier helfen keine diplomatischen Ausflüchte mehr und nach meiner Ansicht der Sache — namentlich wie sie jetzt liegt — sind sie auch durchaus nicht mehr notwendig und könnten sogar, wenn sie noch länger in Anwendung gebracht würden, die verworrene Angelegenheit nur noch mehr verwirren. Also ja — Mr. Harry Duncan lebt, und nun, da ich Ihnen soviel gesagt, will ich auch noch etwas anderes hinzufügen, was Sie Ihrem Freunde, dem Arzte seiner Familie, getreulich mitteilen mögen. Jedoch muß ich die Bedingung dabei stellen, daß ich vor der Hand noch nicht mit der Frage behelligt werde, wo Mr. Duncan seinen Aufenthalt genommen hat, und unter welchen Verhältnissen er lebt, denn ich habe ihm gelobt, daß ich gegen jedermann darüber schweigen will. Auch würde ich Ihnen nicht soviel gesagt haben, wie Sie wirklich gehört, wenn eben seine Verhältnisse nicht augenblicklich der Art wären, daß ein völliger Umschwung derselben zum Bessern zu erwarten steht. Und das eben ist es, was Sie Ihren Freund wissen lassen mögen, daß nämlich das Schicksal des Verschollenen, über welches seine Verwandten mit Recht so sehr besorgt sind, bald eine vor kurzem noch ganz unvermutete Wendung nehmen wird, und sobald ich darüber etwas Bestimmtes erfahre, was ich jeden Tag erwarten kann, werde ich Mr. Duncan selbst davon benachrichtigen, der über sich und seine Zukunft ebenso im Unklaren ist, wie seine Familie darüber, ob er lebt oder nicht. Ich habe schon lange nicht mehr an ihn geschrieben, weil ich ihn mit ungewissen Hoffnungen — aus Gründen, die ich für mich behalten möchte — nicht täuschen durfte, und erst, wenn ich alles klar und fertig vor mir habe, darf und werde ich ihn dem Verhängnis entreißen, dem er unglücklicherweise schon so lange verfallen ist.‘

„Als der liebenswürdige Diplomat mir das gesagt, senkte ich sinnend den Kopf, denn mir war vieles in seiner Rede durchaus unverständlich geblieben, wozu ich allerdings in meiner halben Kenntnis der Sache nicht den rechten Schlüssel besaß. Endlich aber fiel mir etwas in seiner Offenbarung besonders auf, und ich deutete es ihm auch ehrlich an, indem ich sagte:

„‚Gut, ich danke Ihnen für alles, was Sie mir über diesen Mr. Duncan vertraut haben, aber wie kommen Sie, das Mitglied der nordamerikanischen Gesandtschaft, dazu, das alles zu wissen, während der englische Diplomat, der heute bei unserm Diner zugegen war, den

jungen Mann nicht persönlich zu kennen schien, obgleich sein Name ihm, seiner eigenen Aeußerung und seinem eigentümlichen Benehmen nach, sehr wohl bekannt war?'

„Mr. Charles H . . . . . t lächelte auf eine Weise, daß ich sah oder zu sehen glaubte, wie diese Frage ihm etwas ungelegen kam, allein er faßte sich bald wieder und sagte, den blonden Kopf langsam hin und her bewegend:

„‚O, diese Frage zu beantworten, dürfte doch wohl nicht sehr schwer sein, und ich glaube, Ihnen mit wenigen Worten die Erklärung darüber zukommen lassen zu können. Wie kann denn jedes Mitglied der englischen Gesandtschaft alle Engländer im Auslande kennen oder genau von ihren Verhältnissen unterrichtet sein? Viele tausend Engländer leben jahraus, jahrein im Auslande und werden durchaus nicht so streng überwacht, wie es etwa mit den Polen von seiten Rußlands geschieht. Mr. Harry Duncan ist eben ein Engländer und — erfreut sich der freien Institutionen seines Landes, die freilich' — und hier spielte ein fast wehmütiger Zug um die Lippen des Redenden — ‚auch nicht immer von Fehlern frei sind, wie mir — ich sage m i r — gerade der vorliegende Fall beweist. Daß ich aber, mein Herr' — und hier leuchtete das blaue Auge des Amerikaners wahrhaft stolz und feurig auf — ‚mit den Verhältnissen Mr. Duncans viel genauer bekannt bin, als ein Mitglied seiner eigenen Gesandtschaft, das hat allein darin seinen Grund, daß ich — schon lange mit ihm persönlich bekannt und sogar — befreundet bin, und daher allein stammt auch das innige Interesse, welches ich an seinem traurigen Schicksal nehme.'

„Nachdem der junge Diplomat diese Worte mit einer wahren Erhebung seines ganzen Wesens gesprochen, stand er von seinem Stuhle auf und nahm seinen Hut. Ich war von dem ganzen Vorgange so bewegt und ergriffen, daß ich sogar die Fragen vergaß, die ich ihm in betreff seines englischen Freundes noch vorzulegen beabsichtigt hatte, und so dankte ich ihm für seinen Besuch und seine Mitteilung, und er, nachdem er sich mit wenigen Worten verabschiedet, verließ mich.

„Hier, mein lieber Doktor, haben Sie alles, was ich in bezug auf Ihren Auftrag in Erfahrung bringen konnte, und ich glaube fast, daß Sie mehr empfangen, als Sie erwartet hatten. Wenigstens soviel steht fest, daß der Sohn der liebenswürdigen Familie, der Sie Ihre Teilnahme geschenkt, nicht gestorben, sondern dem Leben und den Seinigen erhalten ist, ihnen auch wohl ohne allen Zweifel wiedergegeben werden

wird. Wie und wann das geschehen wird, kann ich freilich nicht wissen und überlasse Ihrer Einsicht und der Zukunft die Lösung dieses mir sehr interessant erscheinenden Rätsels.

„Leben Sie wohl! In acht Tagen denke ich wieder daheim zu sein und hoffe Sie noch auf dem Abendberge vorzufinden, dem ich gleich in den ersten Tagen nach meiner Rückkehr einen Besuch abzustatten gedenke, und dann wollen wir mehr über den vorliegenden Fall sprechen, und Sie sollen mir erzählen, welchen Eindruck die neue Mitteilung über das Geschick des jungen Engländers auf seine Familie hervorgebracht hat.

„Herzlichen Gruß von Ihrem treuen Arnold."

* * *

Als ich diesen Brief zu Ende gelesen, sank mir das letzte Blatt aus der Hand, und ich starrte eine Weile ganz beklommen vor mich hin. Ich konnte den mir wunderbar vorkommenden Inhalt noch gar nicht fassen und mich nur schwer in die neue Lage versetzen, in der sich von nun an Mrs. Duncan und ihre Familie befanden, und in die ich mich selbst ihnen gegenüber zu stellen hatte. Erst nach geraumer Zeit nahm ich den Brief zum zweitenmal auf, durchlas noch einmal aufmerksam einige Stellen und faltete ihn dann mit zitternden Händen zusammen, um ihn sorgsam in meine Brusttasche zu stecken. Aber dabei fluteten so viele Gedanken durch mein Hirn und so viele Empfindungen der seltensten Art bestürmten mein Herz, daß ich sie unmöglich im engen Zimmer bewältigen konnte, und es zog mich mit Macht ins Freie hinaus, wo ich eine Weile ziellos und hastig auf- und niederlief und das Wogen und Stürmen in meiner Brust zu bekämpfen suchte.

Endlich war es mir auch gelungen, und nun erst kam ich zur ruhigen Ueberlegung der gegenwärtig vor mir liegenden Aufgabe. „Ja," sagte ich zu mir, „dieser Brief bringt allerdings mehr Neues, als ich erwartet habe. Soviel ist gewiß: die Unglücksbotschaft in jenem Zeitungsblatt, die das ganze Unheil der Familie angerichtet hat, war falsch, und alle Unternehmungen derselben mußten also auch natürlich ebenso überflüssig wie vergeblich sein. Ah! Diese Mitteilung müssen die armen Frauen bald erfahren, und ich bin dazu auserlesen, sie ihnen zu überbringen. O, das ist allerdings eine köstliche Aufgabe für mich, denn nun werden ja wohl ihre bittersten Schmerzen ein Ende haben, und ein neues Leben voller Hoffnung und Zuversicht wird vor ihnen tagen, denn alle übrigen Schwierigkeiten, in denen sie sich in betreff Harry Duncans be-

finden, werden wohl nicht so groß sein, daß sie nicht durch die Nachricht, daß er noch lebt, beseitigt oder wenigstens gemildert werden könnten. O, o, welches Glück ist mir da wieder einmal beschieden! Aber die Aufgabe, die mir dabei zugefallen, auf die rechte Weise zu lösen, wird nicht ganz leicht sein, da ich die armen Frauen ja nur allmählich auf die unerwartete Tatsache vorbereiten kann."

„Und wie seltsam ist es," sagte ich ferner zu mir, „daß mir gerade jetzt und hier dieser Brief mit dem abgeschlossenen Geschick einiger mir so wert gewordener Menschen in die Hände fällt, wo ich im Begriff bin, dem Schicksal eines anderen Unglücklichen näher zu treten! Es ist das sehr merkwürdig, aber mir fehlt es nicht an analogen Vorkommnissen in meinem Leben, und ich weiß ja aus alter Erfahrung, daß die Vorsehung, nicht immer, nein, aber doch oft dafür sorgt, daß ein Unglück im Menschenleben durch das Dazwischenwerfen eines Glücksfalls gemildert und gewissermaßen neutralisiert wird. Ja, das erlebe ich hier wieder, denn während ich hier noch in großer Sorge um des armen Mr. Scotts Zustand bin und die Folgen seines jetzigen traurigen Verhältnisses noch nicht überschauen kann, erfahre ich, daß meine frühere Sorge um jene bemitleidenswerten Frauen zu Ende ist und sich sogar in eine unerwartete Freude verwandelt hat. Ja, so geht es oft im Leben und wohl dem, dem das Unglück nicht immer in doppelter Gestalt erscheint, wie so häufig, und der über das eine lächeln kann, wenn sein Herz noch voll bitterer Sorge über das andere ist. So will ich denn die mir zugefallene Aufgabe mit Ruhe und Fassung zu lösen versuchen und getrost an die Arbeit gehen, denn daß ich damit noch nicht über alle Berge bin, wie ich hier so hoch über so vielen stehe, das sagt mir eine innere Stimme."

So oder ähnlich lautete damals mein langes Selbstgespräch, aber ich fühlte mich infolge der eben erhaltenen Nachrichten und des Nachdenkens darüber in eine solche Aufregung versetzt, daß ich mehr Zeit zu meiner eigenen Beruhigung bedurfte, als ich für möglich gehalten. Es waren bereits Stunden vergangen, seitdem Christen mir den bedeutungsvollen Brief gebracht, und ich wußte es kaum, denn ich hatte an die Berechnung der Zeit nicht gedacht, wie mir auch anderes ganz aus der Erinnerung gewichen zu sein schien. Da aber fiel mir plötzlich mein armer Kranker oben in der Hütte ein, und rasch stieg ich wieder zu ihr empor, um durch das Fenster in sein Schlafzimmer hineinzuschauen.

Ich nahm noch keine Bewegung darin wahr, er lag noch ruhig in seinem Bett und schlief fest, was mir in diesem Augenblick doppelt er-

wünscht war, da ich erst ganz mit mir zur Ruhe kommen wollte, bevor ich mich in eine neue Aufregung begab, die unzweifelhaft an mich herantreten mußte, wenn er wirklich ausführte, was ich mit ziemlicher Sicherheit erwartete, nämlich mir endlich sein ganzes Vertrauen schenkte und mir seine Lebensschicksale erzählte.

So begab ich mich denn in die Küche, um wiederum mein eigener Koch zu sein, denn ein nagendes Gefühl im Magen erinnerte mich daran, daß ein Mensch, der innerlich mit so schwer wiegenden Gedanken und Empfindungen beschäftigt ist, auch der leiblichen Speise bedarf, um seine Kräfte aufrecht zu erhalten und sich zu ferneren Unternehmungen geschickt zu machen.

Erst als ich mit meiner Mahlzeit fertig war, zog ich meine Uhr hervor und fand zu meinem Erstaunen, daß der Nachmittag bereits vorgerückt war. Der ganze Tag war mir unter den verschiedenen, so rasch aufeinander folgenden Gemütsbewegungen und dem Nachdenken darüber förmlich unter den Händen weggeschwunden, und ich hätte es nie für möglich gehalten, daß in einer so isolierten Lage die Zeit so flüchtig sein könne, wenn ich es jetzt nicht an mir selbst erfahren hätte.

Endlich um fünf Uhr, als ich noch einmal in das Fenster Mr. Scotts blickte, sah ich, daß er erwacht war und im Bette aufrecht saß, sich auch bereits die langen Haare und den Bart kämmte, was ich als eine gute Vorbedeutung seines Befindens aufnahm, denn ich wußte als Arzt sehr genau, daß, wenn ein Kranker erst an die Wiederherstellung seiner äußeren Erscheinung, also an seine Toilette denkt, die schwerste Krisis seines Leidens überstanden ist, und man mit Sicherheit auf seine völlige Genesung rechnen kann.

Ich ließ ihn noch einige Zeit gewähren, und erst, als ich annehmen konnte, daß er mit seiner leichten Arbeit zustande gekommen, begab ich mich zu ihm und begrüßte ihn mit freundlichen Worten, indem ich meine Freude aussprach, daß er so lange geschlafen und sich wahrscheinlich nun auch in besserer Stimmung befinde.

Er lächelte mich zum erstenmal mit einer merklichen Heiterkeit an und reichte mir ruhig die Hand, die ich durchaus frei von allem Fieber und warm wie bei einem gesunden Menschen fand. Auch sein übriges Befinden, wie ich bald erfuhr, ließ nichts zu wünschen übrig, und als ich mein Auge forschend in das seine senkte, nahm ich darin eine wunderbare Veränderung wahr, die mich noch mehr mit neuer Hoffnung und Freude erfüllte.

Sein blaues Auge hatte zwar immer noch seinen schwärmerischen Blick bewahrt, aber es schaute mir klar und von dem früheren Schleier befreit entgegen. Auf seiner Miene lag eine gewisse innere Zufriedenheit, und die trübselige Spannung, die sie so oft und lange gezeigt, war fast ganz daraus verschwunden. Er betrachtete mich, wie ich sofort wahrnahm, diesmal mit besonderer Aufmerksamkeit und Teilnahme, und sein Blick hatte dabei etwas Fragendes angenommen, was ich mir richtig deutete und was er mir bald auch selbst durch seine Worte kundgab.

So atmete ich denn, nachdem ich ihm einige Fragen vorgelegt und aus seinen Antworten immer mehr Anzeichen erhalten, daß er sich wohler denn je befinde, auch in dieser Beziehung erleichtert auf, und ich setzte ganz bestimmt voraus, daß ich nun endlich an das Ziel gelangen würde, das ich mir schon so lange vorgesteckt. Allein soweit waren wir für jetzt noch nicht, und es sollten noch mehrere Stunden vergehen, bis mir auch hier eine Erklärung zuteil ward, wie ich sie in anderer Weise an diesem so bedeutungsvollen Tage aus dem Briefe meines Schweizer Freundes erfahren.

Endlich aber, nachdem wir noch mancherlei hin und her gesprochen, wandte sich Mr. Scott mit einem raschen Entschluß zu mir und sagte:

„Herr Doktor, ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich befinde mich mit einem Male so wohl, als ob mir die göttliche Vorsehung plötzlich Genesung ins Herz gehaucht. So kann ich denn nicht länger untätig im Bette liegen und will lieber aufstehen und einmal wieder nach längerer Zeit Gottes frische Luft einatmen, die, ich fühle es, mir durchaus notwendig ist. Ich habe mir auch vorgenommen, heute noch etwas anderes zu tun, und das soll geschehen, wenn ich auf meinen Füßen stehe, und da sollen Sie sich überzeugen, daß noch Manneskraft und Entschlossenheit genug in mir ist, um noch einmal einen Blick in mein vergangenes Leben zu werfen. Ja, ich muß aufstehen und sogleich. So lassen Sie mich denn einige Zeit allein, damit ich mich ankleiden kann, und dabei habe ich noch manches zu überlegen, was ich — mit Ihnen heute abend unternehmen will."

Ich drückte ihm meine Befriedigung darüber aus und verließ ihn, um wieder einen kurzen Spaziergang zu machen und abermals mit mir zu Rate zu gehen, was mir unter den jetzt obwaltenden Umständen geradezu eine innere Notwendigkeit geworden war. Als ich aber nach einer Stunde zurückkehrte und das einsame Blockhaus wieder erreichte,

fand ich noch alles in der Umgebung desselben still, und ich schloß daraus, daß mein Patient noch nicht mit seinen Vorbereitungen fertig sei. Da ich ihn darin nicht stören und ihm jetzt in keiner Weise hinderlich in den Weg treten wollte, um ihn sich ganz allein selbst zu überlassen, hielt ich mich, zwischen den Alpenrosen hin und her schreitend, vor der Tür auf und beobachtete die Erscheinungen in der Natur, die mit einem Male wieder meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen und in der Tat auch ganz dazu angetan waren, mein Herz mit Wonne zu erfüllen.

Die untergegangene Sonne hauchte den westlichen Himmel und etwa darüber hinsegelnde Wolken glühend an. Von ihren äußersten Spitzen an begann sich die ganze Riesenkette der Alpen zuerst mit einem zart angehauchten Rosarot, dann bis zum intensiven Purpur und endlich mit der Farbe des Kupfers zu bedecken, die sich bis auf den Fuß der zunächst liegenden Berge erstreckten und die ganze sichtbare Welt in ihren köstlichen Mantel hüllten.

Es war ein großer, ein schöner, ein unvergleichlich erhabener Anblick, und ziemlich lange dauerte er heute. Mein Herz schauerte dabei in selten empfundener Wonne auf, und unwillkürlich falteten sich meine Hände, um dem großen Schöpfer mein Dankopfer darzubringen. Allmählich aber erloschen die Farben wieder, die dunklen gingen in hellere über, bis auf einen Schlag die Eisberge wieder in ihrem gewöhnlichen kreideweißen Kleide dastanden und durch den so schnell hervorgebrachten Kontrast den Eindruck hervorriefen, etwa wie ein blühendes Menschenantlitz es tut, wenn es aus dem vollsten Leben plötzlich in den Tod versinkt, und dann seine Wangen sich mit der Bläße des Todes bedecken.

Starr auf diese Vorgänge hinblickend, stand ich stumm eine Weile voller Betrachtung da, ohne eine weitere Empfindung, als nur die des Schauens zu haben — aber was war das? Das hatte ich ja noch nie gesehen und konnte es mir anfangs auch gar nicht erklären. Denn plötzlich, als erstände eine neue Sonne im Osten, begannen sich die erhabenen Berghäupter noch einmal mit sichtbarer Glut zu bedecken, nur war sie viel zarter, feiner und noch kürzere Zeit dauernd als vorher. Endlich, der neuen Erscheinung alle meine Gedanken widmend, wandte ich mein Auge nach Osten, und da war mir mit einem Male das schöne Rätsel erklärt. Denn über dem stolzen Schneeberge hervor, ganz langsam schleichend, war der Mond am klaren Osthimmel heraufgestiegen und übergoß nun mit seinem ersten und perlreinsten Lichte die erhabenen Felsstirnen, wie es vorher die scheidende Sonne getan.

Da, als ich so stand und in stilles Schauen und Staunen über die Schönheit der Natur versunken war, schrak ich plötzlich zusammen. Eine menschliche Hand hatte sich von hinten her sanft auf meine Schulter gelegt und ließ mir auf so liebevolle Weise ihren Gruß zukommen. Ich drehte mich um, und da stand Mr. Scott mit seltsam leuchtenden Augen und wunderbar belebtem Gesicht vor mir, wie ich ihn noch nie zuvor gesehen. Auch schien er mir viel größer und stattlicher in der dämmerigen Abendbeleuchtung zu sein; in seiner Haltung verriet sich keine Schwäche und Hinfälligkeit mehr, und es sah geradeso aus, als ob er den bösen Feind, der ihn bisher unterjocht, abgeschüttelt und von sich geworfen hätte. — Dabei lächelte er mich mit einem wunderfrohen Gesichtsausdruck an und sagte, fast nur flüsternd: „Nicht wahr, das war eben schön, sehr schön? Ja, ich habe es auch mit angesehen, habe schon lange hinter Ihnen gestanden und mich mit Ihnen darüber gefreut. Aber nun sagen Sie mir — Sie sind also noch immer bei mir, obgleich es schon so spät ist, und Sie wollen also auch diese Nacht noch hier bleiben, da es doch in betreff meiner Gesundheit kaum noch nötig ist?"

„Gewiß," sagte ich, ihm meine Hand reichend, die er schnell ergriff, als fürchte er, er könne mich dennoch sehr bald aus seiner Nähe verlieren, „gewiß will ich auch die zweite Nacht bei Ihnen bleiben, wenn Sie mich behalten wollen, da ich ja ein so gutes Bett bei Ihnen gefunden und vortrefflich geschlafen habe. Uebrigens hege ich dabei eine besondere Hoffnung, Mr. Scott, nämlich die, daß Sie mir endlich erzählen, was Sie schon lange gewollt, damit wir uns nicht mehr wie zwei Fremde gegenüberstehen, sondern auch wirkliche Freunde werden. So lange, bis Sie mir nicht dieses Vertrauen geschenkt, betrachte ich meine Aufgabe bei Ihnen noch nicht vollendet, womit ich die sichere Hoffnung verbinde, daß Sie sich, wenn Sie sich erst diese Erleichterung verschafft, auf dem Wege der völligen Genesung befinden und meiner Gegenwart nicht mehr so wie bisher benötigt sein werden, wenn ich auch ferner fortfahren will, Ihnen meine ganze Teilnahme zu widmen und Ihnen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, soweit es in meinen Kräften liegt."

Als ich diese Worte mit warmer Hingebung sprach, schaute er ernst, aber nicht mehr so traurig, sondern mit festem, entschlossenem Blick vor sich nieder, nickte dann mit seinem dunklen Kopf und sagte ruhig und klar:

„Ja, Herr Doktor, Sie haben es erraten, ich bin dazu entschlossen, Ihnen endlich etwas zu erzählen, was Sie schon lange wissen wollten;

aber nicht hier draußen im Freien will ich das tun. Begleiten Sie mich also in das Zimmer, wo Sie nachher schlafen werden; ich habe bereits die Läden geschlossen, und die trauliche Lampe brennt, um uns zu einer recht ernsten Betrachtung eines seltsamen Menschenschicksals zu leuchten. Kommen Sie hinein und lassen Sie mich bald beginnen, denn meine Erzählung wird etwas lange dauern und Sie noch mehrere Stunden vom Schlafe fern halten; ich aber fühle in mir endlich die Kraft zum Sprechen und möchte den günstigen Augenblick dazu nicht wieder verrinnen lassen."

„Ich komme schon!" sagte ich mit hochaufschlagendem Herzen, aber mehr konnte ich nicht sagen, denn mir lag es etwas bang und voll auf der Seele, daß ich schon wieder der Enthüllung eines Menschenschicksals entgegengehen sollte, von dem ich noch keine Ahnung hatte, wie es beschaffen sei, und was ich zu der besseren Gestaltung desselben tun könne.

So schritten wir denn beide schweigend der Blockhütte zu, und als wir in den Flur eingetreten waren und die Tür hinter uns verriegelt hatten, öffnete Mr. Scott sein Wohnzimmer, und bald saßen wir vertraulich nebeneinander auf dem Ruhebett, das nachher mein Nachtlager bilden sollte. Vor uns auf dem Tische aber standen eine Flasche edlen Weins und zwei Gläser, von denen das eine Christen erst diesen Morgen von Sterchi mit heraufgebracht, da Mr. Scott bisher nur eins besessen hatte.

„Bedienen Sie sich," sagte mein jetziger Wirt und deutete auf die Flasche und die Gläser. „Ich denke, ich werde heute abend auch ein Glas davon trinken dürfen, denn ich gebrauche Kraft und Ausdauer zu meiner Erzählung und weiß vorher, daß sie mich stark angreifen wird, da ich ja zum erstenmal in meinem Leben vor einem Menschen sitze, dem ich mich und mein Schicksal ganz enthüllen will."

Ich entkorkte die Flasche rasch, goß die beiden Gläser mit dem dunklen Frankenwein voll und saß dann in voller Erwartung des nun Kommenden da.

18.

„Ja," begann Mr. Scott seine Erzählung, nachdem er bedächtig von dem feurigen Wein getrunken, als ob er sich dadurch zu seinem Vorhaben stärken müsse, „es drängt mich, was ich früher nie für möglich gehalten, jetzt fast mit Gewalt dazu, einmal mit einem Menschen über mein seltsam trauriges Schicksal zu sprechen, um dann von ihm zu vernehmen,

wie er mein Leben auffaßt, und was er über mich urteilt. Ich habe lange geschwankt und mit mir im Kampfe gelegen, ob ich gerade Ihnen dieses mein Schicksal anvertrauen sollte, und ich hätte vielleicht nicht den Mut dazu gefunden, wenn der Zustand innerer Verzweiflung, in den ich seit einigen Tagen und namentlich seit jenem Föhnsturm verfallen, der mich ganz unvorbereitet traf und meine ganze Seele erschütterte, mich nicht mit unwiderstehlicher Kraft dazu gedrängt hätte. Ja, ich will ehrlich gegen Sie sein: schon am Tage vor Ausbruch dieses Sturmes, als die ganze mich umgebende Atmosphäre und die Berge da drüben in einen traurigen gelben Nebel gehüllt waren, hatte ich mich eigentlich zu dieser Mitteilung gegen Sie entschlossen, und kaum konnte ich den mich dazu drängenden Trieb bis zum Abend bewältigen, nachdem ich den ganzen Tag vergebens auf Sie gewartet, obgleich ich mir nachher wohl sagte, daß es Torheit von Ihnen gewesen wäre, wenn Sie bei dem drohenden Unwetter den Weg nach der Alp allein angetreten hätten. So machte ich mich denn gegen Abend selbst auf den Weg, um Ihnen womöglich irgendwo zu begegnen und Sie von meiner Absicht zu unterrichten, ja, indem ich an keine Gefahr dachte, stieg ich vorsichtig nach Sterchis Hause hinab, in der Hoffnung, Sie selbst oder den alten Peter oder Jakob zu treffen, die Sie benachrichtigen könnten, daß ich Sie sprechen wolle. Allein ich traf keinen von allen dreien, obwohl ich mich, vom inneren Drange gestachelt, bis auf die Hausalp hinauswagte, was ich bisher noch nie getan, indem ich aus dem oberen Walde von Baum zu Baum langsam niederstieg, da mir auf diesem Wege ja gewiß kein Unberufener begegnen konnte. So kehrte ich unverrichteter Sache und tief bekümmerten Gemüts wieder in meine Einsamkeit zurück und streckte mich auf mein Lager, das mir zum längeren Krankenlager wurde, nachdem der Föhnsturm in der nächsten Nacht meine letzte Widerstandskraft vollkommen gelähmt hatte.

„Allein Gott wollte mich in meinem tiefen Elende nicht vergehen lassen, vielmehr sandte er mir einen Retter und Tröster, dessen Gegenwart allein schon so heilsam auf mich wirkte, daß ich von neuem selbst an meine Wiedergenesung glaubte, als ich seiner nur ansichtig ward. Nun aber, da Sie so wacker und treu an meiner Seite ausgeharrt und mir durch Gottes Gnade wirklich diese Genesung gebracht haben, muß ich mich Ihnen, dem einzigen mir zugänglichen fühlenden Wesen, vertrauen, denn ich kann die Einsamkeit, die mich hier umgibt, und nachdem ich durch Sie mit der Menschheit wieder in nähere Berührung geraten bin,

nicht länger ertragen, obgleich ich sie anfangs mit allen Kräften und Wünschen meiner Seele suchte, und sie mich auch, als ich sie hier gefunden, in der ersten Zeit befriedigte, ja, in manchen ruhigen und friedlichen Stunden sogar verhältnismäßig beglückte.

„Und nun zu meiner Geschichte, Herr Doktor, und da muß ich Ihnen vor allen Dingen zuerst ein Geständnis ablegen, welches Sie in einige Verwunderung setzen wird. Ich bin, mit einem Wort, nicht der, für den Sie mich bisher gehalten haben. Ich heiße weder Humphrey Scott, noch bin ich ein Amerikaner, wie Sie geglaubt und ich Ihnen selbst gesagt —"

„Ah!" rief ich, den Sprechenden unwillkürlich unterbrechend, im höchsten Erstaunen aus, denn in mir dämmerte plötzlich die wie im Nebel verschwommene Ahnung auf, daß ich in diesem Augenblick vor der Enthüllung eines merkwürdigen Rätsels stände, dessen ganzer Umfang und Inhalt, ich bekenne es ehrlich, jetzt zum erstenmal vor meine Seele trat, da ich bisher zwei ganz getrennte Verhältnisse vor mir zu haben geglaubt, die jetzt wider alles Erwarten im Begriff standen, sich in eins zusammenzuziehen. Aber mir war dabei so wunderbar zu Mute, wie mir noch niemals im Leben zu Mute gewesen war. Ich war so erschrocken und von einer inneren, tiefen Bewegung ergriffen, daß ich sie kaum bewältigen und den Augen des Erzählers verbergen konnte. Meine ganze Seele flutete, und hätte ich dem ersten mich ergreifenden Antriebe folgen müssen, so wäre ich ihm schon jetzt in die Rede gefallen und hätte ihm gesagt, daß er mir nur noch sehr wenig zu sagen, daß ich einen Teil seines Schicksals bereits erraten habe, und daß er mir nur noch einen anderen Teil desselben enthüllen könne. Allein ich bezwang mich mit aller Gewalt, nur wagte ich im ersten Moment nicht, mein Auge zu Mr. Scott zu erheben, weil ich fürchtete, er werde in meinen Blicken lesen, was meine ganze Seele erfüllte. Indessen, Mr. Scott, ganz und gar mit seinem augenblicklichen Vorhaben beschäftigt, hatte seine Aufmerksamkeit glücklicherweise nicht auf mich gerichtet, und, in seiner eben begonnenen Erzählung ruhig fortfahrend, nahm er den Faden derselben unmittelbar da auf, wo ich ihn mit meinem Ausruf der Verwunderung unterbrochen hatte.

„Nein," sagte er, „ich bin kein Amerikaner und führe auch nicht den Namen, unter dem Sie mich kennen gelernt, und daß ich dies, mein größtes Geheimnis, Ihnen, dem ersten Menschen, dem ich seit meinem Unglück ein solches Vertrauen schenke, mit so großer Ruhe sagen kann,

mag Ihnen beweisen, wie unbegrenzt das Vertrauen ist, das Sie mir eingeflößt haben und welches mit jedem Augenblick, den ich mit Ihnen verbracht, gewachsen und endlich bis zu der Höhe gediehen ist, auf welcher es sich gegenwärtig befindet. Wie ich aber heiße und wer und was ich bin, sollen Sie teils im Laufe meiner Erzählung, teils dann erfahren, wenn ich mit derselben zu Ende bin, und nun will ich Ihnen meine Schicksale so getreu und wahrheitsgemäß enthüllen, wie es nur ein Mensch vor einem anderen glücklicheren vermag, dem Gott selbst das Tröster- und Helferamt gegeben hat.

„Ich bin der Sohn eines sehr wohlhabenden Mannes, der meist in London oder zur Sommerzeit auf seinem Gute lebte und außer mir nur noch eine Tochter hatte, die sechs Jahre jünger ist als ich Mein Vater war ein ernster, strenger, doch sehr einsichtsvoller Mann, der von Anfang an darauf hielt, daß ich eine gute Erziehung genoß und etwas Reelles lernte, um, auch ohne mich auf sein Vermögen zu stützen, mir durch eigene Kraft durchs Leben helfen zu können. Indessen lebte er nicht solange, um mich in eine erwünschte Laufbahn gelangen zu sehen, denn schon als neunjähriger Knabe wurde ich vaterlos. Meine Mutter erbte von meinem Vater nicht nur eine ziemlich bedeutende Rente, sondern auch einen reizenden Witwensitz. Ich selbst ward als Extraneer in Eton erzogen, von wo ich, nach dem Wunsch und Willen meines Vaters, nach erhaltener Vorbildung, zur Marine Ihrer Majestät übergehen sollte, da mein Vater eine gewisse Vorliebe für dieselbe gehabt und in früheren Zeiten auch selbst ein angesehener Seemann gewesen war. Auch auf mich war diese Neigung zur See übergegangen, und nach glücklich bestandenem Examen trat ich, durch verschiedene glückliche Umstände begünstigt, unmittelbar aus der Schule den Dienst eines Aspiranten auf einem Kriegsschiff Ihrer Majestät an.

„Meine Mutter war oder ist, so Gott sie bis heute am Leben erhalten hat — und mir ist keine Kunde zu Ohren gekommen, daß sie dem grausamen Schmerz, den ich ihr unschuldigerweise bereitet, erlegen ist — eine edle, weichherzige und für das Wohl ihrer Familie lebende Frau, die besonders mir mit zärtlicher Liebe zugetan war und mich in vorgerückteren Jahren fast mehr als einen jüngeren Freund denn als ihren Sohn behandelte, allein sie litt bisweilen an einer gewissen nervösen Reizbarkeit und Charakterschwäche, die sie die Wichtigkeit der sie umgebenden Verhältnisse bald zu hoch und bald zu gering anschlagen ließ, und diese oft bis zur Krankheit sich steigernde Reizbarkeit habe ich, wie

mir scheint, von ihr geerbt, und sie war es, die zum großen Teil mich zu dem unglückseligen Menschen machte, als welcher ich Ihnen vor Augen getreten bin. Sie kam bei mir schon in früher Jugend bei kindischen Anlässen zum Vorschein, verstärkte sich aber von Jahr zu Jahr und wuchs zuletzt zu einer mich so gewaltig beherrschenden Macht an, daß sie auch mich, wie meine Mutter, die Bedeutung der mich umgebenden Verhältnisse ganz und gar verkennen ließ.

„Meine erste Seefahrt führte mich nach längerem Umherkreuzen an der schottischen und dann an der spanischen Küste nach New York, wo ich einige Monate verweilte und Zeit genug hatte, den besten Freund meines verstorbenen Vaters und meinen Taufpaten, der zugleich der geehrte Freund meiner Mutter war, kennen und lieben zu lernen. Er war ein sehr reicher, unabhängiger und dabei praktischer Mann, ein Matador in der Kaufmannswelt, der einem bedeutenden überseeischen Geschäft vorstand, aber er war ebenso wie durch seinen Reichtum, durch seine Liebenswürdigkeit und allgemeine Bildung ausgezeichnet. Seine Frau war schon lange tot, und er hatte von ihr nur zwei Söhne, deren älterer im Geschäft seines Vaters tätig war, und deren jüngerer — eben mein späterer Freund — sich der diplomatischen Karriere widmete und zu diesem Behufe später nach England kam, um seine Studien daselbst zu vollenden, nachdem er den besten Grund dazu in seiner Vaterstadt selbst gelegt hatte. Mit diesem jüngeren Sohn, der mit mir im gleichen Alter stand, schloß ich damals in New York eine herzliche Freundschaft, die bis auf diesen Tag gedauert hat und mir, wie Sie alsbald hören werden, später von ungeheurem Vorteil gewesen ist.

„Wie innig und treu der Vater meines Freundes, Charles H.....t, meinem eigenen Vater ergeben gewesen war, bewies er mir erst nach seinem Tode, der ein Jahr vor meinem großen Unglück erfolgte, denn als sein Testament eröffnet wurde, ergab sich, daß er mir, seinem Täufling, eine jährliche Rente Zeit meines Lebens ausgesetzt, deren Kapital in New York angelegt war und welches niemand antasten durfte, solange halbjährlich die Quittungen von meiner Hand mit dem gerichtlichen Zeugnis einliefen, daß ich noch am Leben sei. Sollte ich jedoch sterben, lautete es in dem Testament, so sollte sein zweiter Sohn, mein Freund Charles, in den Genuß dieser Rente treten, und dessen älterer Bruder, der anderweitig reichlich genug abgefunden war, nie die Hand dagegen erheben dürfen.

„Wie weise und vorbedacht dieses Vermächtnis war, ergab sich erst in

der Zukunft, denn hätte ich diese Rente nicht bezogen, und wäre sein zweiter Sohn nicht zu meinem dereinstigen Erben darin bezeichnet worden, so würde vieles im Leben anders mit mir gekommen sein, ich würde nicht imstande gewesen sein, mein Schicksal auf die Weise zu tragen, wie ich es jetzt ertrage, und Sie würden mich nicht hier gefunden haben, denn um meine Unabhängigkeit von aller Welt in bezug auf meine pekuniären Mittel wäre es geschehen gewesen.

„Seit jener meiner ersten Reise nach New York nun kam ich noch öfter dahin, und jedesmal schloß sich das Band zwischen der Familie H . . . . . t und mir noch enger und fester. In seinem achtzehnten Lebensjahre aber kam mein Freund Charles nach England, um seine Studien in Oxford zu beendigen, und so sahen wir uns auch mehrmals in London wieder, wohin auch ich bisweilen zurückkehrte, um auf englischem Boden die Freundschaft fortzusetzen, die so heilvoll auf amerikanischem begonnen hatte.

„Als mein Freund nämlich seine Studien in Oxford beendet, wurde er nach kurzem Aufenthalt in New York und Washington seiner vaterländischen Gesandtschaft in London zugeteilt, wo er mehrere Jahre als Attaché verblieb, bis er endlich als Sekretär an die zu Bern versetzt wurde, und zwar gerade zu einer Zeit, von der ich später noch mehr zu erzählen haben werde, da sie die traurigste und verhängnisvollste meines ganzen Lebens war.

„Zuvor jedoch verlebte ich einige verhältnismäßig recht glückliche Jahre. Mein Beruf sagte mir mehr und mehr zu, je länger ich im Dienst war, und ich stieg rasch vom Kadett zum Seeoffizier auf, da ich mein Examen gut bestanden und überhaupt Lust und Liebe zum Lernen besaß, wozu mir ja im königlichen Dienst und auf einem guten Schiffe so reichliche Gelegenheit geboten wurde. Ich machte mehrmals die Reise um die Welt, sah China und Japan, war in California und Australien, und auf dem amerikanischen Kontinent gab es fast keine englische Station, die ich nicht vorübergehend besucht hätte.

„Vor etwa zwei Jahren kehrte ich im Spätsommer zum letztenmal von Japan nach England zurück, und hier sollte mein Leben ein für allemal an einem Wendepunkt angelangt sein, von dessen Bedeutung mich, den so harmlos froh nach der Heimat Heimkehrenden, keine Ahnung beschlich. Meine Mutter wohnte, wie bis dahin jeden Sommer, in dem Badeorte Margate in der Grafschaft Kent, wo sie am Meeresufer ein reizendes Landgut besaß, das ihr mein Vater als Witwensitz zugewiesen.

Ich hatte auf meinen Wunsch einen dreimonatigen Urlaub erhalten und stürmte mit Wonne im Herzen zu den Meinigen, die mich alle mit offenen Armen empfingen. Wir lebten vier bis sechs Wochen lang in süßester Harmonie, und fast keine Stunde verging, in der ich nicht irgendeinen Genuß hatte, von einer Art, wie sie namentlich dem solange auf wogendem Meere schwimmenden und dem tagtäglichen Einerlei im dienstlichen Schiffsleben unterworfenen Seeoffizier neu erschien.

„Nicht am wenigsten trug zu diesem Glück und Genuß die Bekanntschaft mit einem jungen Mädchen bei, der zum erstenmal hier zu begegnen, mir bestimmt war. Es war dies eine ferne Verwandte meiner Mutter, die auch über See aus Havanna nach England gekommen war, seit einem Vierteljahre in meinem mütterlichen Hause wohnte und gar bald einen großen und verhängnisvollen Einfluß auf mein ganzes Leben gewann. Sie hieß Mary Markham, war eine Kreolin und stammte von einem englischen Vater und einer mexikanischen Mutter ab. Dabei war sie unermeßlich reich und völlig unabhängig, denn sie war eine Waise und von ihrem Vormund nur aus dem Grunde nach London gebracht, um unter dem Dache meiner Mutter eine Stütze und einen Halt zu gewinnen, woran es ihr seit dem vor kurzem erfolgten Ableben ihres Vaters vollständig gebrach.

„Meine immer und gegen jedermann so gütige Mutter hatte sich der Verlassenen mit ganzer Herzenswärme angenommen, ihr bis zu einer anderweitigen Gestaltung ihres Schicksals ihr Haus als Freistatt dargeboten und behandelte und liebte sie, wie sie ihre eigene Tochter liebte und behandelte.

„Diese Mary Markham also lernte ich im August vor zwei Jahren in Margate kennen, und es dauerte nicht lange, so liebte ich sie wie ein Mann ein Weib nur lieben kann. Sie schien mir anfangs etwas — wie soll ich sagen, denn Stolz ist nicht das rechte Wort — selbständig und selbstbewußt zu sein, ohne daß ich bemerken konnte, daß sie sich auf ihre äußeren Vorzüge oder auf ihr großes Vermögen etwas einbildete. Nur schien sie auch von mir wie von jedermann zu erwarten, daß man alle ihre Regungen, Neigungen und Wünsche auf der Stelle verstände, daß man immer gleich mit ihr dächte und fühlte, und das war gewiß auch bei mir der Fall, obgleich ich nie über meine Gedanken und Empfindungen, namentlich in bezug auf ihre eigene Person, zu sprechen und sie also über mich selbst aufzuklären vermochte. Im Gegenteil, nie war ich so stumm und innerlich gleichsam benommen gewesen, als wenn ich ihr

gegenüberstand, und ich wurde es um so mehr, je liebenswürdiger und herzlicher sie sich gegen mich erwies.

„Daß ich eine tiefe Neigung zu ihr gefaßt, wurde ihr bald klar, und meine Mutter selbst, der ich mich anvertraut, hatte sie, wie ich bestimmt wußte, darüber aufgeklärt; auch zeigte sie mir nicht, daß ihr meine Person und meine Neigung zu ihr unangenehm sei, im Gegenteil, sie wurde alle Tage liebenswürdiger, vertraulicher und herzlicher gegen mich, so daß ich zuletzt keinen Zweifel mehr hegte, daß auch sie mir von ganzem Herzen zugetan sei.

„Dies bestätigte mir auch meine Mutter, das erklärte mir meine Schwester, die endlich ebenfalls die Vertraute meiner geheimen Neigung geworden war, nur war es mir nicht gegeben, Mary selbst zu meiner Vertrauten zu machen, denn dazu war ich viel zu wenig entschlossen, viel zu bedachtsam und zaghaft. Daß ich mich so still und abwartend verhielt und höchstens in einsamen Stunden mit meiner Mutter über die mich beherrschenden Gefühle sprach, hatte seine Gründe in der Eigentümlichkeit meines zwar reizbaren, aber in Sachen des Herzens mehr denn je verschlossenen Wesens. Einmal hielt ich mich noch für zu jung, zu unerfahren, zu wenig männlich entwickelt, um das Schicksal eines braven Mädchens an das meine zu fesseln, das mir noch nicht abgerundet genug und endgültig entschieden erschien. Sodann war ich der Meinung, sie könne am Ende glauben, ich, der ich nur meinen Offiziersold und meine Rente besaß, erhöbe Anspruch auf den Besitz ihres fürstlichen Vermögens. Ach, dieser Sold und diese Rente waren für England nicht groß genug, um ein Familienhauswesen davon unterhalten zu können, obgleich meine Rente allein für den Kontinent hinlänglich ausgereicht hätte, um anständig und glücklich, selbst mit einer nicht gar zu anspruchsvollen Frau, wirtschaften zu können. Allein damals dachte ich nicht, daß man auch außerhalb der Grenzen Englands glücklich und angenehm leben könne, und das war für mich ein sehr schwerwiegender und nicht genug zu überlegender Punkt.

„Jedoch, nachdem Sie nun einen Blick auf die bisherigen Ereignisse meines Lebens habe tun lassen, muß ich Sie mit einem Mann bekannt machen, dem ich, vielleicht ohne sein Verschulden — denn ich hebe nie mehr einen Stein gegen einen Menschen auf, wenn ich nicht sonnenklare Beweise seiner Schuld in Händen habe — mein ganzes ferneres Unglück verdanke. Dieser junge Mann war der zweite Sohn Lord Rowlands und der Lieblingsneffe eines steinreichen alten Onkels, der ihn sich

zum Erben ausersehen, und der als solcher die nicht unangenehme Aussicht hatte, dermaleinst auch ein Lord und der Besitzer großer Güter zu werden.

„Lord Rowland war einer der nächsten Nachbarn meiner Mutter in Margate und dabei Herr großer Ländereien und Wälder, in denen er mit dem in der Umgebung wohnenden hohen Adel oft große Jagden abhielt. Außerdem war er als vornehmer und reicher Herr mit aller Welt verschwägert und befreundet, besaß einen großen Einfluß in politischen und persönlichen Angelegenheiten, und so war sein Haus zu jeder Jahreszeit mit Dutzenden von Menschen angefüllt, denen ein lustiges und luxuriöses Leben über alles ging.

„Sir Lawrence Rowland, jener von mir genannte zweite Sohn des Lords, ziemlich gleichen Alters mit mir, war auch zugleich mit mir als Extraneer in Eton erzogen und folgte derselben Neigung, ein Seemann zu werden, wie ich. Das wäre mir nun ziemlich gleichgültig gewesen, aber nicht, daß er durch eine seltsame Schicksalsfügung mit mir an einem und demselben Tage auf dasselbe Schiff Ihrer Majestät kam, auf dem ich meine seemännische Laufbahn beginnen sollte.

„Sir Lawrence war ein etwas aufgeblasener, auf seine ihm angeborne Baronetschaft und seine Aussicht, einst noch mehr zu werden, eingebildeter Mensch, der infolge der ihm so leicht zugefallenen Güter glaubte, daß ihm alles übrige auch so leicht zufallen müsse, und daß er deshalb bei weitem nicht so viel Wert auf das eigentliche Studium und auf die Arbeit überhaupt zu legen habe, als andere, nicht in so hohem Stande geborene Menschen. Im übrigen war er ein hübscher, mit feinen Manieren ausgestatteter und gewandter Mann, namentlich aber ein sogenannter galanter Herr, sobald er die feste Erde betrat, und nichts in der Welt ging ihm über ein vergnügtes, abwechselungsreiches Leben, dem er auch Tag und Nacht in der ganzen Umgegend von Margate nachging, sobald er als Gast bei seinem Vater eingekehrt war, was fast alle Jahr und, leider, immer zu derselben Zeit geschah, wenn ich meine Mutter besuchte.

„Für mich selbst hatte er etwas Abstoßendes, meiner Natur durchaus Widersprechendes in seinem Benehmen, indem er als vornehm geborener Mensch mich, wie alle seine übrigen Kameraden, die nicht gleich ihm Söhne eines Lords oder wenigstens eines Baronets waren, wie ein hoher Herr von oben herab behandelte. Außer dieser nicht rühmenswerten Eigenschaft besaß er noch eine andere, die mich gleichfalls von

ihm abwendig machte, und das war eine überall mit Eifer betriebene allgemeine Spott- und Neckſucht. Er liebte es vor allen Dingen, jedermann, der ihm irgendwie und -wo im Wege war, mit hämiſchen Worten und Bemerkungen aufzuziehen und gewiſſermaßen zu hänſeln, und nur wer ſich das ohne Murren und Widerſtand von ihm gefallen ließ, konnte gewiß ſein, ihn zu ſeinem immerhin ſehr zweifelhaften Freunde zu haben. Ich nun verſtand es nie, dieſe ſich ewig wiederholenden und oft ſehr ernſtlich gemeinten Neckereien mit Gleichmut aufzunehmen, meiner ernſten Natur widerſtrebte dergleichen durchaus, und ſo widerſetzte ich mich ſeiner Spottſucht, die ſich natürlich auch oft an mir verſuchte, von Anfang an, woraus ſich, ſchon in früher Jugend, kleine Fehden zwiſchen uns entwickelten, die mit der Zeit an Umfang und Bedeutung zunahmen, bis ſich endlich eine gegenſeitige Antipathie herausſtellte, die zuletzt, wie Sie ſogleich hören werden, die ernſteſten Folgen haben ſollte.

„Zu dieſer Antipathie, die allmählich jedermann auffällig wurde, trug bei Sir Lawrence namentlich der Umſtand bei, daß ich, bei ich ſein unmittelbarer Vordermann im Dienſt war, ihn nicht ſelten überflügelte, nicht allein im Wiſſen, ſondern auch im Leiſten und in der Anerkennung unſerer Vorgeſetzten, und gerade durch die ſichtbar zutage tretende, mir zugewandte Gunſt der letzteren kam es, daß er ſich von mir im ſtillen übervorteilt glaubte, obgleich ich gewiß nie danach trachtete, ihm darin zu nahe zu treten. So war es denn ſehr natürlich, daß er mir ſeine Geringſchätzung meiner Perſon durch allerlei kleine Gehäſſigkeiten bemerkbar machte, die oft einen bitteren Ausdruck annahmen und mich zu Entgegnungen reizten, die nicht ſelten zu ernſteren Verwickelungen führten, aber immer wieder durch das Dazwiſchentreten anderer Kameraden und die friedliche Vermittelung unſerer Vorgeſetzten gemildet und beſeitigt wurden.

„Dieſe Befehdungen dauerten ſtets ſo lange, als wir auf dem Schiffe zuſammen waren, und das Unglück wollte es, daß er immer mit mir zugleich die Schiffe wechſelte und dabei, was ihn am meiſten verdroß, mein Hintermann blieb. Sobald wir aber, und, wie geſagt, leider faſt immer zu gleicher Zeit, auf Urlaub waren, trat ein ſcheinbarer kurzer Friede zwiſchen uns ein, er vergaß den Dienſt, und mit ihm unſern Konflikt, und ſeine Vergnügungen, denen er unausgeſetzt nachging, leiteten ſeinen Haß von mir ab, ſo daß es bisweilen den Anſchein gewann, als ob ihn am Lande reute, was er zur See gegen mich verbrochen hatte.

„Dieſer Unglücksmenſch nun trat auch in jenem erwähnten Auguſt

vor zwei Jahren, nur einige Wochen später als ich, mit mir seinen Urlaub an und brachte denselben, wie ich, im elterlichen Hause zu; wir waren also auch da wieder Nachbarn, obgleich mir das, wie schon bemerkt, eben jetzt am wenigsten erwünscht war. Sir Lawrence hatte diesmal auch drei bis vier andere Kameraden von verschiedenen Schiffen mit zu seinem Vater gebracht, die nun mit ihm jagten, fischten und tanzten, wo sich nur eine Gelegenheit dazu bot.

„Gleich am ersten Tage, als er in Margate eintraf, machte er mir mit seinen Gefährten einen kameradschaftlichen Besuch, und ich empfing sie alle höflich, zeigte mich aber gegen Sir Lawrence kalt und am wenigsten zuvorkommend, denn meine alte Antipathie gegen ihn war auf der Stelle von neuem und stärker denn je in mir erwacht. Dazu mag wohl Mary Markhams Anwesenheit das meiste beigetragen haben, die er gleich am ersten Tage sah und mit seinen Augen fast verschlang, da ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit augenblicklich einen großen Eindruck auf ihn zu machen schien.

„Mir quoll es heiß und bitter im Herzen auf, als ich das sah, und ich ahnte nichts Gutes von dieser Begegnung. Mary Markham erwies sich freundlich und wohlwollend auch gegen ihn, wie sie es gegen jedermann war, aber der junge, vornehme Seeoffizier legte sich das ganz anders aus und bewies es mir dadurch, daß er seine Neckereien von neuem gegen mich begann.

„Von diesem ersten Besuchstage an kam Sir Lawrence alle Tage und meist allein zu uns, wenn es auch nur auf eine halbe Stunde geschah, und meine gastfrei gesinnte Mutter war großmütig genug, ihn und seine Kameraden öfter in unser Haus oder zu gemeinschaftlichen weiteren Exkursionen einzuladen, bis ich, von Eifersucht gepeinigt, sie eines Tages bat, es nicht mehr zu tun, da ich mit Sir Lawrence Rowland nicht gern etwas zu teilen hätte. Meine Mutter ging auch sofort auf meine Bitte ein, aber es war leider zu spät; Sir Lawrence kam nun ganz von selbst, so oft er nur eine Stunde Zeit übrig hatte.

„So gingen einige Wochen hin, und ich zehrte mich in täglich wachsender Eifersucht ab. Tausendmal hatte ich den Entschluß gefaßt, Mary Markham meine Liebe zu gestehen, aber immer wieder scheute ich bang davor zurück, da ich mich gerade jetzt in meiner gegenwärtigen bescheidenen Stellung am wenigsten dazu befähigt hielt, um die Hand eines so reichen Mädchens zu werben, das sich die Gunst des jungen Baronets so sichtbar gern gefallen ließ. Aber wie ich mich vor Eifersucht auch inner-

lich abzehren und meine augenblickliche Lage fast unerträglich finden mochte, ich bezwang mich dennoch und zeigte niemandem mein Herzeleid, nur wurde ich alle Tage stiller und schweigsamer und zog mich immer mehr an irgendeine abgelegene Stelle zurück, wozu ich überhaupt von Jugend auf eine besondere Vorliebe und Neigung gehabt hatte. Sobald ich aber wieder aus meinem Versteck hervorkam, fand ich Sir Lawrence irgendwo in der Nähe der Meinigen, und ohne Unterlaß fuhr er fort, mich mit seinen spitzen Redensarten zu verfolgen und mein so schon genug aufgeregtes Blut in noch größere Wallung zu versetzen.

„Jedoch ich will Ihnen meine bitteren Gefühle, zu denen das mich durchaus nicht ermutigende Verhalten Mary Markhams Veranlassung gab, und die vielen Reibereien, die deshalb zwischen Sir Lawrence und mir vorfielen, nicht ausführlich schildern, genug, wir mieden uns, wo es nur ging, denn ich fürchtete stets, daß ich mich einmal vergessen und nicht mehr in meiner Gewalt behalten, daß ich vielmehr meiner Heftigkeit in einem unbewachten Moment einmal die Zügel schießen lassen könnte, und was dann zwischen uns vorfallen konnte, das sah ich, wie im trüben Nebel vor meinen Augen schwimmend, nur zu gut voraus.

„Unser Verhältnis, ich meine das zwischen Sir Lawrence und mir, wurde von unseren Kameraden oft genug besprochen, denn es war allen nur zu wohl bekannt, welche lange und bittere Fehde zwischen uns insgeheim obwaltete, und daß dieselbe einmal zum offenen Kampfe losbrechen werde, betrachtete man allgemein nur als eine Frage der Zeit. Mary Markham selber mag davon kein rechtes Bewußtsein gehabt haben, obwohl ich mir oft sagte, daß sie wohl Ursache habe, gerade in dieser Zeit näher an mich heranzutreten, da sie offenbar bemerken mußte, wie schwer und schmerzlich ich unter den obwaltenden Verhältnissen litt. Aber nein, sie trat mir um keinen Schritt näher, blieb nur stets freundlich und liebreich gegen mich und reichte mir, wenn wir uns trennten und nach der Trennung wiedersahen, ebenso herzlich wie sonst die Hand, so daß ich durchaus an keine wirkliche Abnahme ihrer früheren liebevollen Gesinnung gegen mich denken konnte. Allerdings schien es mir oft, als ob sie mir insgeheim etwas sagen wollte, ihr Blick ruhte oft teilnehmend, forschend auf meinem Gesicht, und einmal glaubte ich sogar wahrzunehmen, wie ihre Brust sich beklommen hob, um einen Seufzer zu unterdrücken, als ich nach längerem Beisammensein unter vier Augen ihr die Hand reichte, die ihrige eine Weile in der meinen behielt und ihr dann einen guten Abend bot."

Mr. Scott hielt hier in seiner Erzählung einen Augenblick inne, seufzte ebenfalls schwer auf und sah träumerisch vor sich nieder. Ich, der ich auf die Fortsetzung seiner Geschichte auf das Aeußerste gespannt war, die mir nun bald etwas noch völlig Unbekanntes bringen sollte, ließ ihn eine Weile gewähren und goß ihm ein frisches Glas Wein ein. Er wehrte es aber mit der Hand ab, als ich es ihm darbot, und sagte endlich, nachdem ich ihn gebeten fortzufahren, nach tiefem Aufatmen:

„Ja, ich will fortfahren, aber es wird mir schwer, das Folgende zu sagen, denn ich stehe jetzt unmittelbar vor der furchtbaren Katastrophe, die mein ferneres Unglück herbeigeführt hat. Hören Sie also und malen Sie sich selbst das Folgende mit Hilfe Ihres Mitgefühls für mich weiter aus, da ich nur wenig Worte darüber machen und höchstens die Hauptsachen im Fluge andeuten will.

„Es war unter den hervorragenderen Badegästen in Margate schon lange die Rede von einem großen Fest gewesen, welches in einem neuen Hotel stattfinden und dasselbe an diesem Tage zum Sammelplatz der vornehmen Welt einweihen sollte. Auch der umwohnende Adel und die Gutsangesessenen hatten sich dabei beteiligt, und meine Mutter selbst hatte ihren Entschluß ausgesprochen, mit meiner Schwester und Cousine Mary Markham daran teilzunehmen, wenn ich sie dahin begleiten wolle. Ich war wahrhaftig gerade jetzt sehr wenig zu solchen Vergnügungen geneigt, sagte aber dennoch zu, und so bereitete man sich auf das ländliche Fest mit allen bei uns gebräuchlichen Umständen vor. Ich wußte, daß Mary Markham eine Liebhaberin lieblich duftender und seltener Blumen war, und begab mich deshalb zwei Tage vor dem Fest zu einem benachbarten Kunstgärtner, der ein Treibhaus voll der seltensten Orchideen besaß, die er nie zu Buketts verschnitt und nur ungern einzeln an einen Fremden verkaufte. Mich indessen kannte und sah er gern, da sein jüngster Sohn mit mir auf einem Schiffe als Steuermann diente, und so erfüllte er meine Bitte und versprach mir für einen ungeheuren Preis das verlangte Bukett. Die Blumen gelangten denn auch rechtzeitig und unversehrt in meine Hände, und ich begab mich zu Mary, um sie ihr zu überliefern. Ich sprach dabei nur wenige Worte, und auch sie sprach nur wenig, aber ihre Freude und ihren Dank nahm ich in ihren Blicken wahr, und der warme Druck ihrer Hand sagte mir mehr, als er mir je gesagt. Dennoch schwieg ich auch jetzt über meine Neigung, obgleich mir das Geständnis derselben auf den Lippen schwebte, und so verließ ich sie, um sie einige Stunden später mit meiner Familie zum Feste zu begleiten.

„In einem der Prachtsäle des Hotels traf ich wiederholt mit Sir Lawrence und seinen Gefährten zusammen und vernahm wieder die alten von ihm gewohnten Sticheleien und Spottreden, denen er, freilich in sehr vorsichtiger Weise, gegen mich freien Lauf ließ. Ich tat, als hätte ich heute keine Ohren für dergleichen, und vermied sogar die höhnischen Blicke einiger Kameraden, die sich ärgern mochten, daß ich die absichtlichen Herausforderungen meines frechen Nebenbuhlers so gelassen hinnahm. Mochte nun Sir Lawrence endlich keine Lust mehr an seinen Neckereien empfinden, oder hatte er einen anderen Grund — genug, er zog sich auf längere Zeit in den Hauptsaal zurück, wo die Damen sich befanden und den Klängen der Musik lauschten. Wer aber beschreibt meinen Schrecken, als er endlich zurückkehrte und — in der Hand jenes Bukett trug, welches ich Mary Markham verehrt hatte! Es konnte kein Zweifel sein, daß es dasselbe war, denn keine andere Dame hatte ein ähnliches aufzuweisen, und als ich nun, beinahe taumelnd, in den Hauptsaal eilte und nach Mary Markham hinüberblickte, sah ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte.

„Fast bewußtlos begab ich mich in den Trinksaal und ließ mir Champagner bringen. Als ich das erste Glas getrunken, ohne es zu schmecken, denn alle meine Sinne wogten tumultuarisch durcheinander, traten Sir Lawrence Rowland und seine Gefährten zu mir heran, und ohne ihre Reden besonders an mich zu richten, sprachen sie nur untereinander, und es fielen dabei einige auf mich anspielende Worte, die ich nur zu gut verstand, und die doch so vorsichtig abgemessen waren, daß ich mich auch jetzt noch nicht persönlich beleidigt fühlen konnte. Nur daß mein Gegner mit strahlender Miene offenbar seinen Triumph über mich feierte, entging mir nicht, und da, meiner Sinne kaum noch mächtig, mischte ich mich plötzlich in das allgemeine Gespräch und entgegnete zum erstenmal in meinem Leben Worte, die gewiß bitter klangen und ihr Ziel und ihre Bedeutung nicht verkennen ließen.

„Auf der Stelle wurde dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich und die mich Umgebenden gelenkt, und alle sahen und hörten, daß ich mit Sir Lawrence Rowland ernstlich anbinden wollte. Allein, soweit ließ es Sir Lawrence Rowland nicht kommen. Er hielt plötzlich mit seinen spöttischen Reden inne, verließ den Trinksaal und kehrte achselzuckend in den Hauptsaal zurück. Ich ging ihm nach, obgleich einige Befreundete mich halb mit Gewalt zurückhalten wollten, und da dies einige Zeit in Anspruch nahm, bis ich mich endlich von ihnen frei gemacht, verlor ich ihn aus dem Gesicht. Dafür aber gab mir meine Mutter einen

Wink, und als ich ihm folgte und zu ihr ging, erklärte sie mir, daß sie nach Hause zu fahren wünsche, und daß ich mich erkundigen möge, ob ihr Wagen vor der Tür sei.

„Ich, ohne einen Blick auf die mich starr ansehende Mary zu werfen, ging sogleich hinaus, fand den Wagen und benachrichtigte meine Mutter. Alle drei Damen erhoben sich sofort von ihren Sitzen, und ich führte diesmal nicht Mary, wie ich sie in den Saal geführt, sondern meine Mutter hinaus. Am Wagen angekommen, stiegen die Damen ein, und ich war ihnen dabei behilflich, kaum aber saßen sie, so schlug ich den Schlag zu und befahl dem Kutscher, nach Hause zu fahren. Da erst sah mich meine Mutter mit einem besorgten Blick an und Lucy, meine Schwester, fragte mich:

„‚Willst du denn nicht mit uns fahren?‘

„‚Nein!‘ entgegnete ich kurz, und gleich darauf fuhr der Wagen davon.

„Ich aber kehrte mit matt schlagendem Herzen und vor unterdrückter Leidenschaft bebend in den Trinksaal zurück, wo ich Sir Lawrence Rowland wieder in der Mitte seiner Gefährten fand. Und nun fielen abermals spöttische Worte von seinen Lippen, und ich beantwortete sie noch herber als vorher. Sir Lawrence Rowland schwieg mit einem Male still, maß mich mit einem halb herausfordernden, halb verächtlichen Blick und fragte mich, was mein Benehmen zu bedeuten habe.

„Ich jedoch wollte mit diesem hochmütigen Manne hier keine Worte mehr wechseln, und so sagte ich nur, und zwar so laut, daß alle übrigen es hören konnten:

„‚Wenn Sie das bis jetzt noch nicht wissen, Sir Lawrence Rowland, so werde ich es Ihnen morgen früh durch einen anderen sagen lassen.‘

„Damit drehte ich ihm den Rücken und ging von dem Hotel fort, und während des ganzen Vorganges war ich so mit den in mir wogenden Gedanken beschäftigt gewesen, daß ich sogar meinen Degen mitzunehmen vergaß, den ich bald nach meiner Ankunft im Hotel in eine Ecke der Garderobe gestellt hatte.

„Es war drei Uhr nachts, als ich in meinem Zimmer anlangte, und ohne wie sonst an Ordnung oder Beseitigung meiner Sachen zu denken, warf ich nur meine Kleider hastig von mir auf den ersten besten Stuhl und legte mich in mein Bett.

„O, mein Freund, welche furchtbare Nacht brachte ich nach diesem verhängnisvollen Abend zu! Ich wälzte mich verzweifelnd auf meinem

Lager umher, und tausend Gedanken der Wut, des Neides, der Eifersucht und gekränkten Ehrgefühls stiegen in meinem fast wirren Geiste auf und setzten mein laut hämmerndes Herz in fieberhafte Bewegung. Ach, was wäre aus mir geworden, wenn mich Gott in diesem Zustande vor seinen Richterstuhl gefordert hätte!

„Aber noch viel furchtbarer als diese Nacht sollte mein Erwachen am nächsten Morgen sein! Denn, denken Sie, nachdem ich erst spät und schon bei Tagesgrauen in einen kurzen, unerquicklichen Schlummer gesunken war, wurde ich bei hellem Sonnenlicht plötzlich durch das Eintreten mehrerer Personen in mein Zimmer geweckt, und meine Bestürzung, mein Entsetzen war so grenzenlos, daß ich erst gar nicht zur klaren Besinnung kommen konnte.

„Ich sah nämlich sechs Personen vor meinem Bette stehen, von denen ich nur drei kannte, den Hafenkommandanten und zwei Seeoffiziere, die auch auf dem gestrigen Feste gewesen waren. Der vierte war ein Konstableroffizier und die beiden letzten zwei Seesoldaten, die mit starr auf mich gerichteten Blicken an der Tür standen und ihre gezogenen Degen in der Faust hielten. Auch die übrigen vier Personen waren bis an die Zähne bewaffnet, als ob es ein Raubtier zu jagen und zu fangen gälte, und so sahen auch ihre Gesichter gespannt und lauernd aus, und alle Augen senkten sich mit Blicken auf mich nieder, wie sie noch nie ein Mensch auf mich gerichtet hatte.

„‚Mein Herr,‘ sagte nun der Hafenkommandant, ein eisgrauer, altgedienter Seekapitän, ‚ich bin im Namen des Gesetzes hier und beauftragt, Ihnen Ihren Degen abzufordern. Wo haben Sie ihn?‘

„Jetzt erst war ich vollkommen zur Besinnung gelangt und auf der Stelle fiel mir ein, daß ich Sir Lawrence Rowland in der Nacht vorher mit einer Herausforderung gedroht, der man nun, wie ich glaubte, durch Abforderung meines Degens zuvorkommen wollte. Aber es handelte sich nicht darum, sondern um etwas viel Ernstlicheres, wie Sie sogleich hören werden.

„Ich blickte suchend im Zimmer umher, ob mein Degen nicht irgendwo in einer Ecke stände, und jetzt erst wurde ich gewahr, daß ich ihn in der Nacht im Hotel hatte liegen lassen. Als mir das nach kurzem Nachdenken zum Bewußtsein kam, sagte ich, ich hätte meinen Degen nicht.

„Die Offiziere wie die Soldaten tauschten bei diesen Worten seltsame, mir unverständliche Blicke aus, und es sah geradeso aus, als hätten sie vorher gewußt, daß ich so sprechen würde.

„‚Nun,‘ nahm der Hafenkommandant wieder das Wort, ‚wenn Sie Ihren Degen nicht haben, wird ihn wohl ein anderer haben. Das wird sich bald finden. Stehen Sie jetzt nur auf, kleiden Sie sich schleunigst an und folgen Sie uns. Wir verhaften Sie im Namen des Gesetzes und bringen Sie dahin, wohin ein Mann Ihres Kalibers gebracht werden muß.‘

„Ich verstand ihn erst gar nicht, aber ich tat, wie er befahl. ‚Also ein Gefangener bin ich?‘ fragte ich nur noch, während ich mich schon ankleidete und mir aus meinem Schrank einen neuen Uniformsrock ohne alle äußeren Abzeichen hervorlangte. ‚Warum denn das?‘

„‚Das wissen Sie nicht?‘ fragte mich nun der Kommandant mit bebender Stimme und ganz bleich gewordenem Gesicht. ‚Nun, dann will ich mehr tun, als ich hier zu tun brauche, und Ihnen sagen, warum Sie unser Gefangener sind. Man hat heute bei Tagesanbruch Sir Lawrence Rowland, den armen Sir, in seinem Blute schwimmend auf der Straße in der Nähe des Hotels gefunden, in dem wir alle versammelt gewesen. Ein Degen stak fest in seiner Brust, und daß Sie — ja, Sie diesen meuchlerischen Stoß geführt, unterliegt keinem Zweifel, denn der Degen, der des Getöteten Brust durchbohrt, war Ihr Degen, da er Ihren Namen leserlich genug auf seinem goldenen Griff eingraviert trägt.‘

„Bei diesen Worten stand mir das Herz vor Bestürzung still. Ja, das eine war wenigstens wahr: der Degen, den ich am Abend vorher an die Seite gesteckt, ein sehr kostbarer Degen, und der einzige, den ich mit auf Urlaub genommen, war ein Weihnachtsgeschenk meiner guten Mutter, als ich Offizier geworden war, und sie hatte, nicht ahnend, in welche Lage sie mich einst dadurch bringen würde, mit mütterlicher Sorgfalt meinen Namen in denselben einschneiden lassen. Wie dieser Degen nun in andere Hände gekommen, Herr Doktor — das will ich gleich hier erwähnen — und wer ihn in Sir Rowlands Brust gestoßen, habe ich nie erfahren, und darüber konnte ich also auch in den späteren Verhören keine Auskunft geben. Wahrscheinlich aber hatte ihn der Täter, der damit den unglücklichen Stoß geführt, nicht absichtlich mit dem seinen verwechselt und ihn nur irrtümlich von seiner Stelle genommen, als er das Haus verließ, indessen das war durchaus kein Beweis für meine Unschuld und wurde auch von niemandem dafür angesehen, solange der Täter sich nicht selbst nannte und darüber den einzig möglichen Aufschluß gab. Genug, man hielt mich vom ersten Augenblick an für den Mörder

Sir Rowlands und behandelte mich als solchen mit der ganzen Strenge der für solche Fälle gegebenen Gesetze.

„Jedoch, lassen Sie mich im folgenden kurz sein und nur das Wichtigste berichten. Man führte mich an jenem Morgen, während die Meinigen noch im ahnungslosen Schlummer lagen, von meinem mütterlichen Hause fort und durch die glücklicherweise noch stillen Straßen nach dem Gefängnislokal in der Nähe des Hafens, aber schon in der nächsten Nacht wurde ich, ohne meine Mutter noch einmal gesehen zu haben, worum ich fast flehentlich bat, unter starker Bedeckung auf der Eisenbahn nach London gebracht, in ein festes Gefängnis gesetzt und bald darauf vor ein Kriegsgericht gestellt, das in aller Eile berufen und aus mir ganz fremden Richtern und Beisitzern zusammengesetzt war.

„Nachdem ich lange und oft in einer Art Voruntersuchung durch Kreuzverhöre gepeinigt worden und dabei zehnmal meine Unschuld beteuert hatte, wurden mir die in Margate bei dem Feste zugegen gewesenen Kameraden, die sich in Sir Lawrence Rowlands und meiner Nähe befunden, als der Streit zwischen uns ausbrach, als Zeugen vorgestellt, und alle sagten, wie es fast kaum anders zu erwarten war, nur zu meinem Schaden und nichts zu meinen Gunsten aus. Allen war bekannt, daß ich jahrelang mit Sir Lawrence Rowland in Fehde und Zwietracht gelebt, und daß viele Reibereien auf den Schiffen und am Lande zwischen uns stattgefunden. Endlich, nachdem so mein ganzes früheres Leben durchgegangen, kam der unselige Abend im Hotel an die Reihe, und über diesen Abend sprach sich die allgemein gegen mich gerichtete Meinung der Zeugen noch einstimmiger aus. Ich hatte mit Sir Lawrence wiederholt ohne besondere Veranlassung seinerseits Streit gesucht; ich hatte deutlich genug ausgesprochen, daß ich ihm am nächsten Morgen meine Zeugen schicken werde, und das einzige, was zu meinen Gunsten hätte gedeutet werden können — hören Sie, das einzige! — war der Umstand, daß ich an dem Abend viel Wein getrunken und augenscheinlich in berauschtem Zustande mich befunden haben sollte.

„Nun kam aber der unglückliche Degen zur Sprache. Ich konnte nur angeben, daß ich denselben in meiner Aufregung im Festlokale vergessen, und das glaubte mir natürlich niemand, denn wie wäre er dann nachher in der Brust Sir Lawrence Rowlands gefunden worden? Daß ihn ein anderer dem Verstorbenen in das Herz gestoßen, dazu lag in den Augen des Gerichts nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vor, und daß es wirklich mein Degen war, erklärte ich selbst, als man ihn, den traurі-

gen Beweis meiner Schuld, mir vor Gericht vorzeigte; ich war und blieb also der Täter, der Mörder, und ich war also in den Augen meiner Richter nicht nur ein Verbrecher im Tun, sondern auch ein Lügner in Worten, und das wurde mir ins Gesicht gesagt und von meinen Richtern am übelsten gedeutet.

„Meine eigene Verteidigung war und blieb daher sehr kurz und einfach. Ich beteuerte ganz allein und wiederholt, daß ich das Verbrechen nicht verübt, daß ich unschuldig sei. Man lächelte über diese meine Verteidigung, und ich las mein Urteil, noch ehe es gesprochen war, auf allen Gesichtern meiner Richter. Vergebens berief ich mich endlich auf meine vorwurfsfreie Vergangenheit, auf die mir so häufig bewiesene Gunst meiner Vorgesetzten — das wußte man alles, aber man wußte auch, daß Lord Rowland und sein mächtiger Anhang alles in Bewegung gesetzt, mich nach aller Strenge des Gesetzes bestrafen zu lassen.

„So wurde denn das Urteil über mich gefällt, und ich im ersten Spruch zum Tode verurteilt, in Anbetracht mildernder Umstände aber, die mir die erwiesene Aufregung durch Eifersucht und meine angebliche Trunkenheit erwirkte, und in Anbetracht meiner früheren guten Führung, zur lebenslänglichen Deportation begnadigt." —

Der Sprechende hielt einen Augenblick inne und bedeckte sich schaudernd das Gesicht mit beiden Händen. Ich saß unbeweglich, unbeschreiblich erschüttert von allem, was ich bisher von ihm gehört, vor ihm und vermochte kein Wort zu sprechen; er ließ mich auch nicht dazu kommen, sondern fuhr nach kurzer Pause fort:

„Zur Deportation begnadigt! Verstehen Sie das? Moralisch tot für die ganze zivilisierte Welt in eine Wildnis geschickt zu werden, für ewige Zeiten, das heißt solange ich lebte! In eine Wildnis, in der nur Verbrecher, Diebe und Mörder existieren, aus der es keine Rückkehr in die Welt gibt, was also schlimmer als der wirkliche Tod, als das Aufhören des Daseins ist!

„O mein Gott, verlangen Sie, daß ich Ihnen noch mit Worten ausmale, wie mir damals nach diesem Urteilsspruch zu Mute war, und wie ich die nächsten Tage und Wochen in meinem Kerker zubrachte? Nein, gewiß nicht, und ich, ich weiß es kaum selbst noch und könnte auch mit den treffendsten Worten nicht meine qualvollen Empfindungen schildern.

„Es war die Zeit für mich gekommen, wo es wie eine geistige Nacht über mich hereinsank. Ich war in meinen eigenen Augen wie in denen der Welt vernichtet, denn daß man mich, einen ganz Unschuldigen, für

einen gemeinen und seine Untat noch dazu leugnenden Mörder halten konnte, war ein so gräßlicher Gedanke für mich, daß er mich in meinen eigenen Augen schändete. Ich erschien mir selbst ein Unwürdiger, ein aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßener, und die ganze Welt war mir ein undurchdringliches, wüstes Chaos voller Nebel und ohne einen Funken von Licht.

„Ja, es stand damals sehr schlimm um mich, und hätte ich am Ende nicht noch einen kleinen Trost gewonnen, so weiß ich nicht, was aus mir geworden wäre. Denn oft hatte mich alle Ueberlegung, alle Energie verlassen; ich konnte nicht mehr denken, nicht mehr hoffen, und in meinem Hirne und in meinem Herzen wirbelte es trostlos durcheinander, wie es in einem Menschen aussehen muß, der seinen Verstand und mit ihm die Kraft und den Mut verloren hat, sich noch als ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu empfinden.

„So vegetierte ich gedankenlos wochenlang vor mich hin, kein Lichtstrahl drang in meinen dunklen Kerker, kein Schimmer von Hoffnung leuchtete in die Nacht meines Daseins, und ich erwartete nur in dumpfer Verzweiflung die Stunde, wo man kommen und mir verkündigen würde, daß das Schiff, welches mich nach Botany-Bay oder wo anders hinbringen sollte, bereit sei, um sein Opfer an Bord zu nehmen. Allein, dies dauerte lange, lange Zeit, und ich kam endlich durch jenen oben erwähnten kleinen Trost wieder zur Besinnung, zur Empfindung meiner selbst, und damit erwachte zugleich noch einmal in mir die Lebenslust und der Drang nach ungehemmter Freiheit, die den Menschen oft sogar in der Todesstunde nicht verlassen und seine Fähigkeiten zu einer wunderbaren, kaum glaublichen Kraftäußerung anspornen, nachdem jede andere Fähigkeit und Kraft längst in ihm entschwunden schien.

„Und nun, mein Freund, bin ich abermals an einen wunderbaren Wendepunkt meines Schicksals gelangt, der mich wieder zu Gottes Allmacht und Güte aufblicken ließ, und Gott bediente sich diesmal hierbei, wie so oft, eines sehr untergeordneten Werkzeugs, das aber gleichwohl, was ich erst gar nicht begreifen konnte, ein sehr bedeutungsvolles für mich werden sollte. Es war dies kein anderer als mein alter Gefängniswärter, Thomson hieß er, und nie, nie werde ich den Wackeren aus meinem Gedächtnis verlieren. Dieser Mann hatte sich von Anfang an außerordentlich freundlich und wohlwollend gegen mich erwiesen und mir mehrmals seine Teilnahme an meinem Geschick auf sehr einfache, aber mich stets rührende Weise zu erkennen gegeben. Auch hatte er mir

mancherlei, nicht allen Verbrechern zugewandte Erleichterung verschafft, mir gutes Essen und Trinken gebracht und mir Freiheit gelassen, auf dem luftigen Korridor vor meinem Kerker abends eine Stunde spazieren zu gehen. Endlich auch hatte er mir heimlich zur Bestreitung verschiedener kleiner Ausgaben einige Goldstücke eingehändigt, die ihm, wie er geheimnisvoll sagte, ein junger Herr gegeben, der fast täglich gekommen sei, um sich nach meinem Ergehen zu erkundigen, der ihm aber niemals seinen Namen genannt habe.

„Ich dachte hierbei sogleich an Charles H . . . . . t, meinen amerikanischen Freund, und als ich sein Aeußeres dem Gefängniswärter beschrieb, nickte er und sagte, daß dieser Herr es wohl sein müsse, denn geradeso und nicht anders sehe er aus.

„Dies alles geschah schon, während ich noch in Untersuchung begriffen, als ich aber endlich zur Deportation verurteilt war, nahm meines guten Thomsons Miene geradezu den Ausdruck eines lebhaften Bedauerns an, er hielt sich von jetzt an viel länger bei mir auf und fragte nach allerlei, was er sonst nicht getan und wofür ich den Grund eigentlich nicht auffinden konnte. Ich geriet dadurch auf eine ganz eigene Vermutung, die ich aber später freilich durch nichts bestätigt fand. Wollte man mir etwa absichtlich Gelegenheit zur Flucht offen lassen, weil man Rücksicht auf meine Familie, auf meine Stellung und meine frühere gute Führung im Dienst nahm? Oder war man vielleicht trotz der einstimmig erfolgten Verurteilung doch nicht so ganz von meiner Schuld überzeugt, so daß man es gern sah, wenn ich mich dem strafenden Arm des Gesetzes entzog? Wie gesagt, ich weiß es nicht, und wohl ist es möglich, daß Thomson dergleichen zu Ohren kam, daß er dadurch noch menschenfreundlicher gegen mich gesinnt wurde und endlich den klar ausgesprochenen Wünschen Charles H . . . . ts sein Ohr lieh.

„Indessen dehnte sich meine Haft immer länger aus, viel länger als ich vermutet hatte, allein, das nächste Schiff nach Australien ging, wie mir Thomson gesagt, noch lange nicht ab, und ich hätte gewiß noch einige Monate auf die Vollfracht des unglückseligen Transportschiffes warten müssen. Da kam Thomson eines Abends später als sonst mit etwas aufgeregter Miene zu mir und fragte mich mit einem ganz seltsamen Nachdruck, ob ich heute etwa wieder spazieren gehen wolle, er würde schon dafür sorgen, daß niemand auf dem Korridor sei, der mich bemerken könne.

„Ich stand still und überlegte. Schlummerte hier etwas anderes

im Hintergrunde? Und warum sah mich der menschenfreundliche Wärter so forschend und gewissermaßen stachelnd an?

„‚Mr. Thomson,‘ sagte ich nun, ‚Sie wissen doch, daß ich zur Deportation verurteilt bin?‘ — ‚Ja,‘ sagte er, ‚leider weiß ich es, und sogar auf Lebenszeit!‘ setzte er bedeutungsvoll hinzu. — ‚Sagen Sie dann ehrlich,‘ fuhr ich fort ‚halten auch Sie mich für einen Mörder, wie meine Richter es getan?‘

Thomson schüttelte den Kopf. ‚Nein,‘ sagte er, ‚ich kann Sie dafür nicht halten, und andere halten Sie auch nicht dafür.‘

„‚Nun,‘ sagte ich jetzt, ‚ich schwöre es Ihnen bei Gott dem Allmächtigen, daß ich an dem Morde des Lordssohns so unschuldig bin wie Sie, und daß hier irgendeine Büberei im Spiele ist, die ich nicht durchdringen kann, die aber der Allmächtige einst zutage fördern wird.‘

„‚Ja,‘ erwiderte er, ‚wenn Sie in Botany-Bay und ein grauer Mann geworden sind.‘

„Ich schauderte. ‚Leider,‘ sagte ich, ‚kann es wohl so sein, aber die Rechtfertigung wird immerhin, wann sie auch kommen mag, mir zur Ehre und meinen Richtern zur Schande gereichen.‘

„‚Ach,‘ sagte Thomson leise, ‚ich glaube Ihnen alles, und daß Sie unschuldig sind, hat mir auch der junge Herr versichert, der so oft kommt und heute wieder dagewesen ist, und zwar zum letztenmal‘ — Thomson betonte diese Worte stark — ‚hat er gesagt, denn morgen müsse er verreisen und käme sobald nicht wieder nach England zurück.‘

„Bei diesen Worten durchblitzte mich ein neuer Gedanke und augenblicklich gab ich ihm die notwendige Folge.

„‚Ja, Thomson,‘ sagte ich, ‚ich möchte heute auf dem Korridor spazieren gehen.‘

„Thomsons Gesicht verklärte sich. ‚Gut,‘ sagte er, ‚dann will ich Ihnen aber zuvor hier zwanzig Goldstücke einhändigen, die Sie möglicherweise — auf der Ueberfahrt — nach — Botany-Bay — gebrauchen könnten, und die mir der junge Herr für Sie gegeben hat.‘

„Ich nahm die in Papier gewickelten Goldstücke in die Hand; es waren zwanzig Pfund Sterling, die also wieder aus Charles H . . . . . ts Händen kamen. ‚Wir wollen sie uns teilen, Thomson,‘ sagte ich, ‚Ich würde Ihnen gern alles geben, aber ich weiß nicht, ob ich nicht etwas Geld gebrauchen kann.‘

„‚Nein,‘ erwiderte der brave Mann mit dem Ausdruck überzeugendster Bestimmtheit, ‚behalten Sie alles, Sie können es vielleicht sehr gut

gebrauchen; aber da Sie auch kleines Geld nötig haben könnten, wollen wir ein Goldstück wechseln, und ich habe die zwanzig Schillinge dazu schon mitgebracht. Hier sind sie. Der junge Herr hat mir übrigens für mich selbst genug gegeben, und um mich brauchen Sie nicht im geringsten besorgt zu sein. Er und ich — wir haben an alles gedacht und alles vorbereitet, was nötig war und — nötig werden wird. Und nun gehen Sie in Gottes Namen — spazieren!'

„Ich horchte hoch auf, denn nun sah ich, daß die ganze Sache eine wohl abgekartete war, und daß mir meine Flucht auch anderweitig leicht gemacht werden würde. Thomson aber schickte sich an, meine Zelle zu verlassen; ehe er jedoch ging, drehte er sich noch einmal um, kam auf mich zu und reichte mir die Hand, wobei ich eine Träne in seinem Auge schimmern zu sehen glaubte. Keiner von uns sprach noch ein Wort, nur blieb ich erwartungsvoll stehen, um zu sehen, ob er wie sonst die Tür nur anlehnen würde, wenn er mir die Erlaubnis zum Spazierengehen gegeben.

„In der Tat, er ließ sie offen und kaum war er hinter einer anderen Tür verschwunden, so trat ich ihm auf den Korridor nach.

„Draußen war alles still, die Lampen brannten düster, und nach meiner Uhr, die man mir gelassen, wie manche andere Kleinigkeit, ging es stark auf Mitternacht. Langsam und leise schritt ich den Korridor hinab, nach der Tür hin, die, wie ich wußte, nach dem unteren Flur und nach dem Vorhofe des Gefängnisses führte. Diese Tür war sonst immer verschlossen, heute aber war sie nur von innen verriegelt. Ich schob den Riegel vorsichtig zurück und öffnete sie. In wenigen Augenblicken stand ich auf der obersten Stufe der Treppe und, wie von einem unsichtbaren Führer geleitet, schritt ich leise hinab, fast in halber Bewußtlosigkeit und doch einem bestimmten inneren Triebe gehorchend. So gelangte ich auf den unteren Flur, ging ihn hinab und kam an dem Wachtzimmer vorbei, in dem ich die Wache schnarchen hörte. Jetzt schloß ich mit bebender Hand und so leise wie möglich die Tür von innen auf, denn der Schlüssel steckte in dem Schloß. Mit zwei Schritten stand ich auf dem Hofe und ging nun schon mutiger dem äußeren Gittertor entgegen. Wiederum fand ich es verschlossen, aber auch hier war der Schlüssel vorhanden. Es regnete leise, ein dicker Nebel füllte den ganzen Hof, und eine kühle Luft wehte mich an, denn wir befanden uns schon am Ende des Februar.

„So gelangte ich auf die Straße und warf einen hastigen Blick auf das Schilderhaus, das an der linken Seite vor dem Tore stand. Die Schildwache hatte sich in das Haus zurückgezogen und — schlief eben-

falls. Mit weitausgreifenden Schritten und von einem Gefühl beherrscht, welches sich nicht beschreiben läßt, eilte ich auf die Straße hinab, denn nun erst begriff ich, daß ich meine Freiheit wiedererlangt. Als ich aber eben bedachte, nach welcher Richtung ich mich wenden sollte, um das einzige Asyl zu erreichen, welches mir in dem großen London Sicherheit gewähren konnte, fuhr zufällig ein Nachtcab die Straße herunter und mir entgegen. Ich rief den Kutscher an, stieg ein und gab den Befehl, mich nach Kensington, meines Freundes Wohnung, zu fahren.

„Mit atemloser Spannung saß ich auf meinem weichen Sitz und freute mich, daß das Pferd im raschesten Trabe vorwärts flog. In einer halben Stunde war ich vor meines Freundes Hause angekommen und sah, als ich sogleich die Augen darauf richtete, in seinem im hohen Parterre gelegenen Arbeitszimmer Licht. O, nie habe ich über einen Lichtstrahl inniger frohlockt als diesmal.

„Ich sprang aus dem Wagen, gab dem Kutscher doppelt soviel als ihm gebührte und klopfte stark und doch vorsichtig an die Tür. Es dauerte keine zwei Minuten, so hörte ich im Hause eine Tür sich öffnen und gleich darauf eine Hand rasch den Schlüssel im Schloß umdrehen. Ja, er war es, den ich hier zu finden erwartet, es war Charles H.....t selber, der mir die Tür öffnete, und bald stand ich vor ihm, und wir schauten uns beide atemlos und im ersten Augenblick schweigend an."

19.

Der Erzähler schwieg und atmete mehrmals erleichtert auf, als ob er eben erst dem grausamen Gefängnis entflohen wäre und die damals überstandenen schweren Stunden noch immer nicht ganz überwunden hätte. Dann aber, seiner gegenwärtigen Freiheit sich wieder bewußt werdend, lächelte er so heiter, wie ich es noch niemals an ihm gesehen, und fuhr sogleich zu erzählen fort:

„Und nun, mein Freund, bricht ein neues, obgleich immer noch sehr trübes Morgenrot meines Lebens an, und Sie sollen nun einen edlen Menschen, meinen braven und treuen Freund, Mr. Charles H.....t, noch etwas genauer kennen lernen.

„Er selbst also hatte mir die Tür geöffnet, und ich trat in den durch ein Gaslicht ziemlich hell erleuchteten Korridor. Als er mich aber sah und trotz meines veränderten Aussehens auf der Stelle erkannte, stieß

er einen Ruf höchster Freude und Ueberraschung aus, schloß schnell die Haustür fest zu und stürzte mir, dem ihm Wiedergegebenen, an die Brust. Lange hielten wir uns umschlungen, und keiner von uns konnte dabei ein Wort hervorbringen. Endlich aber gelang es mir zuerst, Herr meiner Stimme zu werden, und ich rief, dem einzigen Gedanken, der mich ganz und gar erfüllte, Ausdruck gebend:

„‚Charles! Sprich! Hältst auch du mich für einen Mörder?‘

„‚Nein, nein,‘ rief er, ‚danach brauchst du mich gar nicht zu fragen, wie hätte ich mich sonst so sehr um deine Freiheit bemühen können? Ja, ich habe dich diese Nacht mit ziemlicher Bestimmtheit bei mir erwartet, denn ich wußte, daß du nur zu mir flüchten würdest und könntest, und habe darum auch meinen Diener frühzeitig zu Bett geschickt, um durch nichts gestört zu werden, wenn du kamst. Aber nun komm rasch in mein Zimmer. Du bist naß und gewiß etwas ermattet, ich kann es mir denken.‘

„Ich folgte seiner mich leitenden Hand, und bald saß ich in seinem gemütlich warmen Zimmer und hatte einen trockenen Rock von ihm an, denn mich fror in der Tat, da ich nur leicht bekleidet gewesen war und außer meinem Interimsuniformrock, den ich noch immer trug, keinen Schutz gegen die feuchtkalte Nachtluft gehabt hatte. In dem Zimmer selbst aber, in dem ich mich flüchtig umblickte, sah es nicht so ordentlich und gemütlich wie früher aus, denn es war mit Koffern und Kisten aller Art gefüllt, die deutlich genug auf eine baldige Abreise meines Freundes hindeuteten.

„Ich hatte ihm bald alles erzählt, was ich ihm im ersten Moment unseres Wiedersehens erzählen konnte, und er erwiderte mir darauf nur, daß er schon lange mit Thomson Unterhandlungen angeknüpft und demselben einen guten Dienst für die Zukunft angeboten hatte, wenn er mich retten wolle. Daß er mir nichts Schriftliches über seine dahinzielenden Bestrebungen zukommen ließ, erklärte nur zu gut seine amtliche Stellung, denn er, als Mitglied der Gesandtschaft der nordamerikanischen Freistaaten, durfte ja keinem vom Kriegsgericht verurteilten Engländer zur Flucht aus dem Gefängnis behilflich sein, und wie leicht konnte ein von ihm geschriebenes Wort in die unrechten Hände fallen und nicht nur ihn selbst kompromittieren, sondern auch mir den einzig möglichen Weg der Rettung verschließen.

„Wir sprachen darauf lange über mein Verhältnis hin und her, denn ach, was hatten wir uns alles zu sagen und zu klagen! So war

die Mitternacht längst vorüber, und ich fühlte mich erschöpft und weit mehr von einem peinlichen Durst als von Hunger gequält. Mein Freund, der über seiner Freude, mich wiederzusehen und sprechen zu hören, alles übrige vergessen hatte, holte jetzt Wein und Brot herbei, mehr hatte er selbst nicht im Hause, da er nie oder selten nur in demselben zu speisen pflegte. Als ich mich aber wieder gestärkt und ermutigt fühlte, sagte mein Freund folgendes zu mir:

„‚Ja, du bist gerade zur rechten Zeit deinem Kerker entflohen und in der letzten Frist zu mir gekommen, denn morgen schon hättest du mich um diese Zeit nicht mehr in London gefunden. Ich bin seit einigen Wochen als erster Sekretär an die Gesandtschaft in Bern versetzt, und morgen schon gehe ich mit dem Postdampfer nach Ostende ab. Es bleibt dir natürlich nichts anderes übrig, als mich dahin zu begleiten, wozu ich bereits einige mir nötig erscheinende Vorkehrungen getroffen habe. In der Schweiz bist du ein freier Mann, nimmst einen andern Namen an, und kein Mensch fragt nach deiner Vergangenheit, wenn du sie nicht selbst jemandem verraten willst. Brauchst du übrigens irgendwelche Legitimationspapiere, so wirst du sie von mir in bester Form erhalten. Deine in New York fällig gewordene Rente mußte nach deiner Verurteilung, die ja öffentlich bekannt gemacht worden war, natürlich von englischer Seite mit Beschlag belegt werden, aber man muß mir, deinem gesetzlichen Erben, das in der Bank niedergelegte Kapital ausliefern, denn ich bin ja außer meinem Bruder, der sein Teil vorweg erhalten, der einzige natürliche Erbe meines Vaters, wozu ja auch dein Rentenkapital gehört. Indessen zage deshalb nicht, ich werde dir deine Rente so pünktlich zahlen, wie die Bank von New York es getan hätte, denn für mich bist du weder tot, noch hast du in meinen Augen das Recht eingebüßt, die dir allein gehörige Erbschaft zu genießen.‘

„Nun, Herr Doktor, war das nicht edel von meinem treuen Freunde, und haben Sie nun schon einen schwachen Begriff von seinem Charakter und seinem Herzen gewonnen? Ich denke doch, aber Sie werden ihn bald noch besser kennen lernen, indem Sie sehen, wie er selbst in den kleinsten Dingen für mich zu sorgen gewußt und alle möglichen Maßregeln ergriffen hatte und ferner ergriff, die meine Zukunft sicher stellen und mich unabhängig machen konnten.

„Erst nach drei Uhr gingen wir in jener Nacht in Kensington zur Ruhe, und Charles’ Bett war geräumig genug, uns beide aufzunehmen. Wir teilten uns brüderlich darein, und seit sieben Monaten hatte ich

nicht auf einem so guten und weichen Lager geschlafen; Sie werden also begreifen, wie verhältnismäßig glücklich ich mich fühlte und wie wonnig ich meine ermatteten und von dem langen Sitzen steifen Glieder auf das feine Linnen streckte.

„Am nächsten Tage standen wir erst um neun Uhr morgens auf und beglückwünschten uns noch einmal von ganzem Herzen. Bald darauf aber und während wir beim Frühstück saßen, teilte mir mein Freund mit, was er zunächst über mich beschlossen habe und welche Rolle ich spielen müsse, um sicher auf den Dampfer zu kommen und später ungefährdet die Schweizer Grenze zu erreichen. Ich sollte einen seiner Diener vorstellen und dazu wurden alsbald alle Vorkehrungen getroffen. Sein Diener, er hatte nur einen, mußte mir seine neueste Livree bringen und glücklicherweise paßte sie mir. Eine Perücke war auch bereits vorhanden und meinen im Gefängnis bedeutend gewachsenen Bart stutzte mir Charles so kunstgerecht zu, daß niemand mich, der ich früher nie einen Vollbart getragen, so leicht erkennen konnte, was auch schon deshalb nicht so leicht möglich war, da wir am dunklen Abend nach der Themse fuhren und die Dienerschaft eines amerikanischen Gesandtschaftssekretärs niemals einer polizeilichen Kontrolle unterworfen wird.

„Der Tag verging mir wie im Fluge unter mir ganz neuen Betrachtungen der Fuhrwerke und Menschen, die ich an meinem Fenster vorüberfahren und gehen sah, und mein Freund war in der Mittagszeit nur zwei Stunden abwesend, um von seinem bisherigen Chef Abschied zu nehmen und einige andere Bedürfnisse für mich einzukaufen. Auch brachte er seine Pässe von der Botschaft mit zurück und in denselben war ich als Mr. Humphrey Scott eingetragen, ein Name, den ich, wie Sie wissen, bis heute beibehielt. Wir speisten diesmal im Hause und wurden von Charles' Diener auf das beste bedient, der nicht einmal mit Blicken fragte, warum ein Freund seines Herrn, den er persönlich nicht kannte, seine eigene Livree zu tragen beliebe. Er war ein stiller, ernster Mann, obwohl er Fröhlich hieß, und aus Baltimore erst vor einigen Monaten in London angelangt und meinem Freunde von einem Verwandten als zuverlässig und treu aus seinem eigenen Haushalt herübergesandt, da er, als geborner Schweizer, nun mit seinem neuen Herrn seine Heimat wiedersehen konnte, nach der er ein großes Verlangen hegte, das in Baltimore sogar zu einem krankhaften Heimweh ausgeartet war.

„So war ich also in jeder Hinsicht gesichert und unter dem Schutze meines Freundes ging unsere Einschiffung am dunklen, nebelreichen

Abend ganz vortrefflich vonstatten, indem er die Vorsicht gebrauchte, erst kurz vor Abgang des Schiffes an Bord einzutreffen, nachdem sein Gepäck schon lange vorher dahin gesandt war.

„O, mit welchen Gefühlen ich die großen Schaufelräder des Schiffes sich in Bewegung setzen sah, lassen Sie mich nicht beschreiben, und mit Freuden spielte ich die Rolle eines Dieners und begab mich mit Fröhlich in eine ziemlich geräumige Kabine, um mich sofort auf mein Lager zu strecken und aus ganzem, vollem Herzen dem Allmächtigen meinen Dank zu sagen, daß er mich der Schmach der Deportation hatte aus dem Wege gehen lassen.

„Am nächsten Morgen langten wir zu guter Zeit glücklich in Ostende an, bestiegen ohne Aufenthalt die Eisenbahn und fuhren nach Köln, wo wir eine Nacht blieben, um am nächsten Morgen unverweilt die Reise südwärts nach der Schweiz anzutreten. Neben dem Diener meines Freundes sitzend, hielt ich mich auf dieser ganzen weiten Reise still, denn noch konnte ich den raschen Umschwung meines Schicksals nicht fassen, und erst als ich die Grenzen der freien Republik überschritten hatte und in Basel im Gasthof saß, atmete ich erleichtert auf, zwar nur für den Augenblick, denn bald genug stürmten wieder die düsteren Gedanken auf mich ein, denen ich nun schon solange zur Beute gefallen war und die mich nie wieder aus ihren Geierkrallen loslassen sollten.

„Ich blieb acht Tage bei meinem Freunde in Bern, wo ich mir neue Kleider, Wäsche und alles übrige anschaffte, was ich zu meinem ferneren Unterhalt bedurfte und bei dem großen Schiffbruch meines Lebens verloren hatte. Charles H . . . . . t ging mir in allem mit Rat und Tat zur Hand und suchte vergebens meine Stimmung zu bessern, meinen gesunkenen Mut aufzurichten, denn nichts, was er ersann und vorbrachte, äußerte die geringste Wirkung auf meinen vom Unheil umnachteten und sich selbst befehdenden Geist Allmählich aber dämmerte schon hier ein seltsamer Entschluß in mir auf, und wenn ich ihn auch jetzt noch nicht ausführte, so stand doch soviel bei mir fest, daß etwas Ernstliches, Unwiderrufbares geschehen müsse, um meinen Bruch mit meiner Familie, die durch meine Verurteilung mit gebrandmarkt war, zu einem vollständigen zu machen und mich wie einen Toten aus ihrem Gedächtnis zu streichen.

„Zudem hielt ich mich auch in der Schweiz und am wenigsten in Bern für vollkommen sicher, wenn ich etwa verfolgt werden sollte, was mein Freund als nicht wahrscheinlich von der Hand wies und, aus mir

näher angegebenen Gründen gerade auf diese Unwahrscheinlichkeit bauend, meine Sicherheit für vollkommen gewährleistet hielt. Denn, verfolgte man mich, früher oder später, wie ich es voraussetzte und befürchtete, so war selbst die republikanische Schweiz verpflichtet, mich, wenn ich entdeckt wurde, auszuliefern, da ich ja ein vom Gesetz anerkannter und verurteilter Mörder war oder wenigstens dafür galt. Und wie leicht konnte mir auf den Straßen Berns, dieser belebten Stadt, die von Engländern aller Gesellschaftsklassen wimmelte, irgendein Bekannter zufällig begegnen und durch ihn eine Kunde von meinem Aufenthalt daselbst nach England gelangen, um den englischen Gesandten sofort auf mich aufmerksam zu machen.

„Ueber diesen Punkt pflog ich häufige Beratungen mit meinem Freunde, und da er meine Besorgnis nicht ganz wegleugnen konnte, verabredeten wir allerlei, wie einer solchen Gefahr am besten entgegenzutreten oder sie ganz zu beseitigen sei. Ich ging darin am peinlichsten zu Werke, überlegte Tag und Nacht jede Kleinigkeit und faßte endlich einen Entschluß, den mein Freund nach genauer Prüfung im allgemeinen billigte, da er wohl sah, daß ich nicht länger in Bern zu halten sei.

„Nein, ich konnte das heitere Leben der mich umgebenden Welt und das rauschende Treiben einer großen Stadt nicht länger ertragen, und mir kam es oft so vor, als müßten die hohen Häuser der Stadt und ihre Türme über mich zusammenstürzen, wenn ich noch länger in ihren Mauern verweilte. Ich mußte allein sein, ganz allein, von niemandem gekannt, von niemandem beachtet, und mir meine eigenen Wege suchen, die außer mir so leicht niemand betrat. Zu diesem Zweck und um jedem Notfall gewachsen zu sein, stellte mir mein Freund einen Paß auf meinen einmal angenommenen Namen mit dem Charakter eines amerikanischen Bürgers aus, von dem ich jedoch nur in besonderen Lagen Gebrauch machen sollte.

„Mit Geld war ich dank der Güte meines Freundes von Anfang an mehr denn hinreichend versehen, und niemals bis heute habe ich mir in meinen Ausgaben die geringsten Einschränkungen aufzuerlegen brauchen.

„So trennte ich mich denn, zwar mit großen Schmerzen, aber doch der gebieterischen Notwendigkeit folgend, von Charles H.....t, der mir feierlich versprach, meine Verhältnisse auch in meiner Abwesenheit im Auge zu behalten und namentlich von Zeit zu Zeit in England unter der Hand und bei vertrauten Personen Erkundigungen einzuziehen, ob

sich in bezug auf die Entdeckung des wahren Mörders Sir Lawrence Rowlands noch nichts Neues zugetragen habe. Von Zeit zu Zeit schrieb er mir darüber, aber im ganzen korrespondierten wir nur selten, er, weil er mir nichts Neues mitzuteilen hatte, wenigstens nichts Günstiges, und ich, weil ich allmählich ganz und gar ein einsiedlerisches Leben zu führen und mich von allen Befreundeten auf Erden loszulösen begann.

„Als ich Bern endlich den Rücken gekehrt und nun anfangs planlos, später nach einem bestimmten geographischen Plane die verschiedenen Kantone besuchte, begannen meine monatelangen Irrfahrten in der Schweiz, auf denen ich mir irgendwo ein mir zusagendes Asyl suchen oder gründen wollte. Allein, soviel ich anfangs suchte und in allen Winkeln und Ecken umherspähte, keine Stelle war mir einsam und abgelegen genug. Endlich kam ich auf meinen langen Irrfahrten auch nach Interlaken, das ich bisher als Hauptsammelplatz aller Touristen der Erde absichtlich vermieden hatte. Hier gefiel es mir trotz der sichtbaren Menschenmenge ausnehmend, die Berge und Täler sagten durchaus meiner Naturliebhaberei zu, und so suchte ich die ganze Umgebung des kleinen Paradieses nach einer einsamen Stelle ab, wo ich endlich von meinen Pilgerfahrten ausruhen und mir ein festes Standquartier gründen konnte.

„So erstieg ich auch eines Tages den Abendberg, nächtigte bei Sterchi und besuchte am andern Morgen seine Alp, die ich nach allen Richtungen umkletterte und behufs einer Niederlassung gleichsam studierte. Und siehe da, da hatte ich endlich gefunden, was ich solange gesucht. Ich sah mir die auserwählte Stelle genau an, berechnete jede Oertlichkeit und erwog in meinem darin sehr vorsichtig gewordenen Geiste jede Möglichkeit, die mir hier oben verderblich oder ersprießlich sein konnte. Nichts aber sprach gegen meine Wahl, alles dafür, und so kehrte ich im stillen frohlockend mit Sterchi zurück und teilte zuerst ihm meinen Plan mit, mich auf seinem Grund und Boden in einer mir zusagenden Weise anzusiedeln. Ich versprach, die von mir zu erbauende Hütte, wenn ich sie einst verließe, ihm als sein Eigentum zu hinterlassen, fragte, ob er mich in einfachster Weise und gegen gute Bezahlung beköstigen wolle, und — er ging nach einigem Besinnen darauf ein. Er hat mir auch bis auf den heutigen Tag treulich Wort gehalten und sich mir überhaupt als ein redlicher und wackerer Mann erwiesen, namentlich in dem ihm von mir abgenommenen Versprechen, niemandem meinen Aufenthaltsort zu verraten. Wie ich ihm sagte, wollte ich ganz unbehelligt

von anderen nur mir allein leben, von niemandem Besuch haben, und hauptsächlich in der frischen Bergluft von meiner nervösen Schwäche zu genesen suchen, weshalb ich mich auch ganz still verhalten müsse und höchstens nur zeichnen, klettern und jagen dürfe.

„So ließ ich mir denn dieses Haus bauen, und im Frühjahr, nachdem ich den Winter über einsam und allein in Sterchis Haus gewohnt, zog ich selbst in dasselbe ein. Ich ward mein eigener Koch, Bäcker und Fleischer, Tischler und Zimmermann, und da ich auf meinen Seereisen darin schon mancherlei Studien gemacht, wurde mir meine Aufgabe nicht allzu schwer und ich fügte mich willig und schnell in alle Umstände, von deren Mannigfaltigkeit und doch auch öder Einförmigkeit ich mir in meinem früheren Leben nichts hatte träumen lassen.

„Ich hatte jedoch trotz meiner vielen, sich täglich neu einstellenden Arbeiten Zeit genug, über mein Schicksal und mein verfehltes Leben nachzudenken. Anfangs freilich fehlte mir nichts, ich hatte Ruhe vor der Welt und vor den Menschen, die mir so wehe getan; mit der Zeit aber kam mir allmählich das einsame Leben hier oben schrecklich vor, es drückte bisweilen zentnerschwer auf mich, und kaum konnte ich es ertragen, da ich meine Widerstandskraft allmählich schwinden fühlte. Meine einzige Lust bestand darin, auf den Bergen umherzuschweifen und dann von Zeit zu Zeit von meinem Freunde in Bern, dem einzigen, der meine traurige Existenz halb und halb kannte, einen Brief zu empfangen und aus seinen Zeilen zu lesen, daß ich noch nicht ganz im Gedächtnis der Menschen erloschen und noch ein, freilich sehr isoliertes, Mitglied der menschlichen Gesellschaft sei. Von meinem in mir wogenden und täglich wachsenden Schmerze aber gab ich niemals Kunde, denn ich war auch jetzt noch zu stolz, irgend jemanden ganz in mein trostloses Herz blicken zu lassen.

„Doch hier muß ich nun endlich auf jenen schon vorher angedeuteten Entschluß zurückkommen, der sich gleich in den ersten Tagen in Bern in mir gebildet, hier oben aber schon während des vorigen Sommers ganz in mir entwickelt hatte. Ich war fest entschlossen, nun ganz tot für die Welt zu sein, und zu dem Zweck verfaßte ich selbst eine Zeitungsnachricht, schrieb sie mit verstellter Hand ab und sandte sie von Interlaken aus einem Redakteur der „Times", eine Zeitung, die, wie ich wohl wußte, von meiner Mutter alle Tage genau, namentlich in bezug auf Familienangelegenheiten, gelesen wurde. In dieser Nachricht stand, daß ein Engländer meines wirklichen Namens bei einer Bergtour im

Berner Oberlande, in der Nähe von Interlaken, verunglückt sei, daß man aber seinen Leichnam bis jetzt noch nicht gefunden habe.

„Der Zeitungsredakteur druckte ohne weitere Prüfung und wahrscheinlich ohne meinen Prozeß in England zu kennen oder zu beachten, die ihm zugesandte Nachricht ab, nachdem er sie nach eigenem Ermessen zugestutzt und seinen Lesern mit einigen hochweisen Bemerkungen mundgerecht gemacht hatte. Daß sie wirklich in der „Times" in einer ganz anderen Form, als ich es gewollt, erschienen war, teilte mir mein Freund aus Bern mit, der sie selbst gelesen, zugleich aber sagte er mir auch in seinem Briefe, daß er mit diesem meinem Vorgehen nach wie vor unmöglich einverstanden sein könne, einmal, weil ich mit derselben doch eine offenbare Lüge ausgesprochen hätte, und sodann, weil ja gar nicht zu berechnen sei, welche Folgen eine solche Todeserklärung nach sich führen werde. Indessen diese seine mir schon bekannte Mißbilligung meines letzten Schrittes verschlug mir nichts mehr, ich hatte einmal den mir vorgesetzten Zweck erreicht und war nun, was ich wollte, tot für die Welt, für die Meinen, und bin es auch heute noch. Jetzt haben die letzteren mich, nachdem sie mich eine Zeitlang beklagt und betrauert, gewiß vergessen, und der unauslöschliche Makel, der an mir haftete, solange ich lebte, vergiftet ihr Herz nicht mehr.

„Aber ach! die Wucht der Last, die ich mit diesem Schreiben auf mich genommen, war doch viel größer, als ich mir vorgestellt, und das sollte ich nicht gleich in den ersten Wochen danach, sondern erst später erfahren. Ich hatte mir wohl ganz richtig gedacht, daß der Schmerz meiner Verwandten, wenn sie glaubten, daß ich tot sei, endlich vorübergehen würde, aber daß ich selbst eine so große Sehnsucht, die zuletzt zu einer kaum beschreiblichen Höhe anwuchs, nach meinen Lieben empfinden könnte und würde, das hatte ich mir nicht gedacht, und nun, als diese namenlose Sehnsucht in meiner Einsamkeit sich einstellte, mein Herz vor Wehmut zusammenschrumpfen machte und zugleich meinen Geist verdunkelte, da wurde ich erst den ganzen Umfang und die Bedeutsamkeit meines Schrittes gewahr. Aber die Reue kam zu spät, und der einmal, ach, so leichtsinnig getane Schritt ließ sich nicht mehr rückgängig machen. Ich mußte die selbstverschuldeten Folgen tragen.

„Mit dieser Betrachtung, mein lieber Herr Doktor, bin ich mit meiner Geschichte eigentlich zu Ende, und mir bleibt nur noch übrig, einige Worte in bezug auf Sie selbst hinzuzufügen.

„Von dem Augenblick an, wo ich Sie sah, als Sie in jenem Ge-

witterregen in Sterchis Sennhütte traten, fiel es mir mit einem Male wie Schuppen von den Augen, und meine ganze trostlose Verlassenheit drückte mit voller Wucht schwerer denn je auf mein Herz. Ich war gerade durch meine zunehmende Kränklichkeit und das unablässige Nagen des in mir wühlenden Schmerzes in eine Art Krisis meines Leidens geraten, deren Entscheidung notwendig bald nach der einen oder anderen Seite fallen mußte. Ich sehnte mich seit einiger Zeit namenlos nach einem empfindungsreichen Menschen, nach freundschaftlicher Teilnahme, nach Austausch der Gedanken — mit einem Wort, ich war nahe daran, mein selbstgewähltes Einsiedlerleben fernerhin für unerträglich, ja für unmöglich zu halten. Ich hatte es in der letzten Zeit nur noch mit der größten Selbstüberwindung ertragen und eingesehen, daß ich meine innere Widerstandskraft gegen die peinvollen Entbehrungen meiner äußeren Lage bei weitem überschätzt. Ja, das war nun aber alles zu spät. Der Würfel war gefallen, und ich mußte das verlorene Spiel zu Ende bringen. Und wohin sollte ich auch? Wer bot mir eine sichere Unterkunft, wer zugleich Teilnahme und Mitgefühl an? Tag und Nacht lag ich darüber im Kampf mit mir selbst und konnte mich zu keinem neuen Entschluß durchringen. Da, gerade zu dieser Zeit kamen Sie. Ich betrachtete Ihre Person als eine Gabe Gottes, die mir zu rechter Zeit zu Hilfe gesandt; Ihr Gesicht, mit dem unverkennbaren Ausdruck der Teilnahme, Ihr ganzes Wesen, die Art und Weise Ihres Sprechens, der Ton Ihrer Stimme gefielen mir auf der Stelle, heimelten mich förmlich an. Nun, ich hatte mich in Ihnen auch nicht getäuscht. Sie wurden zuerst mein Arzt, dann mein Freund, und jetzt, jetzt wissen Sie, bis zu welcher Höhe meine Freundschaft für Sie gediehen ist, welches Vertrauen ich zu Ihnen habe, denn nun erst kennen Sie mich ganz und haben die traurige Geschichte des unglücklichen Einsiedlers vom Abendberge gehört."

Der Erzähler atmete nach diesen Worten aus tiefster Seele auf, senkte den Kopf auf die Brust und sah schweigend und wie in Gedanken verloren vor sich nieder. Ich aber, ich — ach! war schon lange so tief erschüttert, so von Mitgefühl durchdrungen und von den mannigfachsten in mir durcheinander wühlenden Gedanken bestürmt, daß ich zuerst gar keine Worte fand, meine Empfindungen auszusprechen, die dem armen, neben mir sitzenden Manne ein Zeugnis von meiner innigsten Teilnahme gegeben hätten. Um so weniger fand ich Worte, mir selbst Luft zu machen, da ich ja das, was ich am liebsten gleich auf der Stelle gesagt

hätte, in meine Brust zurückdrängen mußte; denn ich erkannte, daß ich ihm mein Wissen, meine Kenntnisse von seinen Verhältnissen und schließlich die Nähe seiner Verwandten nicht verraten dürfe, sondern ihn, meinen Patienten, dessen Nervensystem nach so schweren Prüfungen so arg zerrüttet war, allmählich, Schritt für Schritt, auf das nun Kommende vorbereiten, und somit erst an die Wirklichkeit des Lebens wieder gewöhnen müsse, ehe ich ihn in dasselbe zurückführte.

Aber bevor dies geschehen konnte war noch viel bei mir zu überlegen, zu bedenken, zu ordnen, zu regeln, denn wenn ich auch einen Teil seines Geschicks, die Wiedervereinigung mit seinen Verwandten, in Händen hielt, so war doch der andere, der Hauptteil, der ihn allein seines Glücks sich bewußt werden lassen konnte, bei weitem noch nicht aufgeklärt, und ich mußte erst mit dem Amerikaner in Bern selbst darüber Rat pflegen, da mir mein Schweizer Freund in seinem Briefe nicht alle mir nötige Auskunft über diesen Punkt gegeben hatte oder hatte geben können. Erst wenn ich diese Auskunft erlangt, konnte ich mit voller Ueberlegung in meiner Handlung vorwärts schreiten und — womöglich — noch auf dem Berge die Vereinigung der getrennten Familienglieder ins Werk setzen.

Dies alles flog mir damals durch die Seele, nachdem mir Mr. Scott seine Geschichte zu Ende erzählt, und da er mich in ein langes Sinnen versunken sah, glaubte er, ich sänne über sein trauriges Schicksal nach, und so störte er mich nicht darin und hielt geduldig neben mir aus, bis ich mit meiner Erwägung zu Ende gekommen war.

Da aber regte sich plötzlich ein neuer Gedanke in mir, und freudig aufblickend reichte ich ihm meine Hand und drückte die seine innig und warm. „Mr. Scott," sagte ich, „ich danke Ihnen herzlich für Ihr schönes und mich so hoch ehrendes Vertrauen. Ich nehme nach wie vor den innigsten Anteil an Ihrem Schicksal und werde Ihnen das mit Gottes Hilfe auch durch die Tat beweisen können. Ja, Ihr Schicksal ist in Wahrheit ein unsäglich schweres und trauriges gewesen und immer noch in ein tiefes Dunkel gehüllt, da der wirkliche Mörder des Sir Lawrence Rowland sich der menschlichen Gerechtigkeit entzogen und dadurch niederträchtigerweise Sie so schonungslos ins Unglück gestürzt hat. Nun aber nennen Sie mir auch Ihren wirklichen Namen, damit ich endlich weiß, wen ich in Ihnen vor mir habe; denn so treu und gewissenhaft Sie auch in ihrer Erzählung gewesen sein mögen, den Namen Ihrer Mutter und den Ihrigen haben Sie mir nicht genannt."

Er lächelte matt bei diesen Worten, nickte mit dem Kopf und sagte: „Ja, Sie haben recht, das muß und will ich Ihnen auch sagen. Nun, meine Mutter ist Mrs. Harriet Duncan, und ich heiße Harry, also Harry Duncan. Aller übrigen Namen, den meiner Schwester und meiner Cousine, kennen Sie ja bereits."

Ich nickte nur wieder, fast sprachlos, denn meine Gefühle übermannten mich fast. Ach, der Arme ahnte von allen Gedanken, die mich durchfluteten, keinen einzigen und am wenigsten den, daß ich sein Schicksal in bezug auf seine Verwandten gewissermaßen in meinen Händen hielt. Aber, so gern ich ihm auch sogleich eine große Freude bereitet hätte, so wiederholte ich mir doch, daß ich nur langsam den Faden dieses Schicksals abwickeln dürfe, ohne sein angegriffenes Nervensystem mehr als nötig zu erschüttern; denn daß dasselbe einer längeren Erholung bedürfe, sah ich nur zu gut ein.

Er hatte schon lange seinen Kopf gegen die hölzerne Wand gelehnt und seine Lider fielen schwer über seine Augen herab. So hielt ich es denn für nötig, noch einmal sein Arzt zu sein und gab ihm wieder ein Pulver von meinem beruhigenden Mittel ein, und dann bat ich ihn, sich zur Ruhe zu begeben, um am nächsten Morgen um so frischer zu sein, damit wir unsere Meinungen und Ansichten über das Vorliegende noch weiter aussprechen könnten. „Ja," sagte er und erhob sich schon, „ich bin müde, merkwürdig müde und abgespannt, und doch fühle ich mich wunderbar erleichtert. O, geben Sie mir noch einmal Ihre Hand und nehmen Sie meinen innigsten Dank für Ihre Liebe entgegen."

Ich gab ihm die Hand und dann begab er sich in sein Schlafzimmer, und als ich nach einer Viertelstunde noch einmal zu ihm ging, hörte ich an seinen ruhigen Atemzügen, daß er sanft und fest eingeschlummert war.

Jetzt erst, von den mannigfachsten Empfindungen heimgesucht, begab ich mich in mein Zimmer zurück, um mich auch allmählich auf meine Nachtruhe vorzubereiten. Indessen kam ich noch lange nicht zu Bett, das heißt, auf mein mit wollenen Decken notdürftig versehenes Sofa, vielmehr saß ich fast unbeweglich auf meiner einfachen Lagerstätte, den Kopf auf die Hand gestützt, und sann über die wunderbaren und geheimnisvollen Wege Gottes nach. Dann aber überlegte ich, was ich in dem vorliegenden Falle zu tun nötig haben würde. Es wurde mir bald klar, daß ich vor allen Dingen zuerst nach Bern reisen und den amerikanischen Diplomaten sprechen müsse. Zu dieser kurzen Reise war ich auch bald

entschlossen. Ich wollte keinen Tag verlieren und schon am nächsten Tage nach Bern abreisen. Allein bei näherer Ueberlegung sah ich ein, daß es doch noch nicht so schnell gehen würde, wie ich im ersten Moment gehofft. Bevor ich nach Bern ging, mußte ich notwendig erst zu Sterchi hinunter, um mir die zur Reise erforderlichen Kleider zu holen, denn in dem schon hart mitgenommenen Bergrock und den Bergschuhen, die ich hier oben trug, konnte ich unmöglich den mir persönlich unbekannten amerikanischen Diplomaten besuchen.

Nun aber erregte mir ein längerer Aufenthalt bei Sterchi wieder einige Schwierigkeit in bezug auf die drei Engländerinnen, die, sobald sie meiner habhaft wurden, mich doch gewiß mit Fragen bestürmen würden, wo ich solange gewesen sei. Ihnen also mußte ich auch aus dem Wege gehen, und ich wollte ihnen in der Tat erst wieder vor Augen treten, wenn ich genau von allen obschwebenden Verhältnissen unterrichtet war und ihnen mit meiner Person zugleich auch Hoffnung, Freude und Glück in jeder Gestalt wiederzubringen vermochte. So mußte ich also heimlich in Sterchis Hause eintreffen und Harry Duncans Verwandte durften fürs erste nicht erfahren, daß ich wieder eine Nacht mit ihnen unter einem und demselben Dache wohnte.

Sobald ich daher am folgenden Morgen aufgestanden war, setzte ich mich an Herrn Duncans Schreibtisch und schrieb an Sterchi, daß ich an diesem Abend, wenn in seinem Hause alles zur Ruhe sei, bei ihm eintreffen würde, daß er aber niemandem meine Ankunft verraten dürfe. Ich würde abends halb neun Uhr langsam von der Alp weggehen, und also etwa eine Stunde später im Hotel sein, und er möge mir, womöglich, auf dem gewöhnlichen Wege eine Strecke entgegenkommen, da ich mancherlei Wichtiges mit ihm zu besprechen hätte. Sodann wollte ich mich einmal in einem Bette eine halbe Nacht ausruhen, aber morgens um vier Uhr schon wieder den Berg hinabsteigen, um Punkt halb sechs am Thuner Dampfer zu sein und eine etwa zwölfstündige Reise anzutreten. Abends bald nach sieben Uhr würde ich dann wieder auf dem Berge bei ihm sein. Dieses mein ganzes Vorhaben solle er vor jedermann geheim halten. Es sei wichtig und er werde alles so genau erfahren, wie möglich, wenn er nur noch ein paar Tage Geduld haben wolle.

Das war mein erster Brief, und ich rechnete darauf, daß mein darin angedeutetes Vorhaben, namentlich in bezug auf die festgesetzte Zeit, glücken würde. Denn, traf ich Mr. Charles H.....t in Bern zu

Hause, wie ich hoffte, so hatte ich von neun Uhr morgens bis zwei Uhr mittags Zeit zum Aufenthalt bei ihm und konnte also bequem bald nach sieben Uhr wieder auf dem Abendberge sein und mich den drei englischen Damen zugesellen, um sie, wenn ich glückliche Kunde mit heimbrächte, allmählich auf ihr Zusammentreffen mit Harry vorzubereiten. Damit ich sie aber bestimmt am Abend auf dem Berge fände, schrieb ich noch einen zweiten Brief an Sterchi, den er ihnen, wie ich am Schlusse des ersten Briefes sagte, zeigen solle und worin es hieß, daß ich am nächstfolgenden Tage abends nach sieben Uhr von Interlaken zurückkehren werde, daß sie also unter allen Umständen mich bis dahin auf dem Berge erwarten sollten, wobei ich mit wenigen Worten durchblicken ließ, daß ich hoffte, ihnen eine angenehme Kunde mitteilen zu können.

Sobald ich diese beiden Briefe geschlossen und adressiert, kleidete ich mich rasch an, stieg, der besten Hoffnung voll, nach der Sennhütte hinab und kam gerade zur rechten Zeit, um Christen noch vor der Tür zu treffen, der seine Milchbutte schon auf dem Rücken hatte, um den Weg nach seines Herrn Hause anzutreten. Ich gab ihm die Briefe und empfahl ihm die größte Sorgfalt für dieselben. Er versprach, sie seinem Herrn nur eigenhändig zu überliefern, trabte sogleich ab, und ich sah ihn mit einer wahren Herzensfreude von der Alp abziehen.

20.

Jetzt erst, nachdem auch das besorgt, dachte ich an mich selber und kehrte langsam wieder zur Blockhütte zurück, wo ich, da Harry Duncan noch schlief, zur Bereitung eines einfachen Morgenmahls ging. Eben aber, als ich bei dem Genusse einer Tasse Kaffee war, trat mir mein Wirt entgegen und begrüßte mich mit der freundlichsten Miene. Meine Augen flogen sogleich nach seinem Gesicht und da fand ich zu meiner Freude, daß er ganz wohl und zufrieden aussah. Er reichte mir die Hand, und ich lud ihn ein, an meinem Frühstück teilzunehmen.

„Wie haben Sie geschlafen?“ fragte ich zuerst.

„Vortrefflich!“ entgegnete er rasch. „Ihre Mittel wirken bei mir immer, was sie sollen, und ich habe die ganze Nacht traumlos und im festesten Schlaf zugebracht. — Aber es ist sonderbar,“ fuhr er mit leichtem Lächeln fort, „die Welt hat sich bei mir hier oben fast ganz umgedreht. Sie scheinen der Wirt und ich Ihr Gast zu sein, während es doch umgekehrt sein sollte.“

„Lassen Sie es gut sein," erwiderte ich scherzend, „man sagt ja, die Welt drehe sich immer um, warum also auch nicht hier? Doch, nun setzen Sie sich. Da haben Sie alles, was Sie bedürfen."

Er nahm seinen Platz ein, und ich sah, daß es ihm trefflich schmeckte, und daß er mit größerem Appetit als am vorigen Tage aß. Nachdem wir eine Weile im Schweigen verharrt, nahm ich das Gespräch wieder auf und sagte:

„Nun aber, mein lieber Freund —" ich vermied es absichtlich, ihn bei seinem wirklichen Namen anzureden, um seine Gedanken nicht wieder in eine unruhige Strömung zu treiben — „muß ich Ihnen eine Mitteilung machen. Ich habe eine nötige kleine Reise vor, die mich morgen den ganzen Tag in Anspruch nehmen wird. So werde ich Sie denn heute abend verlassen, übermorgen aber denke ich, wiederkommen zu können, und dann — und dann — werden Sie ja wohl ganz genesen sein."

„Ich will es hoffen. Aber einen ganzen Tag soll ich Sie nicht sehen? O, das wird ein langer Tag für mich sein. Doch, was hilft's? Ich m u ß mich fügen und so füge ich mich. Ach ja, das wenigstens habe ich gelernt. W a n n aber werden Sie übermorgen wieder bei mir sein?"

Ich sann nach. Ich konnte es ja nicht bestimmt vorhersagen, da ich nicht im voraus wissen konnte, was vorfallen würde, und so sagte ich denn:

„Die Stunde will ich nicht genau bestimmen, aber kommen werde ich gewiß. Sie brauchen mich jedoch nicht zu erwarten und können ausgehen, wenn Sie ein Bedürfnis danach haben."

„Ja, das ist es eben, woran ich dachte," sagte er. „Nun gut, so kommen Sie, sobald Sie können; aber ich will Ihnen meinen zweiten Schlüssel zum Hause geben, dann kann ich gehen, wohin ich will, und Sie brauchen nicht vor der Tür zu warten."

Damit war ich einverstanden und steckte den Schlüssel, den er mir alsbald gab, in die Tasche.

Als wir gefrühstückt, nahmen wir Hüte und Stöcke und machten einen tüchtigen Spaziergang, wobei ich mich von Herzen freute, meines Patienten Schritt wieder frisch und elastisch zu finden, wie früher.

Erst gegen elf Uhr kehrten wir heim und sahen, als wir aus den Bäumen der Kuppe auf das freie Plateau traten, den alten Peter mit einem Korbe, den er neben sich gestellt, vor der Tür der Blockhütte sitzen und geduldig unserer warten. Als der kleine Mann uns kommen sah,

sprang er behende auf und begrüßte uns freundlich, indem er viele Grüße von seinem Herrn bestellte und dann frischen Braten, frische Eier, einige Kartoffeln und zwei Flaschen Markgräfler überlieferte, die mir heute außerordentlich zur rechten Zeit kamen. Nebenbei aber gab er mir auch einen Brief, und ich sah sofort an der Handschrift, daß er von Sterchi geschrieben war, also eine Antwort auf meine Briefe von heute morgen enthielt.

Nachdem Peter von Mr. Duncan ein paar Franks zur Belohnung für seine Mühe erhalten, ging letzterer mit den gebrachten Speisevorräten in das Haus, ich dagegen begleitete Peter eine Strecke den Berg hinab.

„Peter," sagte ich, als wir vom Hause entfernt genug waren, um nicht mehr gehört zu werden, „sprecht jetzt etwas leise, wenn Ihr meine Fragen beantwortet. Zuerst: wie steht es unten?"

„O, ganz gut, Herr Doktor. Alles ist ja wohlauf und steht noch auf derselben Stelle."

„So. Was machen die drei Engländerinnen? Habt Ihr sie gestern oder schon heute gesehen?"

„Jawohl, Herr, ich habe sie oft gesehen und auch gehört, daß die beiden jungen Damen mit dem Herrn von Ihnen sprachen, noch heute morgen, als ich vom Hause fortging und Ihren Brief schon in der Tasche hatte. Und da sagte ihnen gerade der Herr, daß Sie morgen abend wahrscheinlich wieder auf dem Berge sein würden, und darüber freuten sie sich sehr."

Als ich dies von Peter hörte, nickte ich freudig und sagte zu mir selbst: „Nun, das walte Gott!" Und dann ließ ich Peter ziehen, um zwischen den Tannen, von niemandem beobachtet, meinen Brief zu öffnen und zu lesen.

Sterchi versprach mir in seiner Antwort, alles zu tun, was ich von ihm verlangt, und er würde mir am Abend, wenn ich den gewöhnlichen Weg von der Alp nach seinem Hause einschlüge, eine Strecke entgegenkommen, um das, was er bereits über den Einsiedler wissen dürfe, von mir zu erfahren. — Der gute Mann war also auch, wie es schien, etwas neugierig geworden, und das mochte ich ihm in diesem Fall gewiß nicht verdenken. — Die drei englischen Damen, schrieb er mir noch, befänden sich ganz wohl, nur hätten sie eine große Sehnsucht nach mir und stiegen mehrmals des Tages eine Strecke den Berg hinab, in der Hoffnung, mich einmal auf dem Wege zu treffen.

„Nun, das wird auch bald geschehen," sagte ich zu mir, „aber sie mögen Geduld haben, wie ich. Wer weiß, wer sich mehr auf unser Wiedersehen freut, sie oder ich!" —

Sinnend, wie jetzt immer, denn ich hatte in meinem Herzen genug zu überlegen, schritt ich langsam wieder zwischen den Tannen empor und traf Harry Duncan vor der Tür auf einer kleinen Bank sitzen, die er sich erst in den letzten Tagen vom Sennen Heinrich hatte anfertigen lassen, und in seiner Mappe unter seinen Zeichnungen blättern. Ich war nicht wenig darüber verwundert und erfreut, daß er sich schon wieder solchen Dingen zuwandte, und es schien mir ein gutes Zeichen in jeder Beziehung zu sein. Denn wenn ein Gemüt, wie das seine, sich seinem selbstquälerischen Grübeln entzieht und sich der Arbeit oder der ernsten Betrachtung irgendeines äußeren Gegenstandes widmet, so ist der Gram überwunden oder wenigstens nicht mehr in seiner früheren Größe vorhanden. So ging ich denn rasch auf sein augenblickliches Beginnen ein, sah mit ihm die zahlreichen Aquarellen und Bleistiftzeichnungen durch und suchte seinen Geist nur mit angenehmen Dingen zu beschäftigen, wie sie mir glücklicherweise hier oben so reichlich zu Gebote standen. Bisweilen freilich seufzte er noch leise und gleichsam heimlich auf, aber er sprach doch dann so gelassen über verschiedene von mir angeregte Gegenstände, daß ich mit jeder Stunde beruhigter über sein geistiges Befinden ward. —

Um acht Uhr abends machte ich mich reisefertig und Harry Duncan ließ sich nicht abhalten, wie ich mir gleich gedacht, mir eine Strecke das Geleit zu geben.

Langsam stiegen wir durch die Tannen nach der Sennhütte hinab, und noch langsamer legten wir den ebenen Weg über die weiten grünen Matten der Alp bis an den Wald zurück. Bis hierher aber ließ ich meinen Begleiter nur mit mir gehen, da ich nicht wissen konnte, wie weit mir Sterchi entgegenkam, und den wollte ich diesmal für mich allein haben. So blieb ich denn bei dem ersten Baume hinter der die Alp einschließenden Pforte stehen, reichte Harry Duncan die Hand und sagte:

„So, bis hierher nehme ich Sie nur mit; in den Wald dürfen Sie nicht, da ist es am Abend für Sie noch zu kühl. Nun kehren Sie um, gehen Sie gleich zu Bett, schlafen Sie morgen recht lange und denken Sie, wenn Sie nichts Besseres zu tun haben, den ganzen Tag an mich. Ich werde es mit Ihnen ebenso machen und so vergeht uns beiden der Tag rasch, bis wir uns wiedersehen."

Er stand still, drückte mir immer wieder die Hand und sah mir forschend in die Augen, als ob er sich gar nicht von mir trennen könne.

„Ich weiß nicht," sagte er endlich, „warum mir so seltsam zu Mute ist. Aber ich bin ein merkwürdiger Mensch und habe immer vor einem Hauptentscheidungspunkte meines Schicksals ein gewisses dunkles Vorgefühl gehabt, was mich auch niemals getäuscht hat. Und ein solches Vorgefühl habe ich auch heute, nur kann ich mir nicht entziffern, ob es zum Guten oder Schlimmen neigt."

Bei diesen Worten fühlte ich, daß ich unwillkürlich errötete, schüttelte leise den Kopf und sah seitwärts in den düsteren Wald hinein.

„Nun," sagte ich, „ja, es gibt solche Menschen, ich weiß es, aber sie sind nicht immer die glücklichsten. Letzteres weiß ich durch mich selbst, denn auch mir ist schon oft Aehnliches begegnet. Wenn es denn aber doch einmal ein Vorgefühl sein soll, welches Sie diesmal haben, so gebe Gott, daß es etwas Gutes betreffe, daß also bald etwas Entscheidendes in bezug auf Ihr Schicksal sich zeige. Und mit diesem Wunsch will ich Sie verlassen. Leben Sie wohl und Gott behüte Sie, bis wir uns wiedersehen!"

Er drückte mir krampfhaft die Hand, sah mich mit schwimmenden Augen an und sagte dreimal hintereinander und jedesmal lauter und inniger: „Ich danke Ihnen!"

Ich mochte die stille und doch aufregende Szene nicht verlängern, und so wandte ich mich rasch von ihm ab und schritt dem dicht vor mir liegenden Walde zu.

Als ich mit laut pochendem Herzen zwischen die ersten Bäume trat, bemerkte ich, daß es in der Tiefe des Waldes noch viel dunkler war, als ich vermutet, und ich hätte recht gut wieder Jakobs Laterne gebrauchen können. Dennoch kam ich rasch genug bergab; als ich aber nach fünf Minuten langsamen Gehens um eine Ecke bog, sah ich plötzlich einen Lichtschimmer vor mir in der Tiefe aufleuchten.

Ich stand still und schaute scharf in die Ferne. „Sollte das etwa Sterchi sein?" fragte ich mich. Hatte er wirklich an die Dunkelheit hier im Walde und an meinen schaurigen Weg gedacht?

Ja, er war es, wie ich sehr bald erkannte. Er kam mir mit seinem festen, gemessenen Schritt rasch entgegen, und als das Licht der Laterne über seine mächtige Gestalt und auf seinen Strohhut fiel, erkannte ich ihn zuerst an seiner Haltung und dann an einem Räuspern, welches er zufällig hören ließ.

„Sterchi!“ rief ich ihm freudig entgegen, „Sie sind es? O, das ist hübsch!“

Da hatten wir uns erreicht und drückten uns die Hände. „Ja,“ sagte er, „ich dachte es mir, daß Ihr Weg bei der Dunkelheit unangenehm sein würde, und ich wäre gern schon früher aufgebrochen; aber es ging nicht, es gab heute im Hause so viel zu tun. Doch, nun kommen Sie nach der Hausalp; dort müssen wir uns ein Weilchen aufhalten und auf irgendeine Bank setzen, denn noch ist es im Hause nicht ganz still und da Sie nicht gesehen sein wollen, müssen wir vorsichtig sein.“

„Aber was macht denn Mr. Scott?“ fragte er nun, und ich merkte aus der Hast der Frage, wie neugierig er auf meine Nachrichten sei.

„Es geht ihm jetzt wieder gut,“ erwiderte ich, „aber, als ich kam, stand es schlimm genug mit ihm.“

„Das glaube ich, Jakob hat es mir schon gesagt — doch nun, was können Sie mir weiter von ihm erzählen? Darf ich wissen, was Sie ausgerichtet oder von ihm erfahren haben?“

„Ja,“ sagte ich nach kurzem Besinnen, „Sie sollen mehr hören, sobald wir unsere Bank erreicht. Zuerst aber sagen Sie mir, wie geht es Mrs. Duncan und ihren jungen Damen?“

„O, ganz gut, Herr Doktor. Nur können sie nicht begreifen, was Sie solange fern hielt, und wünschen, daß Sie bald zurückkehren.“

„Das wird zuverlässig morgen abend geschehen; es bleibt bei meinem ersten Plan, und Sie können ihnen dreist sagen, daß ich bald nach sieben Uhr auf dem Berge sein und ihnen dann gewiß recht viel zu erzählen haben werde.“

„Was wollen Sie ihnen denn erzählen?“ lachte Sterchi laut auf. „Daß Sie solange bei Mr. Scott gewesen sind?“

„Nein, das gewiß nicht, aber etwas anderes, was ihnen gewiß viel angenehmer sein wird. Doch warum stehen Sie still?“

„Ich will nur meine Laterne löschen, denn wir sind gleich am Ausgange des Waldes und man soll unten nicht das Licht bemerken. Der Ned könnte aus irgendeinem Winkel sein schwarzes Auge hierher gerichtet haben, und dann gäbe es am Ende wieder einen Geist. Haha!“

„Nun,“ sagte ich etwas kleinlaut, „über den Geist, den Ned neulich gesehen, denke ich jetzt etwas anders als früher, lieber Sterchi; aber nun kommen Sie vorwärts. Da oben am Hause sitzen wir gegen den kühlen Nachtwind am meisten geschützt, und wir sind beide etwas warm vom Gehen.“

So setzten wir uns denn, als wir die oberste Hütte auf der Hausalp erreicht, auf die vor derselben stehende Bank; indes begann ich nicht eher zu sprechen, als bis ich die Hütte umgangen und mich überzeugt hatte, daß kein Lauscher in unserer Nähe sei.

Als ich von meiner Rekognoszierung zurückkam, sagte Sterchi, indem er sich eine Zigarre anbrannte, was ich nun auch tat: „Inwiefern denken Sie jetzt anders über jenen Geist, der Ned neulich so krank gemacht? Erklären Sie mir das gefälligst zuerst."

„Es ist sehr einfach, lieber Sterchi. Der Schwarze hat ohne Zweifel an jenem Abend Mr. Scott gesehen, als er aus dem Walde auf die Hausalp trat, und sein bleiches Gesicht, sein langes Haupt- und Barthaar haben ihn so mächtig erschreckt, daß er ihn eben für einen Geist gehalten hat."

„O, wie wäre denn das möglich, Herr Doktor? So weit kommt ja Mr. Scott nie herab, und ich habe ihn noch nie in der Nähe meines Hauses bemerkt, seitdem Fremde in dasselbe eingekehrt sind."

„Diesmal hat er es doch getan," erwiderte ich. „Da er sich krank fühlte, wollte er mich sprechen und glaubte, Peter oder Jakob irgendwo zu treffen, damit einer von ihnen mich riefe. Bei dieser Gelegenheit mag Ned ihn wahrgenommen haben und hat ihn — den Lebendigen — für den Geist eines Toten gehalten. So ist es, ich bin jetzt überzeugt davon."

„Ah! Das verstehe ich doch nicht recht, aber immerhin mag es so sein. Nun aber erzählen Sie mir von Mr. Scott!"

„Das will ich, ja!" Und nun erzählte ich ihm soviel, daß er daraus entnehmen konnte, daß Mr. Scott wohl Ursache habe, sich verborgen zu halten, daß aber sein Schicksal sich nun bald auf die eine oder andere Weise entscheiden werde, und daß er, Sterchi, dem armen Manne eine große Wohltat erwiesen, indem er ihm gestattet, sich auf seiner Alp anzusiedeln.

„Was hat er denn getan, daß man ihn verfolgt, oder daß er das wenigstens besorgt?" fragte Sterchi mit zunehmender Spannung.

„Ich kann Ihnen für jetzt nur soviel sagen, daß er ein großes Unglück gehabt, aber auch das, daß er ein schuldloser Mann und gegen göttliches und menschliches Recht aus seinem Vaterlande vertrieben ist. Indessen wird sich diese Ungerechtigkeit auch bald aufklären, wie ich hoffe, und dann wird sich unser armer Freund nicht mehr in seiner Einsiedelei verborgen zu halten brauchen.."

Sterchi nickte befriedigt und wollte eben etwas erwidern, als ich ihn unterbrach und, auf sein Haus unten deutend, sagte: „Da sehen Sie, die Lichter verschwinden allmählich aus den Zimmern da unten und auch der Salon ist schon dunkel geworden. Sollten die Bewohner zu Bett gegangen sein?“

Sterchi schautel eine Weile hinab, dann sagte er: „Es kann wohl sein. Ich werde zuerst hinabgehen und erkunden, wie es steht. Wenn Sie ungefährdet hinuntersteigen und in Ihr Zimmer gelangen können, werde ich oberhalb der Hintertür auf dem Korridor mit einem Licht ans Fenster treten. Geben Sie acht darauf, das soll das Zeichen sein, daß Sie kommen können.“

Mit diesen Worten verließ er mich, und ich saß auf der Bank allein. Bis hierher war also alles geglückt, und ich hoffte, daß mit Gottes Hilfe auch das noch übrige Wichtigere glücken werde. —

Plötzlich sah ich, wie das Korridorfenster oberhalb der hinteren Tür des Hauses unter mir geöffnet und ein Licht hoch emporgehoben und hin- und herbewegt wurde. So war denn auch meine Zeit zum Hinabsteigen gekommen, und hastig begab ich mich auf den Weg. In wenigen Minuten hatte mich Sterchi unter dem großen Birnbaum im Hofe in Empfang genommen und mir zugeflüstert, daß ich unbemerkt in mein Zimmer gelangen könnte, da er aus Vorsicht auch die beiden Mägde und Johann in das Hinterhaus geschickt.

Mit ein paar Sprüngen war ich die Treppe hinauf und bald stand ich in meinem Zimmer, von Sterchi begleitet, der sich herzlich zu freuen schien, mich wieder in seinen gastlichen Räumen zu sehen.

„Wann soll ich Sie morgen früh wecken?“ fragte er noch.

„Ach, leider schon um drei Uhr, denn ich muß um halb sechs am Dampfer in Neuhaus sein.“

„Wohin wollen Sie denn?“

„Nach Bern!“ sagte ich kurz,

„Ach, dann begreife ich, was Sie vorhaben. Die einzigen Briefe, die Mr. Scott erhält, sind immer aus Bern gekommen, und nun gehen Sie dahin, um sichere Kundschaft einzuholen, nicht wahr?“

„So ist es,“ sagte ich, mit heimlicher Freude nickend, „und nun wünsche ich Ihnen eine gute Nacht!“

Ich sah mich nur oberflächlich in meinem lieben alten Zimmer um und fand alles in bester Ordnung. Sodann suchte ich die Wäsche und Kleider hervor, die ich am nächsten Morgen anziehen wollte, und legte

mir alles zur Hand. Dann aber kleidete ich mich rasch aus und warf mich mit einer Wonne ins Bett, wie ich sie lange nicht gefühlt, denn ich hatte drei Nächte nicht ordentlich gelegen und geschlafen und große Gemütsbewegungen überstanden, und so kam es mir vor, als ob ich jetzt in einer Himmelswiege gebettet wäre. Es war noch nicht ganz zehn Uhr, als ich schon einschlief, und ich schlief fester denn je und so süß, wie ein Mensch es nur kann, der eine Freude im Herzen trägt, wie ich sie in dem meinen trug. Aus diesem süßen und nur zu kurzen Schlaf wurde ich unerwartet geweckt, denn Sterchis Hand rüttelte mich und seine Stimme sagte leise:

„Es ist gleich drei Uhr, Herr Doktor. Sie haben fest geschlafen und nicht einmal gehört, daß ich hereingetreten bin und Ihr Licht angezündet habe."

In einer Minute stand ich auf den Füßen. „Was haben Sie da?" fragte ich, während ich mir den Schlafrock anzog und dabei sah, daß mein Wirt etwas Dunkles in der Hand hielt.

„Eine Flasche Marsala," sagte er lachend, „und hier ist auch etwas Brot, denn Kaffee kann ich Ihnen leider noch nicht geben."

„Ha, das ist gut. Kaffee trinke ich auf dem Schiff, da habe ich Zeit genug dazu. Aber was wollen Sie noch?"

„O, ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich Johann mit einem Schlitten bestellt habe, um Sie den steilen Weg hinunterzuschleifen. Sie kommen dann nicht so erhitzt unten an, und auf dem See wird es etwas kühl und luftig sein. Sie brauchen sich also gar nicht zu übereilen, bald nach fünf Uhr können Sie in Neuhaus sein, selbst wenn Sie gemächlich ausschreiten."

Ich dankte ihm, und er verließ mich. Ich war rascher denn je angekleidet, und zwar so, wie man sich vor einem Diplomaten in Bern am Tage sehen lassen kann. Während ich meine Toilette machte, aß ich etwas Brot und trank dann und wann einen Schluck Wein, der mich neu belebte und zu meinem Unternehmen stärkte. Daß das Wetter gut war, hatte ich schon erkundet. Um halb vier Uhr stand ich im Freien und fand Sterchi und Johann mit dem Schlitten schon an Ort und Stelle. Es war noch lange nicht ganz Tag, aber die Helligkeit nahm mit jedem Augenblick zu, so daß ich ohne Gefahr die hier übliche Rutschpartie antreten konnte.

Als ich in den Schlitten stieg, reichte ich Sterchi die Hand und sagte ihm ein herzliches Lebewohl bis zum Abend.

„Farewell!“ erwiderte er heiter. „Sie sprechen ja jetzt mehr Englisch als Deutsch, und so will ich es auch einmal tun. Johann, nimm dich in acht und mach' schnell. Und nun in Gottes Namen vorwärts!“

Eine Schlittenfahrt den Abendberg hinab, und namentlich zu so nächtlicher Zeit, gehört immer zu einer absonderlichen Reiseart, der sich ängstliche Gemüter oft selbst bei Tage nur mit Zittern und Zagen unterziehen, aber ich kannte mein gutes Schlittenpferd, Johann, und hatte die kleine Exkursion schon oft bei glatten und trockenen Wegen gemacht. So saß ich denn ganz gemächlich auf meinem harten Kissen, knöpfte mir nur den Ueberrock gegen die scharfe Morgenluft fester zu und überließ es dem gewandten „Portier“, mich mit seinen starken Armen den steilen Steinweg hinunterzuschleifen, was erstaunlich rasch geschah, denn er wollte mir heute zeigen, was er leisten könne.

So war es eben erst vier Uhr vorbei, als ich dem hölzernen Fahrzeug wieder entstieg, Johann mein Trinkgeld in die Hand drückte und ihm Lebewohl sagte, mit dem Befehl, niemandem zu verraten daß er mich heute morgen auf dem Berg gesehen.

„Das hat mir schon Herr Sterchi gesagt,“ versetzte er, „und ich, Herr, kann schweigen. Leben Sie wohl!“

Bei diesen Worten hob er den schweren Schlitten auf seinen Kopf, um ihn, was schwerer als das Hinunterziehen ist, wieder den Berg hinan zu tragen; ich aber eilte mit raschen Schritten von ihm fort und den Berg hinab, und um noch rascher im Tale anzukommen, schlug ich einen mir von früher her bekannten Fußpfad ein, der zwar steiler, aber viel kürzer als der in Schlangenlinien verlaufende Fahrweg ist.

Zehn Minuten vor fünf Uhr war ich in der Wengeren-Schlucht angekommen, und nun schritt ich eiligen Ganges auf der ebenen Straße nach Neuhaus dahin, wo eben die ersten Omnibusse aus Interlaken mit einigen Reisenden anlangten, die ebenfalls über den Thuner See fahren wollten. Einer der ersten war Ruchtis mir sehr wohlbekannter Wagen, und der Kutscher, der ihn fuhr, freute sich sehr, mich so unverhofft wiederzusehen.

„Wollen Sie schon wieder fort, Herr Doktor,“ fragte er etwas verwundert, „ohne noch einmal in Beau-Site gewesen zu sein?“

„Ja, aber ich komme schon heute mit dem Nachmittagsboot wieder zurück,“ antwortete ich, „und da können Sie mir gleich einen Gefallen tun. Bestellen Sie mir bei Ihrem Herrn einen guten Einspänner nach Neuhaus um fünf Uhr, der mich nach dem Abendberg hinauffahren soll,

so weit es geht. So spare ich drei Viertelstunden Zeit und komme oben frisch und munter an."

Er versprach es und wünschte mir freundlich eine glückliche Reise; ich aber begab mich bald auf das Schiff, und da mir die Morgenluft auf dem Deck doch etwas zu frisch nach dem raschen Gange war, stieg ich in die Kajüte hinab und ließ mir mein Frühstück bringen, wonach ich großes Verlangen hegte. Als ich dasselbe in Gesellschaft einiger Familien, der einzigen Passagiere auf dem Frühboot, verzehrt hatte, stieg ich wieder nach oben und kam grade noch zur rechten Zeit auf dem Deck an, um von dem eifrig fortschaufelnden Boot einen Blick nach meinem grünen Abendberg werfen zu können.

Der schnelle „Beatus" legte heute seine Fahrt, obgleich sie mir bei meinem vorwärtsdrängenden Triebe noch immer zu langsam ging, so rasch wie stets zurück, und um sieben Uhr war ich schon in Scherzlingen, wo ich den Dampfer mit dem Waggon des unser harrenden Eisenbahnpostzuges vertauschte. Fünf Minuten darauf war ich in Thun und eine Viertelstunde nach acht in Bern. Nun galt es, zuerst die Wohnung des amerikanischen Diplomaten zu erfahren, die ich leider nicht kannte, und da ich meinen zum Großrat einberufenen Interlakener Freund nicht erst aufsuchen wollte, um mich in keinerlei Weise aufzuhalten, mußte ich schon einen anderen Kundigen zu Rate ziehen.

Das Glück wollte mir auch darin wohl. Vor dem Ausgange des Bahnhofes begegnete mir ein Briefträger, und als ich ihm meinen Wunsch aussprach, sagte er mir, daß er zufällig die Wohnung Mr. Charles H . . . . . ts kenne, und er zeigte sie mir. Sie lag ganz in der Nähe, und ohne mich einen Augenblick zu besinnen, schritt ich auf das bezeichnete Haus zu und zog, da es verschlossen war, hastig an der Glocke.

Daß ich an das richtige Haus gewiesen, erkannte ich auf der Stelle an dem mir öffnenden Mann, dem stillen, schweigsamen Diener Mr. Charles H . . . . . ts, den mir Harry Duncan mit wenigen, aber treffenden Worten geschildert. Ja, es war in der Tat Fröhlich, der Schweizer, der jetzt nicht mehr an Heimweh litt und der mit seinem Herrn vor anderthalb Jahren aus London nach Bern herübergekommen war. Er sah mich eine Weile groß an, als ich ihn so aufmerksam betrachtete, und mochte eine gewisse Aufregung an mir bemerken, von der ich mich keineswegs frei fühlte. Da ich aber schon wußte, wie man mit einem Schweizer seines Standes, den man etwas zur Eile treiben will, umgehen muß, so drückte ich ihm rasch ein Fünffrankenstück in die Hand und sagte:

„Sie heißen Fröhlich, nicht wahr?"

„Zu dienen, Herr," erwiderte er mit schmunzelndem Gesicht, „was wünschen Sie von mir?"

„Ist Ihr Herr, Mr. Charles H . . . . . t, schon aufgestanden und zu Hause?"

Das Gesicht des Dieners nahm bei diesem hastig vorgebrachten Worte wieder seine frühere ernste Miene an, und doch sah ich ihm an, daß er von meiner Appellation an seine Gefälligkeit gerührt war. „Ja," sagte er langsam, „zu Hause ist mein Herr wohl und auch schon aufgestanden, aber er hat soeben wichtige Depeschen erhalten und daran studiert er im Augenblick."

„Das tut nichts," sagte ich nun mit zunehmender Entschiedenheit, denn mein erster Schritt am heutigen Tage war ja gelungen. „Ich m u ß ihn notwendig sprechen, denn auch ich bringe ihm eine Depesche, die sehr wichtig ist."

„Wohl," sagte er bedächtig. „Wen aber soll ich meinem Herrn melden?"

Ich besann mich nicht lange, denn meine Visitenkarten hatte ich in der Eile auf dem Berge liegen lassen, und das war mir auch eigentlich lieb, da ich Mr. Charles H . . . . . t meinen Namen, den er ja schon von meinem Interlakener Freunde am Tage nach der Tafel beim Bundespräsidenten erfahren, nicht gern sogleich nennen, mich vielmehr mit meinem Anliegen persönlich bei ihm einführen und ihn erst sehen und erkunden wollte, ob er wirklich der Mann von so großer Menschenfreundlichkeit sei, wie Harry Duncan ihn mir geschildert hatte.

„Sagen Sie ihm," sagte ich also zu dem mich immer verwunderter anstarrenden Diener, „daß ihn ein fremder Herr sprechen wolle, der eine wichtige Botschaft bringt und ihm seinen Namen selbst nennen wird."

Fröhlich nickte und verschwand, indem er mich nur bat, ihm die Treppe hinauf zu folgen, da Mr. Charles H . . . . . t, als ein sehr bescheidener Diplomat eines so großen Landes, im zweiten Stockwerk eines freilich äußerst sauberen Miethauses wohnte. Als ich die hohe Treppe erstiegen, fühlte ich mich etwas außer Atem, und es war mir ganz lieb, daß ich auf dem verschlossenen Korridor einige Augenblicke warten mußte, wo ich unterdes meinen Paletot ablegte und meinen merklich befangenen und umhertastenden Geist auf einen einzigen Punkt zu konzentrieren suchte.

Endlich kam Fröhlich mit bedächtigem Gesicht wieder aus einer Tür

des Korridors, behielt sie in der Hand, und indem er sie weit aufstieß, bat er mich, einzutreten, sein Herr erwarte mich.

Ich schritt langsam und mit einem Male merkwürdig ruhig werdend, durch ein elegant eingerichtetes Zimmer und trat in ein zweites, offenbar das Arbeitszimmer des Bewohners, ein, wo der Gesandtschaftssekretär der Freistaaten Nordamerikas an einem Schreibtisch saß und eifrig in einem wahrscheinlich erst kurz vorher angekommenen Briefe las. So wandte er mir noch den Rücken zu, und ich nahm nur wahr, daß er völlig angekleidet war und einen bequemen kurzen Sommerhausrock trug. Plötzlich aber, da ich mich unwillkürlich räusperte, erhob er sich, drehte sich nach mir um, und ich hatte nun den braven Freund Harry Duncans in ganzer Person vor mir, der augenblicklich einen höchst angenehmen Eindruck auf mich hervorbrachte.

Er war ein großer, stark gebauter und muskelkräftiger Mann, etwa dreißig bis zweiunddreißig Jahre alt. Sein Haar war blond, etwas lockig und stark, und sein frisches Gesicht von einem gutgepflegten Bart eingerahmt, unter dessen schön geschwungenem Schnurrbart weiße, regelmäßig gebildete Zähne hervorblitzten. Der ganze Ausdruck dieses jugendlichen Gesichts war ein ungemein wohltuender, auf allen Zügen lag Wohlwollen ausgeprägt. In seiner ganzen Haltung aber lag eine gewisse natürliche Eleganz und anspruchslose Würde, und die Verbeugung, die er mir machte, war, obwohl höflich, doch kurz und legte eine feinfühlige Zurückhaltung an den Tag, die jedoch nur wenige Augenblicke dauerte und auf der Stelle wich, als wir erst einige Worte gewechselt.

Offenbar war ihm mein Erscheinen gerade in diesem Augenblick nicht ganz angenehm. Ich störte ihn in seiner Lektüre, und da ich das sofort von seinem anfangs starr auf mich gerichteten Gesicht ablas, bat ich, mich dabei der englischer Sprache bedienend, um Entschuldigung, daß ich zu einer so ungelegenen Zeit und unangemeldet käme. Indessen, meine Sache sei wichtig, fuhr ich fort, sie beträfe einen Freund von ihm und — mir, und ich käme soeben vom Abendberg her, um eine Stunde ungestört mit ihm zu sprechen.

Bei meinen ersten Worten schon, und namentlich als ich von einem uns gemeinsamen Freund sprach und den Abendberg erwähnte, veränderte sich das Aussehen des jungen Mannes blitzartig schnell. Er schaute mich mit der größten Aufmerksamkeit an und sagte rasch und offenbar erstaunt:

„Vom Abendberg und von *Ihrem* und *meinem* Freunde

kommen Sie? Ah, das ist ja seltsam. Aber was bringen Sie mir von dorther?"

„Erlauben Sie," sagte ich nun und mich schon ganz sicher fühlend, „lassen Sie mich zuerst noch nicht vom Abendberg sprechen, das kommt erst nachher. Zunächst möchte ich Ihnen nur sagen, daß ich Mrs. Duncan und ihre Tochter und Nichte auf dem Schiffe von Thun nach Unterseen vor sieben Wochen kennen gelernt habe und in welche Verbindung ich dadurch mit diesen Damen geraten bin."

„Ah," sagte er wieder, leicht aufatmend und mich mit einem durchdringenden Blick betrachtend, „nun glaube ich schon besser orientiert zu sein. Dann sind Sie wohl gar der Arzt, der Herr Doktor . . ., von dem mir neulich der Oberst H . . ., der beim Bundespräsidenten mit mir speiste, erzählte und in dessen Auftrag derselbe bei mir — nach einem verschollenen Manne forschte?"

„Jawohl," sagte ich, „der bin ich, und ich bin durch ein eigentümliches und mich tiefbewegendes Geschick berufen, in die traurigen Familienverhältnisse der armen Mrs. Duncan mit Rat und Tat einzugreifen."

Jetzt ergoß sich ein warmer Strahl lebhafter Freude über das ausdrucksvolle Gesicht des Amerikaners; er reichte mir herzlich die Hand und führte mich zu einem Sofa, während er selbst auf einem Sessel mir gegenüber Platz nahm.

„Ja," sagte er, als wir nun saßen und er mir dabei von Zeit zu Zeit um einige Zoll näher rückte, als könne er nicht schnell genug meine Worte vernehmen, „nun begreife ich fast alles. Aber bitte, erzählen Sie mir gefälligst zuerst und von Anfang an, wie Sie die Bekanntschaft mit Mrs. Duncan gemacht haben. Mir ist darin jeder Zug von Wichtigkeit, und um Ihnen schon jetzt eine Erklärung darüber abzugeben, will ich Ihnen nicht verhehlen, daß Sie gerade in einem für diese Familie höchst bedeutungsvollen und sogar günstigen Moment zu mir gekommen sind."

Ich horchte hoch auf, denn durch diese letzten Worte Mr. Charles H . . . . . ts fand ich schon im Beginn meiner Eröffnungen die briefliche Aussage meines Freundes aus Interlaken bestätigt. Und so zögerte ich nicht lange und erzählte ihm meine Begegnung mit der Familie auf dem Schiff und mein Zusammenleben mit ihr in Beau-Site. Das war ihm nun freilich nicht mehr neu, er wußte es schon durch meinen Freund, aber er konnte sein Erstaunen und seine Freude kaum zurückhalten, als er nun noch viel mehr Einzelheiten darüber von mir selber vernahm.

„O," sagte er, als ich mit meinem Bericht zu Ende war, „das ist gut. Nun erst erkenne ich, wie wichtig Ihr heutiger Besuch ist und wie Sie gerade zur rechten Zeit bei mir eingetroffen sind. Daß die drei Damen in der Schweiz überhaupt, dann in Unterseen waren, wußte ich nicht nur aus den Fremdenblättern und durch den Herrn, der neulich mit mir in Bern über sie sprach, sondern auch aus ihren Karten, nachdem sie mir auf ihrer Durchreise in Bern einen Besuch gemacht, mich aber glücklicherweise nicht getroffen hatten, da ich, auf einer kurzen Reise begriffen, zufällig einige Tage abwesend war. Ich sage: glücklicherweise, und das muß ich Ihnen einigermaßen erklären. Mir persönlich wäre ihr Besuch natürlich außerordentlich angenehm gewesen, weil ich die mir so teure Familie Duncan aus mehr als einem Grunde liebe und verehre, aber ich mußte sie trotz alledem zu vermeiden suchen, da ich nicht gewußt hätte, wie ich mich den Damen gegenüber verhalten, was ich ihnen sagen und was verschweigen sollte. Doch darüber wollen wir nachher sprechen, da ich Ihnen eine vollständige Erklärung meiner eigentümlichen Lage in diesem Punkt schuldig zu sein glaube, zumal Sie ja, wie ich sehe, vollkommen in die bestehenden Verhältnisse eingeweiht sind. Nun aber reden Sie erst weiter und erzählen Sie mir auch das übrige und — wie Sie nach dem Abendberg kamen. Aber sprechen Sie ganz ehrlich und offen mit mir, ich werde es nachher mit Ihnen ebenso tun."

Ich tat es und teilte ihm alles von der Mutter, der Schwester und Cousine Harry Duncans mit, was ich wußte, wobei ich namentlich das Vertrauen betonte, das sie allmählich zu mir gefaßt, und ihren Schmerz, ihren Kummer und insbesondere das unsägliche Leid Miß Mary Markhams schilderte, die sich in ihren Geständnissen gegen mich als die einzige Urheberin alles Unheils betrachtete, welches über die Familie ausgeschüttet worden und zuletzt den Untergang des jungen Mannes veranlaßt hatte, oder wenigstens veranlaßt haben sollte, wie es in jener Zeitung aller Welt verkündet war. „Denn daß Mr. Harry Duncan nicht tot ist," fügte ich hinzu, „daß er lebt, das weiß ich nicht nur durch meinen Freund, dem Sie es gesagt, sondern ich habe es auch wo anders erfahren, wodurch mir eine noch viel größere Gewißheit seines Lebens, seines jetzigen Aufenthalts und inneren Zustandes erschlossen wurde."

Mr. Charles H . . . . . t machte bei diesen Worten große Augen und sah mich eine Weile starr und nachdenklich an, als ob er prüfen wolle, wie weit ich in diesen meinen Erfahrungen vorgedrungen sei. Offenbar

aber las er in meinen Mienen, daß ich die volle Wahrheit sagte und von allem genauere Kenntnis besaß, und so hatte der kluge Mann beinahe schon ziemlich alles erraten, bevor ich noch weiter zu sprechen fortfuhr.

„Fahren Sie fort," sagte er endlich, „ich glaube Sie zu verstehen und höre mit hundert Ohren, was Sie mir nun zu enthüllen haben."

So fuhr ich denn in meiner Erzählung weiter fort und sprach über den Wechsel meines Aufenthalts und meine Uebersiedelung nach dem Abendberg, und wie Mrs. Duncan und die Ihrigen auf meine Empfehlung auch dahin gezogen seien und daselbst wohnten, nicht nur um auch dort Erkundigungen über ihren verschollenen Sohn einzuziehen, sondern auch ihrer eigenen Gesundheit wegen die friedliche Stille und die köstliche Luft des Berges zu genießen.

„Wie?" rief da, als ich kaum zu Ende gesprochen, der Amerikaner auf das höchste erstaunt aus, „die drei Damen befinden sich augenblicklich auf dem Abendberg?"

„Ja, da befinden sie sich. Doch haben Sie nur noch einen Augenblick Geduld, Sie werden gleich noch mehr Grund zum Erstaunen erhalten." Und nun erzählte ich ihm, wie ich bei einer zufälligen Begegnung von dem Baumeister gehört, daß ein Amerikaner auf dem Abendberg sich ein Blockhaus gebaut, wie ich, dadurch neugierig geworden, eine Rekognoszierungsreise nach demselben unternommen und endlich durch Jakob die Lage desselben erfahren hatte. Daran knüpfte sich denn meine endliche Bekanntschaft mit dem Einsiedler selbst, den ich krank und leidend gefunden und zu dem ich zuletzt in ein näheres freundschaftliches Verhältnis getreten sei.

„Aha," sagte der lebhafte junge Mann, der mein langsames Erzählen gar nicht abwarten konnte und meinen Worten mit seinem Herzen immer vorauseilte. „Nun begreife ich schon. Sie wurden auf dem Berge ebenso mit Mr. Scott wie auf dem Schiff mit Mrs. Duncan bekannt, und er schenkte Ihnen sein Vertrauen, wie jene es getan."

„Ja, gewiß, und vollständig und ebenfalls, wie diese, sich in einem höchst kritischen Zustande befindend. Aber erst seit gestern, nachdem ich bei Mr. Scott während einer ernsten Krankheit einige Tage verweilt, weiß ich alles, also ebensowohl, daß Mr. Scott Harry Duncan ist, als daß Sie sein treuester und einzig zuverlässiger, sein edler und aufopferungsfähiger Freund sind."

Mr. Charles H.....t schlug die Augen nieder und ich sah, wie

tief er durch meine Worte bewegt war. „Nun ja," sagte er endlich, „wenigstens sein zuverlässiger und wahrer Freund bin ich von jeher gewesen und bin es noch, aber wie? Sagen Sie mir erst das eine: Sind Sie mit der öffentlichen Erklärung seines Todes einverstanden, wie es mir beinahe scheint?"

„Nein," erwiderte ich rasch, „das bin ich durchaus nicht," und nun entwickelte ich ihm meine Ansichten über diesen so mißlichen Punkt.

„Ja," sagte er, „so sehe ich es auch an. Nein, diese Handlung war die einzige, die entschieden unrecht war. Er durfte sich bei seiner Familie nicht für gestorben ausgeben, wenn er auch für die ganze übrige Welt tot bleiben wollte. Sein eigener gerechter Schmerz konnte durch die Zeit und glückliche Ereignisse gemildert werden, und jedenfalls mußte er seiner alten Mutter den Bericht über seinen Tod ersparen. Auch lag wohl nicht in seiner Absicht, damit Miß Mary Markham eine empfindliche Strafe aufzuerlegen, dazu liebte er das Mädchen zu sehr, doch, wenn es für sie eine war, so trug sie sie mit Recht, denn sie allein hat ja meinen armen Freund durch ihren Leichtsinn ins Verderben gestürzt. Doch, ich will darüber nicht zu strenge urteilen, und sie hat eine so böse Folge ihrer Handlungsweise gewiß nicht vorausgesehen."

„Nein, das hat sie gewiß nicht," sagte ich nun, „und sie hat diese Handlungsweise, wie ich aus ihrem eigenen Munde weiß, bitter bereut."

„Ja, das glaube ich wohl, aber eine Reue der Art kommt, leider, immer zu spät."

„Hier ist sie doch wohl nicht zu spät gekommen," fuhr ich fort. „Harry Duncan lebt ja, und diese Reue wird ihm über Miß Markham selbst die Augen öffnen. Uebrigens trösten Sie sich darüber, Mr. H.....t, der liebe Gott hat hier offenbar seine Hand im Spiel. Denn hätte Harrys Mutter ihren Sohn nicht für tot und in oder bei Interlaken für beerdigt gehalten, so wäre sie nicht nach der Schweiz gekommen, um ihn zu suchen. Ich hätte sie also auch nicht kennen gelernt und könnte sie nun nicht mit ihrem Sohn zusammenführen, und Miß Mary Markham würde nicht mit eigenen Augen gesehen haben, was für ein Unheil sie durch ihren schrecklichen Einfall auf jenem Fest in Margate angerichtet hat."

Mr. Charles H.....t schüttelte den Kopf, als ob er noch nicht ganz dadurch befriedigt wäre. „Freilich," sagte er, „es ist einmal geschehen und nicht zurückzunehmen. Aber mich persönlich trifft jene Todeserklärung, auf die ich noch einmal zurückkommen muß, besonders

hart. Auch mich beraubte Harry Duncan dadurch eines ebenso großen Glückes, wie seine Mutter eines Trostes, denn gerade ich hätte sie ja so gut trösten können, indem ich ihr sagte, daß ihr Sohn an jenem ihm aufgebürdeten Verbrechen unschuldig sei, daß seine Unschuld noch einmal ans Licht kommen werde, und daß er noch lebe und in vollkommener Sicherheit sich befinde. Was mich selbst aber dabei betrifft, so will ich auch darin gegen Sie offenherzig sein, obgleich es ein zarter Punkt ist, den ich hiermit berühre, und Sie werden daraus erkennen, wie schwer mir die Erfüllung meines Versprechens geworden ist, welches ich Harry gab, indem ich sein Leben und seine Rettung jedermann zu verschweigen unternahm. Denn dadurch allein machte er es mir unmöglich, mit der Familie in Korrespondenz zu treten, da ich es nicht übers Herz gebracht hätte, ihr, wenn ich ihren Schmerz über seinen Tod sah, zu verhehlen, daß Harry lebe, und ich hatte ein großes Interesse daran, mit ihr in steter Verbindung zu bleiben, da seine Schwester Lucy in der letzten Zeit, als ich sie in London sah, mich die Hoffnung hatte fassen lassen, daß ich ihr nicht gleichgültig sei. Doch, das mag unter uns bleiben, Herr Doktor, ich habe Sie damit einen Blick auch in m e i n Herz tun lassen, während wir beide doch noch vollauf mit dem Schicksal eines anderen beschäftigt sind. So fahren Sie denn in Ihrem Bericht fort, denn ich sehe, daß Sie damit noch nicht ganz zu Ende gekommen sind."

„Nein, noch nicht ganz," sagte ich zögernd, „denn nun kommt ja das Wichtigste, was mich heute zu Ihnen getrieben. Vor einigen Tagen, gerade als ich bei dem sehr leidenden Harry in seiner Blockhütte war, um ihn zu pflegen und womöglich zu heilen, habe ich den Brief meines Freundes erhalten, der Sie so zufällig beim Bundespräsidenten kennen gelernt, und dieser Brief enthielt eine für mich und Harry Duncan selbst höchst wichtige andere Mitteilung."

„Ah!" rief Mr. Charles H . . . . . t lebhaft aus, „dachte ich mir es doch! Das ist ja ein eigenes Zusammentreffen aller Umstände. Doch, machen Sie es kurz, welche Mitteilung meinen Sie?"

„Es handelt sich jetzt," sagte ich, „namentlich darum, und eben deshalb bin ich zu Ihnen gekommen, was für eine günstige Nachricht in bezug auf unseren gemeinsamen Freund Sie erwarten, wie Sie es nicht nur jenem Herrn zu Bern halb und halb zu verstehen gaben, sondern es auch mich vorher mit noch deutlicheren Worten hoffen ließen."

Des jungen Diplomaten blaues Auge leuchtete hell und in unverkennbarem Freudenglanz auf. „Ja," rief er, „das ist es, und nun

komme ich zu meinem Bericht, der Ihnen nicht weniger angenehm sein wird, wie es mir der Ihrige gewesen ist. Ja, diese günstige Nachricht ist endlich eingetroffen und — sehen Sie — dieser Brief da, bei dessen wiederholter Lesung Sie mich trafen, hat offiziell und mit einem Guß die Bestätigung alles dessen gebracht, was ich schon früher tropfenweise aus einzelnen Privatmitteilungen erfahren hatte. Doch, hören Sie und Sie werden sich bald eine Vorstellung von meiner heutigen frohen Stimmung machen können. Man ist in dem in bezug auf seine Gesetzeshandhabung sonst so stolzen und sich für mustergültig haltenden England wieder einmal nahe daran gewesen, einen sogenannten Justizmord zu begehen, indem man gegen einen völlig Unschuldigen den traurigen Indizienbeweis, der schon sooft auf Irrwege geleitet, in seiner ganzen Strenge allein gelten ließ und keine Rücksicht auf die Aussage des Angeklagten und anderweitige seine Person betreffende moralische Anhaltspunkte nahm. Unser armer Freund konnte vor Gericht keinen Beweis beibringen, daß er das ihm zugehörige Schwert nicht in die Brust Sir Lawrence Rowlands gestoßen, und ebensowenig konnte er dartun, wer es getan. Sein Degen allein sprach gegen ihn und leider auch die Aussage der Kameraden, daß er schon früher verschiedene Male, und namentlich auf dem Fest, mit dem Getöteten Streit gehabt. Gegen diese feststehenden Tatsachen halfen ihm alle Beteurungen seiner Unschuld und sein früherer lobenswerter Lebenswandel nichts. Hätte Harry Duncan sich seiner Verurteilung nicht durch die Flucht entzogen, so wäre er ohne Gnade und Barmherzigkeit mit Mördern und Dieben gemeinschaftlich nach Australien deportiert worden.

„Nun aber hat die Sache mit einem Male eine ganz andere und unerwartete Wendung genommen und der unumstößliche Beweis der wirklichen Täterschaft ist gewissermaßen durch ein Gottesurteil herbeigeschafft. Hören Sie nun, wie das zusammenhängt.

„Einige Monate nach der Flucht meines Freundes nämlich, den ich durch glückliche Umstände seinem Kerker entreißen und unerkannt nach der Schweiz bringen konnte, hatte sich schon, wie man mir aus London schrieb, das vage Gerücht verbreitet, daß er trotz seiner Verurteilung am Ende doch nicht der wirkliche Mörder Sir Lawrence Rowlands sei. Zu diesem Gerücht hatte vielleicht der Umstand beigetragen, daß man erfahren, daß irgend jemand, man wußte nur leider nicht wer, am Morgen nach dem Fest in aller Frühe einen im Festlokale zurückgebliebenen Degen durch einen ebenfalls unbekannten Mann habe abholen lassen. Da hieß

es denn erst ganz im stillen, der unbekannte Eigentümer dieses Degens müsse der eigentliche Mörder Sir Lawrences gewesen sein, und für mich und einige andere Freunde stand es nach solchem allerdings unbestimmten Gerücht unzweifelhaft fest, daß dieser Unbekannte wahrscheinlich ohne Absicht und nur aus einem sehr erklärlichen Irrtum, beim Verlassen jenes Hotels den Degen Mr. Harry Duncans statt seines eigenen mitgenommen, also, mit einfachen Worten gesagt, die sich sehr ähnlich sehenden Waffen miteinander verwechselt hatte. Lange Zeit erzählte man sich darüber mancherlei hin und her, aber Klarheit kam dadurch nicht in die dunkle Sache, und Harry Duncan wurde dadurch nicht geholfen. Wir, das heißt meine Freunde und ich, boten daher alles mögliche auf, um hinter den Schleier der so wohl verborgenen Tat zu blicken, allein es gelang uns nicht, und bis vor acht Wochen blieb alles wie es bisher gewesen, das heißt also, vollkommen unklar.

„Da erfuhr ich mit einem Male aus einem Brief, daß man auf der Spur des wirklichen Täters zu sein glaube, oder wenigstens eine Dämmerung der Wahrheit in der Ferne auftauche, denn es hatte sich ein Mann gefunden — und zwar war es ein an jenem Abend vom Hotelwirt angenommener Lohndiener — der in der betreffenden Nacht, im hellen Mondlicht, nicht weit von der Tür des Hotels entfernt, zwei sich streitende Herren gesehen haben wollte. Sie hätten zuerst dicht an der Tür heftige Worte miteinander gewechselt, dann in einiger Entfernung die Degen gezogen und wären aufeinander losgegangen. Der eine dieser Herren sei unzweifelhaft Sir Lawrence Rowland, der andere aber sei nicht, wie Harry Duncan, ein großer und starker Mann, sondern ein viel kleinerer gewesen, und Harry Duncan selbst habe er eine halbe Stunde zuvor ganz ruhig nach Hause gehen sehen.

„Dieser Lohndiener nun wurde auf Betreiben meiner Londoner Freunde zur Untersuchung gezogen, aber es ergab sich bald, daß er nichts weiter aussagen konnte, als was ich soeben erwähnt. Da waren wir denn wieder im alten Dunkel, und nichts auf der Welt schien uns das nötige Licht geben zu wollen. Aber nun, Herr Doktor, vor wenigen Tagen endlich hat sich etwas anderes zugetragen, und das schreibt mir eben in jenem Briefe, den ich vorher las, ein Freund, der in London an dieselbe Stelle gekommen ist, die ich früher daselbst bekleidet. Und nun sollen Sie ausführlich den Zusammenhang der unheilvollen Sache erfahren. Indessen will ich Ihnen den ganzen langen Brief nicht vorlesen, sondern nur das Hauptsächlichste erzählen, das mir fest im Gedächtnis

sieht, da es ja so ungemein wichtig für unsern armen Duncan ist. Und da haben wir wieder einmal einen Beweis, daß die göttliche Vorsehung über den Menschen wacht, und daß endlich einmal alles Dunkle an das Licht der Sonne gezogen wird. —

„Den wirklichen Mörder, oder ich will lieber sagen, den Täter, der Sir Lawrence Rowland ums Leben gebracht, hat die gerechte Strafe schnell genug ereilt, und er ist wenigstens auf seinem Sterbebette ehrlich genug gewesen, der Wahrheit die Ehre zu geben und unsern armen Freund als einen unschuldig Verurteilten darzustellen. Mit einem Wort: derjenige, der Sir Lawrence Rowland tötete, indem er ihm Harry Duncans Degen in die Brust stieß, ist ebenfalls ein Kamerad beider gewesen, aber ein Kamerad, wie man ihn nicht gern um und neben sich hat. Mr. Pompey Rumford, so hieß dieser Mann, war schon oft von einem Schiffe aufs andere versetzt worden, weil man nirgends mit ihm zufrieden sein konnte und weil er schon oft in seinem Leben und auf seinen Reisen Dinge ausgeführt hatte, die ihm nicht zur besonderen Ehre gereichten. Er war nicht nur ein Trunken- und Raufbold von zügelloser Lebensweise, sondern auch in anderer Beziehung von sehr zweifelhaftem Charakter. Darum wurde er auch von allen Kameraden gemieden, niemand verkehrte gern mit ihm und jedermann ging ihm aus dem Wege, wo er nur konnte. So erging es auch dem stolzen und hochmütigen Sir Lawrence Rowland, und dennoch konnte derselbe in seiner Spottsucht es nicht unterlassen, Mr. Pompey Rumford bei jeder Gelegenheit zu kränken und ihm seine Verachtung deutlich genug an den Tag zu legen.

„Auch an jenem Feste hatte Mr. Pompey Rumford teilgenommen, sich aber wohlweislich von den übrigen Kameraden fern gehalten und war so bei den Streitigkeiten zwischen Sir Lawrence Rowland und Harry Duncan neutral geblieben, weshalb er auch nicht als Zeuge gegen den letzteren vor Gericht gezogen worden war. Als sich nun, eine halbe Stunde nach Harry Duncans Entfernung, Sir Lawrence Rowland allein nach Hause begeben wollte, trat ihm Mr. Pompey Rumford auf dem Korridor in den Weg, und beide gerieten in einen heftigen Wortwechsel. Als nun Sir Lawrence das Hotel verließ, folgte ihm Mr. Rumford, und als ersterer in barschem Tone fragte, was er von ihm wolle, sagte dieser: ‚Ich will Sie endlich einmal züchtigen, Sie hochmütiger kleiner Lord, und Ihnen beweisen, daß nicht alle Menschen Ihre Neckereien und Spöttereien geduldig zu ertragen gesonnen sind.‘

„Sir Lawrence wollte ihn mit einigen Redensarten abfertigen, aber in seiner bekannten hochmütigen Weise vergriff er sich dem Mr. Rumford gegenüber in der Wahl seiner Worte. Dieser ergrimmte darüber und zog ohne weiteres seinen Degen, eben jenen Degen Harry Duncans. Auch Sir Lawrence zog nun vom Leder und sie hieben und stachen aufeinander los, und da geschah es, daß Sir Lawrence tödlich verwundet wurde. In dem Augenblick aber, als Mr. Rumford sich bemühte, seinen tief eingedrungenen Degen aus der Brust Sir Lawrences zu ziehen, kam ein Wächter vorbei, und Mr. Rumford, um nicht auf frischer Tat ergriffen zu werden, floh und ließ seinen Degen im Stich. Jener Wächter nun fand den Sterbenden in seinem Blute, schlug Lärm, und da man alsbald Harry Duncans Degen erkannte, wurde dieser verhaftet und — das Folgende kennen Sie ja so gut wie ich. Am zweiten Tage nach dieser Nacht segelte Mr. Rumford mit seinem Schiffe ab und hat seitdem nicht wieder lebend Englands Boden betreten."

„O, das ist ja schrecklich," sagte ich beklommen, als Mr. Charles H . . . . . t schwieg und mich mit einem fragenden Blick ansah, in dem trotz seiner traurigen Mitteilung eine triumphierende Freude aufblitzte, „und der arme Duncan hat dafür leiden müssen!"

„Ja, das hat er wohl," fuhr der Amerikaner fort, „aber nun ist ja seine Unschuld klar wie der Tag, und das Kriegsgericht ist bereits wieder zusammengetreten, um den verschollenen Harry Duncan, den man nach jener Nachricht in der „Times" für tot hält, nachträglich für unschuldig zu erklären und wenigstens seinen geschädigten Ruf zugunsten seiner Familie wieder herzustellen."

Ich atmete tief und erleichtert auf, und doch war mir das Ganze noch nicht vollkommen klar, da mir noch die Erklärung des unumstößlichen Beweises für Harry Duncans Unschuld fehlte, und darum fragte ich auch sogleich: „Wie ist denn aber die Tat des Mr. Rumford ans Tageslicht gekommen?"

„Nun," sagte Mr. Charles H . . . . . t ruhig, „eben durch Mr. Pompey Rumford selbst, hören Sie nur das letzte. Er ist nämlich auf einem Schiff nach Malta unterwegs gewesen, und auf der Heimfahrt, als sein Schiff nahe daran war, im Kanal bei einem heftigen Sturm Schiffbruch zu leiden, und er den Dienst auf Deck hatte, brach eine Rahe, fiel auf ihn und verstümmelte ihn. Er konnte aber doch noch sprechen und hatte Besinnung genug, um, von Gewissensbissen gequält, seinem Kapitän zu beichten, was er gegen Sir Lawrence Rowland und ebensosehr gegen

Harry Duncan verbrochen. Der Kapitän sah die Wichtigkeit seiner Aussage ein, rief mehrere vollgültige Zeugen herbei, und so — ist unser Harry gerettet. Mr. Rumford aber ist noch in jener Sturmnacht gestorben und seiner irdischen Strafe enthoben. So steht denn der vollständigen Rehabilitation unseres Freundes nichts mehr im Wege, und in Kürze werden wir die Proklamation seiner Unschuld zur Beschämung aller seiner Richter und zur größten Freude für ihn und seine Familie in allen englischen Zeitungen lesen."

„So," sagte ich, nicht ohne eine gewisse mit Ironie gemischte Heftigkeit, „das ist alles recht schön, Mr. H . . . . . t, und die Herren, die über Harry Duncan zu Gericht gesessen, werden sich damit freilich zufrieden geben und glauben, ihm Wunder was für eine Wohltat mit dieser ihrer Erklärung zuteil werden zu lassen. Wer aber ersetzt ihm, was er verloren, wer macht ihn seine Einkerkerung vergessen, wer löscht den Makel von ihm ab, der ein Jahr lang und länger auf seinem und seiner Familie Namen gehaftet, ja, wer nimmt den namenlosen Schmerz von ihm hinweg, den er Tag und Nacht erlitten, und wer endlich gibt ihm das verlorene Lebensglück wieder?"

Mr. Charles H . . . . . ts Antlitz nahm einen fast triumphierenden und freudigen Ausdruck an, und er sagte sogleich: „Das wollen wir Gott, dem Allmächtigen, überlassen, Herr Doktor. Er wird ihm gnädiger und barmherziger als die Menschen sein und auf andere Weise ersetzen, was ihm diese entzogen haben."

„Ja, ja," sagte ich, mit dem Kopfe nickend, „darauf kommen wir armen Sterblichen immer wieder zurück und einen anderen Trost gibt es nicht für uns in unserem Leid!"

Nach diesen Worten blieben wir eine Weile stumm, und jeder von uns hing seinen besonderen innersten Gedanken nach. Ich, ich gestehe es ehrlich, konnte mich längere Zeit von meinem Erstaunen über alles, was ich gehört, erst gar nicht erholen, obwohl demselben eine große Freude beigemischt war. Da aber wurde ich in meinem Nachdenken unterbrochen, denn Mr. Charles H . . . . . t erhob mit einem Male seinen Kopf, sah mich forschend an und rief laut:

„Aber was nun, Herr Doktor? Was müssen wir zunächst tun, um Harry aus seinem qualvollen Zustande zu reißen, denn daß etwas geschehen muß, um ihn über sein Geschick aufzuklären, das ist gewiß, und es muß das sogar unsere nächste Aufgabe sein. Am liebsten möchte ich Sie gleich nach dem Abendberg begleiten und Ihnen helfen, zuerst seine

in Angst und Sorge vergehende Mutter und die Ihrigen aufzurichten und sie dann mit ihrem Sohn, Bruder und Freund zu vereinen, aber ich kann heute leider nicht von Bern fort, da ich am Nachmittag eine wichtige Konferenz mit meinem Chef habe, der gestern von Paris angekommen ist."

„O," sagte ich nach kurzem Besinnen, „diese Abhaltung scheint mir sehr zu gelegener Zeit zu kommen. Wie ich nämlich die Sache ansehe, um die es sich handelt, so dürfen Sie noch nicht sogleich vor die Augen der Familie Harry Duncans und seine eigenen treten, da sie ja sämtlich noch nicht auf die Umwandlung ihres Geschicks vorbereitet sind. Diese Umwandlung dürfen sie auch nicht zu rasch erfahren, sie müssen sich dieselbe vielmehr aus einzelnen ihnen zugeworfenen Andeutungen gewissermaßen selbst zusammensetzen, und wir müssen in unserer Mitwirkung dabei äußerst vorsichtig verfahren, da sowohl die Mutter wie der Sohn nervös aufgeregt und von den ausgestandenen langen Leiden angegriffen sind, also der größten Schonung bedürfen. Lassen Sie mich also fürs erste lieber allein handeln, ich kenne ihre augenblicklichen Zustände am genauesten und werde sie beide ganz allmählich auf das Bevorstehende vorbereiten. Dennoch sollen auch Sie nicht lange untätig bleiben, sondern bald in meine Aufgabe mit eingreifen, mir helfen, den letzten Rest von Kummer in ihnen auszulöschen und Freude und Frieden in ihre Gemüter zurückzuführen. Und zu dem Ende komme ich Ihrem eben ausgesprochenen Wunsche entgegen und bitte Sie, von übermorgen an jede Stunde meines Rufes gewärtig zu sein. Sobald ich oben einigermaßen alles in Ordnung gebracht, sollen Sie Ihres Freundes nicht länger entbehren. In derselben Stunde, wo Harry Duncan den Wechsel seines Schicksals erfahren hat, also dem Leben und seiner Familie wiedergegeben ist, telegraphiere ich an Sie, und wenige Stunden später können Sie schon auf dem Abendberg sein. Bis dahin gedulden Sie sich hier und überlassen Sie mir die erste eingreifende Handlung, die mehr beruhigend als aufregend sein muß, und Ihr plötzliches Erscheinen würde viel zu heftig auf die tief erschütterten Gemüter wirken."

„Ja," sagte nun Mr. Charles H . . . . . t, „da haben Sie recht, und so soll Ihre Ansicht der Sache für mich maßgebend sein. Ich gedulde mich gern hier und lasse Sie fürs erste allein handeln. Sobald Sie mich aber rufen, komme ich mit diesem meinem Brief und bringe damit die Bestätigung dessen, was Sie ihnen gesagt. Ich werde auch heute noch nach London telegraphieren und mir von dorther in amtlicher Form die

sprechenden Beweise von Harrys Unschuld ausbitten, aber so rasch, wie wir es wünschen, wird die Antwort freilich nicht anlangen, und es ist ja auch eigentlich nicht nötig. — Aber wie, Sie erheben sich? Wollen Sie mich etwa schon verlassen? Sie haben ja keine so große Eile, da Sie erst mit dem Zug um zwei Uhr abfahren können, Sie müßten denn noch andere Geschäfte in Bern zu besorgen haben."

„Nein," erwiderte ich, „heute habe ich hier keine anderen Geschäfte als die, die mich zu Ihnen geführt, und bis gegen zwei Uhr habe ich allerdings Zeit."

„Nun denn also!" rief der junge Diplomat heiter aus, „so bleiben Sie bis dahin bei mir und frühstücken Sie mit mir, wir haben ja unsere Herzen bei weitem noch lange nicht ganz voreinander ausgeschüttet." Hier nahm Mr. Charles H.....ts schönes Antlitz einen ungemein freudigen Ausdruck an. „Ich habe nach Ihrem Besuch und unserm wichtigen Gespräch wieder frischen Lebensmut bekommen, und allmählich bricht sich eine Art Wonnegefühl in mir Bahn, wie ich es kaum je gehabt. O, lassen Sie mich nicht zu lange auf Ihre Depesche warten, ich sehne mich zu sehr, Mrs. Duncan und die Ihrigen wiederzusehen, und Gott sei Dank, bis dahin werden Sie bei ihnen eine solche Wandlung bewirkt haben, daß ich nicht mehr schmerzliche Gesichter zu finden befürchten muß."

„Ja," sagte ich, „das soll geschehen, und ich denke, schon morgen oder spätestens übermorgen soweit zu sein, daß ich Mrs. Duncan zu ihrem Sohn führen kann, obgleich ich ihr nicht sagen werde, daß er bereits so nahe ist. Doch, wie ich dies schwierige Werk beginne, darüber muß ich noch länger mit mir zu Rate gehen, und glücklicherweise habe ich während meiner fünfstündigen Reise Zeit genug dazu."

Während wir uns so über das Vorliegende unterhielten, hatte Mr. Charles H.....t schon Befehl gegeben, im Nebenzimmer ein Frühstück zu servieren. Dies ließ auch nicht lange auf sich warten, und bald saßen wir beide, von dem schweigsamen Fröhlich bedient, an einem wohlbesetzten Tisch, und selten hatte ich einen Menschen so glücklich und zufrieden gesehen, wie meinen jungen Wirt bei diesem improvisierten Mahl. So vergingen mir denn ein paar Stunden in so angenehmer und liebenswürdiger Gesellschaft erstaunlich rasch, und unbemerkt war die Zeit herangerückt, in der ich wieder von Bern scheiden mußte.

Gegen zwei Uhr brach ich denn auf, und Mr. Charles H.....t begleitete mich nach dem Bahnhof. Mit herzlichem Händeschütteln

schieden wir voneinander und sprachen noch einmal die Hoffnung auf baldiges Wiedersehen aus.

Mit welchen Gedanken und Empfindungen ich aber diesmal abreiste, will ich nicht zu schildern versuchen, da es sich ganz von selbst versteht. Ich hatte ohne alle Schwierigkeit in wenigen Stunden weit mehr ausgerichtet, als ich hatte erwarten können, selbst wenn meine Hoffnungen recht kühn gewesen wären. Darum war ich über die Maßen dankbar, froh und heiter gestimmt. In meine Gedanken an die Familie des Einsiedlers vertieft und das ihr bevorstehende Glück im voraus genießend, verging mir die Fahrt nach Thun wie im Fluge, und erst als ich wieder auf dem Dampfer inmitten Hunderter von Reisenden saß und die hochragenden Eisberge rings um mich her und vor mir im vollen Sonnenschein glühen und leuchten sah, ward es still in mir, denn nun, so nahe meinem nächsten Ziele, mußte ich endlich überlegen, was und wie nun alles zunächst zu tun sei.

Allein der Mensch überlege dergleichen soviel er will, die Ausführung wird immer eine andere werden, als er denkt und beschließt, und so war es auch diesmal der Fall.

21.

Während der anderthalbstündigen Fahrt nach Neuhaus hatte sich allmählich eine seltsame und mit jedem Augenblick zunehmende Unruhe meiner bemächtigt, und so war es sehr erklärlich, daß ich mich durch die mich umstehenden Passagiere hindurchdrängte und der erste war, der, nach unserer Ankunft in dem kleinen Hafen, vom Schiffe auf die Landungsbrücke sprang. Flüchtigen Fußes und ohne mich um irgend jemand zu kümmern, eilte ich nach den in langen Reihen aufgefahrenen Wagen hin, um mich nach meinem Einspänner umzusehen. Aber da winkte mir der Kutscher, den ich heute morgen gesprochen, schon von seinem Omnibus zu, der heute ganz vorn stand, und auf der Stelle trat ich zu ihm heran.

„Guten Abend, Herr Doktor!“ sagte der freundliche Mann. „Nun, Ihr Wunsch ist erfüllt. Herr Ruchti hat Ihnen seinen leichtesten Korbwagen mit einem guten Pferde geschickt, und da drüben — hinter dem Hause — hält er schon. Aber soll ich Ihnen noch etwas anderes bestellen. Mein Herr wäre gern selbst mit nach Neuhaus gekommen, um Sie eine Strecke den Berg hinauf zu begleiten, aber er kann nicht von

Beau-Site fort, da sein ganzes Haus bis unter die Dachsparren voller Gäste ist. Dafür schickt er die besten Grüße, und das Rosenbukett, welches Sie in Ihrem Wagen finden werden, möchten Sie der Engländerin mit den schwarzen Augen in seinem Namen überreichen."

Ich dankte ihm für seine ausführliche Bestellung, und gleich darauf saß ich in meinem leichten Gefährt. Im scharfen Trabe rollte es auf der staubigen Chaussee dahin, und nach einer Stunde Fahrt ungefähr war ich soweit auf den Berg hinaufgelangt, als man ihn befahren kann. Nun sprang ich hastig aus dem Wagen, nahm mein Bukett in die linke, meinen Stock in die rechte Hand und sagte dem Kutscher mit einem Gruß an seinen Herrn Lebewohl, wozu ich den Bescheid fügte, daß derselbe bald mehr von mir hören würde.

Daß ich von nun an meinen beschwerlichen Weg langsam zurücklegen wollte, hatte ich mir unterwegs schon zehnmal vorgenommen, aber das war weit leichter beschlossen als ausgeführt. Ohne es zu wissen, stieg ich rascher und immer rascher den steilen Saumpfad durch die Tannen hinan, sah dabei nichts um mich her und wußte kaum, ob die Sonne noch schien oder ob die Nacht schon im Hereinbrechen begriffen wäre. — Plötzlich jedoch stand ich still, ich mußte notwendig etwas ruhen und frischen Atem schöpfen, denn ich war übermäßig scharf gestiegen, das fühlte ich nur zu wohl am Schlagen meines Herzens und an dem Schweiß, der unter meinem Hut hervor mir über die Stirn rieselte. So saß ich denn auf der ersten Bank eine Weile, beschloß von neuem, mich in Geduld zu fügen, und setzte dann meinen Weg in der Tat anfangs etwas vorsichtiger und langsamer fort. Und das war gut, denn mein Atem sollte bald und früher, als ich gedacht, auf eine andere Weise wieder in Anspruch genommen werden.

Als ich noch etwas höher gekommen und die längste in einer Richtung steil aufstrebende Stelle des Saumpfades erreicht hatte, setzte ich mich wieder einen Augenblick und ließ mein noch stärker klopfendes Herz abermals etwas zur Ruhe kommen. Es gelang, und als ich mich wieder erhob, um weiterzugehen, fühlte ich, daß ich mich nun wirklich vollständig gefaßt habe und zur nächsten Handlung bereit sei. Ich überlegte eben, was ich der alten Mrs. Duncan zuerst sagen wollte, als ich unwillkürlich wieder stehen blieb und, vor mir in die Höhe blickend, auf der Stelle erkannte, daß alle meine Beschlüsse auf Sand gebaut gewesen, und daß gleich die erste Szene sich ganz anders entwickeln würde, als ich sie mir ausgemalt. Denn eben als ich kaum in die Mitte des langen

Kehrs gelangt war und die nächste Bank vor mir unter einem mächtigen Felsblock, zur Seite einer alten Rottanne liegen sah, bemerkte ich, daß sie besetzt war, daß zwei Damen darauf saßen, und daß sie dunkle Trauerkleider trugen, die mir schon von weitem verrieten, wen ich vor mir hatte.

In der Tat, es waren Miß Lucy Duncan und ihre Cousine, die, von Sterchi unterrichtet, daß ich um sieben Uhr von Interlaken heraufkomme, mir bis hierher entgegengegangen waren, um, von ähnlicher Ungeduld wie ich geplagt, mich schon auf dem Wege zu treffen.

Als sie mich aus der Ferne erkannt hatten, standen sie von der Bank hastig auf und flogen mir entgegen. „Herr Doktor, Herr Doktor!" lautete ihr erster Ruf, „da sind Sie ja endlich! Wo sind Sie denn solange gewesen, und was haben Sie denn so Wichtiges zu tun gehabt? Wir haben Sie schon seit einigen Tagen jede Stunde erwartet, und die Mamma ist außer sich vor Sehnsucht nach Ihnen."

Ich hatte meinen Stock in die linke Hand genommen, worin ich auch mein Rosenbukett hielt, und reichte den lieben Mädchen die rechte zum Gruße hin, die sie beide nacheinander ergriffen und herzlich drückten. Aber sogleich an Miß Lucys letzte Worte anknüpfend und ihre ersten Fragen gar nicht beachtend, sagte ich nur:

„Die Mutter ist doch gesund?"

„O, Gott sei Dank, ja," sagte Miß Lucy, „in der herrlichen Luft hier oben ist sie ganz munter geworden, und Ihr letzter Brief an Sterchi hat sie unendlich beruhigt und doch auch wieder von neuem aufgeregt."

Ich lächelte still vor mich hin und dachte mit innerem Zagen an das, was sich nun möglicherweise sogleich entwickeln könnte. Als ich aber dabei schwieg, musterten Mary Markhams scharfe Augen mein Gesicht und auf der Stelle rief sie lebhaft aus:

„O, Herr Doktor, was für eine bedeutsame und glückliche Miene nehmen Sie mit einem Male an! So haben Sie ja noch nie ausgesehen, solange wir Sie kennen!"

Jetzt sammelte ich mich und versetzte, so ruhig ich konnte: „Ich habe auch noch nie so viel Grund gehabt wie heute, so bedeutsam und glücklich auszusehen, Miß Mary, aber Sie müssen einige Geduld haben, denn die günstigen Nachrichten, die ich bringe, möchten noch etwas auf sich warten lassen, wenigstens so lange, bis wir mit Ihrer Tante zusammengetroffen sind."

„Nein, nein," nahm Miß Mary wieder das Wort, „das dauert uns

und namentlich mir viel zu lange, und mir ist zu Mute, als ob Sie das Wichtige, was Sie bringen, gerade uns zuerst mitteilen müßten. Lucys Mutter ist Ihnen zwar auch, von Ungeduld gepeinigt, entgegengegangen, aber sie sitzt viel höher oben auf einer Bank, und bis wir sie erreichen, kann ich meinen Drang nach Ihren Worten nicht bezwingen."

Ich wollte eben etwas darauf erwidern, als die viel ruhigere Schwester Harrys mich mit einem wunderbar freundlichen Blick ansah und sagte:

„Bitte, lieber Herr Doktor, beschwichtigen Sie doch zuerst unsere Mary. Sie leidet ja am schwersten von uns. Soviel wenigstens können Sie uns doch sagen: Auf wen bezieht sich zumeist Ihre günstige Nachricht?"

Während dieses Gesprächs hatte ich mich wieder langsam in Bewegung gesetzt und war sinnend einige Schritte emporgestiegen. Als ich aber diese so sanft und bescheiden gesprochene Bitte vernahm, blieb ich wieder stehen und, indem ich tat, als ob mir mein Atem zu kurz wäre und kein längeres Sprechen gestattete, sagte ich mit merklich bebender Stimme:

„Sagen Sie sich das nicht selbst, Miß Lucy?"

Kaum war das Wort heraus, so wandten sich beide Mädchen mit sichtbarer Hast zu mir hin, und ein hastig hervorgestoßenes „Wie?" und „Was?" ließ sich von ihren Lippen vernehmen. Mehr konnten sie im Augenblick nicht sprechen, da ihre Erregung zu groß sein mochte.

Jetzt glaubte ich den rechten Augenblick zur Mitteilung meiner Neuigkeiten gekommen zu sehen, und tief Luft holend und ihnen beiden freundlich zunickend, brachte ich ihnen zunächst mit einfachen Worten bei, daß Harry Duncan nicht verunglückt sei, sondern noch unter den Lebenden weile. Die Wirkung dieser Nachricht auf die beiden Mädchen war ergreifend. Wie von einem Impulse dazu getrieben, schrien sie plötzlich laut auf und brachen in ein lautes, krampfhaftes Schluchzen aus, das die Spannung ihrer Seelen löste und ihren Gefühlen einen nur zu natürlichen Ausbruch gewährte.

Ich blickte lange auf sie hin und ließ den ersten Sturm ihrer Freude langsam vorüberziehen. Endlich aber, als sie sich etwas beruhigt zu haben schienen, zu weinen aufhörten und mich mit Blicken ansahen, die ich nicht beschreiben kann, sagte ich mit einer Stimme, die ich so fest und beruhigend wie möglich zu machen suchte:

„Meine lieben Damen, Sie müssen sich mit allem Aufgebot Ihrer

jugendlichen Kraft noch mehr beruhigen, oder Sie machen es mir sehr schwer, Ihnen alles zu sagen, was ich Ihnen noch zu sagen habe."

Bei diesen Worten faßte sich Mary Markham zuerst, stand auf, nahm eine entschlossene Haltung an und sagte: „Ja, Sie haben recht. Lucy, wir müssen jetzt standhaft und stark sein, denn uns steht, jetzt begreife ich es, etwas Großes, etwas Bedeutsames bevor. Und nun, lieber Herr Doktor, können Sie uns alles sagen. Also Harry lebt! O Gott! Und wo lebt er, wie lebt er?"

„Er hat schwer gelitten," fuhr ich zu reden fort, „das können Sie sich denken —"

„O ja, das denken wir uns gewiß," nahm nun Miß Lucy das Wort, „aber erlauben Sie mir zuerst die Frage, die mir plötzlich in den Sinn kommt: woher wissen denn Sie das alles?"

Ich sah sie fest und prüfend an, und unwillkürlich flog ein heiteres Lächeln über meine Züge. „Woher ich das alles weiß, Miß Lucy?" fragte ich. „Nun, das hat mir ein Mann, ein edler Mann gesagt, der noch viel mehr von Ihrem Bruder weiß und viel mehr für ihn getan hat, als ich Ihnen mit kurzen Worten und auf der Stelle erklären kann."

„Wer ist dieser Mann?" fragte Mary Markham mit seltsamer Hast und faßte mich in ihrer leidenschaftlichen Erregung fast hart am Arme an. Ich aber ließ mich dadurch von dem einmal betretenen Wege nicht abbringen, behielt Lucy Duncan fest im Auge und fuhr also zu sprechen fort:

„Kennen Sie einen gewissen Mr. Charles H.....t aus New York, Miß Lucy?"

„Charles H.....t?" rief sie, plötzlich in Purpur aufglühend. „Aus New York? Ob wir den kennen? Danach fragen Sie noch? O ja, den kennen wir gewiß, und er ist Sekretär bei der Nordamerikanischen Gesandtschaft in Bern."

„Ja," sagte ich, „das ist er, und er ist auch gegenwärtig in Bern, und da bin ich ebenfalls gewesen, denn eben komme ich von ihm her."

Beide Mädchen sahen mich im ersten Augenblick starr an, als könnten sie nicht begreifen, was ich ihnen soeben gesagt, und doch war es so leicht zu begreifen. Lucy Duncan aber war ganz still geworden, und von ihren eben noch so roten Wangen war die Farbe schon wieder gewichen und hatte sogar einer merklichen Bläße Platz gemacht.

Endlich aber sammelte sie sich, sah mich wieder forschend an und sagte leise: „Wie? Und Sie haben es uns verborgen, daß Sie nach

Bern zu Charles H.....t gingen? Ah, jetzt begreife ich — das war das Geheimnis, das schon solange sichtbar auf Ihrem ganzen Wesen lag, und welches wir uns auf keine Weise erklären konnten!"

Sie schien noch weiter sprechen zu wollen, aber sie kam nicht dazu, denn nun hatte sich die charakterstarke Miß Markham völlig gefaßt, sich das ihr noch Verborgene schon in Gedanken zurechtgelegt und fragte mich mit viel ruhigerer Miene als vorher:

„Also Sie kommen von Bern, von Charles H.....t, Herr Doktor? Nun gut, haben Sie von ihm Ihre günstigen Nachrichten mitgebracht?"

„Ja," sagte ich, „so ist es, und nun hören Sie auch meine Erklärung darüber. Mein Schweizer Freund an den ich von Beau-Site aus schrieb, da er sich gerade in Bern aufhielt, hat daselbst zufällig Charles H.....t kennen gelernt und mir über den verschollenen Harry Duncan so wunderbare Nachrichten zukommen lassen, daß ich den Urheber derselben, eben den jungen amerikanischen Diplomaten, notwendig selbst sprechen mußte. So bin ich, da ich Sie ja mit ungewissen Hoffnungen vorher nicht aufregen durfte, ganz im stillen zu ihm gereist — und hier nun haben Sie mich mit allen meinen glücklichen Nachrichten wieder."

Mehr aber konnte und wollte ich jetzt nicht sagen, ich mußte auch auf andere Rücksicht nehmen, und so verfolgte ich unerbittlich einen ganz anderen Plan, dessen Ausführung, wenn er gelang, mir noch viel schöner und bedeutsamer erschien, als wenn ich den Mädchen ihre Fragen, wo Harry sich jetzt befände, mit kurzen Worten beantwortet hätte.

„Ja, es ist genug," sagte Mary Markham, „und unsere Dankbarkeit für alles, was Sie für uns getan, hat keine Grenzen."

So forderte ich sie denn auf, jetzt alle weiteren Fragen zu unterdrücken und mit mir zu Mrs. Duncan zu gehen, damit auch sie die fröhliche Nachricht so schnell wie möglich erfahre.

„O, unsre Mutter!" riefen beide. „Ja, Sie haben recht, und nun kommen Sie rasch zu ihr."

„Gut!" sagte ich, mich wieder zum langsamen Steigen anschickend. „Aber nun hören Sie noch eins, und in dem, was ich Ihnen jetzt sage, müssen Sie mir folgen. Lassen Sie mich mit Ihrer Mutter, sobald wir sie oben treffen, einige Minuten allein und gehen Sie ruhig voran in das Haus und in Ihr Zimmer, wo ich mich möglichst bald mit Ihrer Mutter auch einfinden werde. Ich kann ihr leichter und besser das Not-

wendige erklären, wenn ich ohne Zeugen zu ihr spreche, denn Ihre Einwände und Fragen, die ich voraussehe, wenn Sie in unserer Nähe bleiben, würden mir dabei, — ganz ehrlich gestanden — nur hinderlich sein."

„Darin haben Sie recht," erwiderte Miß Lucy, rasch entschlossen. „Ja, komm, Mary, bezwinge dich und trockne dir die Augen, damit die Mama sich nicht von neuem ängstigt. Aber beeile dich, denn siehe, dort sitzt sie schon auf der Bank, wo wir sie vorher verlassen haben."

Es war so, wie sie sagte. Auf der vorletzten Bank unterhalb des Hauses saß die alte Dame, anscheinend in ruhigster Geduld, um ihre Kinder und vielleicht auch mich zu erwarten. Als wir ihr näher kamen, stand sie auf und trat mir einige Schritte entgegen, aber sie sah zugleich mit mir auch ihre Kinder an, und deren Aufregung entging ihrem Mutterblick nicht. —

„Herr Doktor!" rief sie mir freudig entgegen und streckte mir begrüßend ihre Hände hin. „Also endlich, endlich haben wir Sie wieder! O, warum haben Sie uns solange verlassen, und ich habe mich so unendlich nach Ihnen gesehnt. — Aber was habt Ihr?" wandte sie sich plötzlich zu den beiden Mädchen, da Mary Markham ihre freudige Aufregung nicht länger bemeistern konnte und unwillkürlich wieder in ein leises Weinen ausbrach, was sie freilich durch ein vor die Augen gehaltenes Tuch vor der Mutter zu verbergen suchte.

„Mama," sagte nun Miß Lucy, „halte uns jetzt nicht auf und laß uns gehen. Warum Mary weint, wird dir der Herr Doktor sagen, und wer weiß, ob du nachher nicht auch — solche Tränen vergießt, wie Mary sie jetzt vergießt!" — Damit zog sie die sanft widerstrebende Mary mit sich fort, die, wie ich wohl bemerkte, gern in der Nähe geblieben wäre, um auch das Gespräch mit anzuhören, das ich nun mit ihrer Tante führen würde.

Mrs. Duncan sah den beiden langsam den Weg hinaufschreitenden Mädchen mit leichtem Kopfschütteln eine Weile nach, dann wandte sie sich zu mir und winkte mit der Hand, daß ich neben ihr auf der Bank Platz nehmen sollte.

„Was haben denn die Kinder?" fragte sie. „Warum weint denn Mary, und warum wollte Lucy sie nicht länger in unserer Nähe lassen? O, mein Gott, sollte es möglich sein? Beide haben gewiß schon durch Sie eine traurige Nachricht erfahren und gehört, daß mein armer Sohn irgendwo in der Nähe begraben ist?" Dabei flossen auch ihr die bei Frauen so leicht fließenden Tränen aus den Augen, und nur mit Mühe

hielt sie an sich, um nicht ebenfalls in ein lautes Schluchzen auszubrechen.

„Nein, Mrs. Duncan," sagte ich nun, „diesmal befinden Sie sich in einem großen Irrtum. Wenn Miß Markham eben Tränen vergoß, so geschah es gewiß nicht infolge eines neuen Schmerzes, sondern es waren Freudentränen, die ihr die Nachrichten auspreßten, die ich soeben von meiner Reise mit zurückgebracht habe. Und so will ich denn auch Ihnen diese glücklichen Nachrichten nicht länger vorenthalten, die sich auf den Brief beziehen, den ich, wie Sie wissen, in Unterseen in der letzten Nacht schrieb, nachdem Sie mich in das Schicksal Ihres Sohnes eingeweiht. Bevor ich jedoch mit meiner Erzählung beginne, versprechen Sie mir, recht ruhig und gefaßt zu sein. Wollen und können Sie das?"

Sie sah mich eine Weile stumm an, dann, als sie in meiner aufgeregten Miene, die ich unmöglich länger beherrschen konnte, auch nur Freude lesen mochte, sagte sie schnell: „Ja, ich will und kann es, denn wenn Sie von meinem Sohne sprechen wollen, wie ich nun wohl merke, und mir, wie es scheint, etwas Gutes zu sagen haben, kann selbst ein Mutterherz sich zur Ruhe zwingen. Und so sprechen Sie denn in Gottes Namen!"

So schickte ich mich denn auch hier zum Reden an und teilte ihr zuerst mit, daß ich gleich von Anfang an, als ich jenes mir von ihr gegebene Blatt der „Times" gelesen, die Mutmaßung gehabt, daß die Mitteilung derselben nicht ganz auf Wahrheit beruhe. Ich hätte deshalb alle möglichen Erkundigungen eingezogen, und da hätte sich ergeben, daß ich mich in der Tat in meiner Annahme in bezug auf die Wahrhaftigkeit jener Zeitungsnachricht nicht getäuscht. Als ich aber erst soweit in meinen Forschungen gekommen, hätte ich weitere Schritte getan, und die wären jetzt endlich mit einem ganz sicheren Erfolg gekrönt. Gottes gnädige Fügung hätte mich in den letzten Tagen auf die richtige Spur geführt, und da hätte ich zuerst alles das aus dem Leben ihres Sohnes erfahren, was sie selbst mir verschwiegen, obgleich ich durch Mary Markham schon darauf vorbereitet gewesen, daß sie an dem Unglück, welches Harry betroffen, allein schuld zu sein glaube.

Ich schwieg eine Weile und sah die unbeweglich neben mir sitzende alte Frau mit erwartungsvoller Spannung an. Aber sie war so erstaunt und fast betreten, daß sie anfangs kein Wort hervorbringen konnte, und nur eine zunehmende Verwunderung drückte sich in ihrer sprechenden Miene aus.

„O," sagte sie endlich, und ich sah, welche schmerzliche Ueberwindung ihr das verursachte, „also Sie wissen, daß Harry den Sohn Lord Rowlands getötet haben soll?"

„Ja, ich weiß das alles und noch viel mehr, Mrs. Duncan," fuhr ich rascher sprechend fort, „und Sie hätten mir damals dreist Ihr ganzes Vertrauen schenken können, es hätte das wahrhaftig keine üblen Folgen gehabt, und wir wären vielleicht rascher dadurch zum Ziele gelangt. Allein, das ist nun einmal auf andere Weise ans Tageslicht gekommen, und glücklicherweise hat Ihre Verschwiegenheit nichts geschadet, da ich — von anderer Seite her über alle Harry Duncan betreffende Verhältnisse ganz genau aufgeklärt wurde. Hören Sie nun, was ich über sein Schicksal in Erfahrung gebracht, seitdem er in England verschollen war, und während Sie infolge jener Zeitungsnachricht glaubten, daß er in der Schweiz verunglückt sei. Diese ganze Nachricht war eine durchaus falsche, und Sie sind leider dadurch überaus lange in den herbsten Schmerz versetzt worden. Genug, es gelang Harry, Ihrem Sohne, der zur Deportation verurteilt war, aus seinem Kerker in London zu entfliehen, und zwar durch Hilfe seines braven amerikanischen Freundes Mr. Charles H . . . . . t."

„Ah!" unterbrach mich Mrs. Duncan mit einem lauten Freudenruf. „Also das hat Mr. Charles H . . . . . t getan? O, der edle, brave Mann!"

„Ja, edel, gut und brav ist er gewiß gewesen, aber er hat für Ihren Sohn noch viel mehr getan, Mrs. Duncan. Hören Sie nur. Er hat ihn nicht nur durch Aufwendung reichlicher Geldmittel aus dem Gefängnis befreien helfen, sondern seinen geretteten Freund auch, indem er ihn für seinen Diener gelten ließ, sicher mit nach der Schweiz genommen, wohin er gerade zu rechter Zeit versetzt wurde, und auch da auf jede Weise für seine Sicherheit gesorgt."

„Nach der Schweiz?" rief sie wieder laut, indem sie beide Hände voller Verwunderung zusammenschlug. „Also Harry ist in der Schweiz?"

„Ja," sagte ich, „er wurde wenigstens vor einem Jahre von Mr. Charles H . . . . . t mit nach Bern genommen, nun aber, — o, Sie haben mir Ruhe versprochen — nun lassen Sie mich auch ruhig weiterreden, da Sie ja doch schon das Hauptsächlichste meiner Nachricht wissen."

„O nein, nein," rief sie wieder, und ich sah, wie schwer es ihr wurde, ihre mit Mühe so lange behauptete Fassung beizubehalten, „ach, was

sagen Sie da, und warum habe ich das nicht früher erfahren! Ich war ja in Bern bei Mr. H....t, aber er war leider verreist, und ich sprach ihn also nicht. Aber er hätte mir wohl auf andere Weise sein Wissen über Harry mitteilen können. O, wie glücklich wäre ich gewesen, wenn ich ihn gesprochen und er mir das alles schon vor sieben Wochen gesagt hätte, was Sie mir jetzt sagen!"

„Nein," sagte ich mit großer Bestimmtheit, „urteilen Sie nicht so schnell darüber; das hätte er nicht gekonnt, denn damals, als Sie in Bern waren, wußte er selbst noch nicht, was er jetzt weiß und was Sie vollkommen über Ihren Sohn beruhigt hätte. Dafür nun habe ich Mr. Charles H.....t, auf den ich durch meinen Freund, an den ich geschrieben, aufmerksam gemacht worden war, heute in Bern selbst besucht und mit ihm alles besprochen, was er damals mit Ihnen nicht besprechen konnte."

„Wie? Sie sind in Bern bei Mr. H.....t gewesen, und meines Sohnes und meinetwegen?"

„Ja, Mrs. Duncan, und wie das alles zusammenhängt, sollen Sie später erfahren, wenn Sie erst wieder ganz zur inneren Ruhe gelangt sind. In Bern nämlich erfuhr ich, daß Ihr Sohn lebt —"

„Er lebt?" rief sie laut aufschluchzend und bedeckte sich, von unbeschreiblichen Gefühlen durchwogt, das Gesicht mit beiden Händen.

„Ja, er lebt," wiederholte ich. „Zwar ist er noch etwas leidend und von den ihn verfolgenden Gemütsbewegungen tief erschüttert, aber im ganzen befindet er sich wohl und das — das wollte ich Ihnen heute nur sagen, womit ich noch etwas anderes verbinden will, was Ihnen gewiß eine ebenso große Freude bereiten wird, wie die Gewißheit, daß er lebt."

„Was könnte das sein?" fragte sie leise, mich forschend von der Seite betrachtend.

„Haben Sie vergessen," sagte ich, „daß Harry, Ihr Sohn, als Mörder Sir Lawrence Rowlands verurteilt war?"

„O ja, das hatte ich ganz vergessen," schluchzte sie auf, „aber das — das habe ich nie für möglich gehalten, nein, mein Harry konnte kein Mörder sein, dagegen hat sich vom ersten Augenblick an mein mütterliches Gefühl gesträubt und sträubt sich noch mit allen Fasern meiner Seele dagegen."

„Nun, da haben Sie auch recht," sagte ich freudig. „Und nun hören Sie das glückliche Ende meines Berichts. Nein, Ihr Sohn Harry ist kein Mörder gewesen," — und nun erzählte ich ihr, auf wie seltsame

Weise die Unschuld ihres Sohnes endlich an den Tag gekommen und wie die amtliche Erklärung derselben und eine vollständige Kassation des ungerecht gefällten Urteils nur noch eine Frage der Zeit sei.

Als ich mit meinem Bericht zu Ende gekommen, war ich verwundert, die Wirkung desselben, vor der ich mich lange im voraus gefürchtet, bei weitem nicht so stark zu finden, als ich vermutet. Mochte es nun sein, daß die Ueberzeugung von ihres Sohnes Unschuld so fest in ihr Wurzel geschlagen, daß sie dieselbe nur als etwas Selbstverständliches aufnahm, oder war ihr innerliches Gefühl zu stark und heftig, um sich durch äußerliche Kennzeichen kundzutun, genug, eine Wirkung war allerdings vorhanden, allein sie äußerte sich vor der Hand nur durch einen leisen Tränenguß, und auch dieser dauerte nicht lange, sondern sie wandte sich plötzlich mit auffallender Heftigkeit zu mir hin und umfaßte mich liebevoll, indem sie Worte des Dankes gegen Gott und mich, der ich sein Werzeug gewesen, stammelte. —

Es war ganz dunkel um uns her geworden, denn die Unterhaltung mit den beiden jungen Damen und Mrs. Duncan hatte mehr Zeit in Anspruch genommen, als wir selber wußten. Ich führte nun die alte Dame langsam nach dem Hause empor, und bald hatten wir wieder Sterchis gemütliche Niederlassung erreicht, vor deren Tür, als hätten sie uns schon erwartet, uns mehrere Gäste eilig entgegenkamen, mich mit Fragen aller Art bestürmten und mir ihre herzliche Freude zu erkennen gaben, daß ich von meiner Reise wieder zurückgekehrt sei.

Mrs. Duncan aber hielt sich, während ich mit den Bewohnern der Pension sprach, nicht auf, sondern schlüpfte schnell durch die Menge hindurch nach ihrem Zimmer, zu ihren Kindern, zu denen ich mich auch verfügen wollte, nachdem ich mich nur nach meinem Zimmer begeben und mit Sterchi das Nötige besprochen hatte. Am meisten aber waren die Fremden über die drei englischen Damen verwundert, denn daß mit ihnen irgend etwas von Bedeutung vorgegangen sein müsse, hatten sie auf der Stelle erkannt. Natürlich brachten sie diese so sichtbare Umwandlung mit ihrer bisherigen Trauer in Verbindung, mich aber fragten sie, diskret genug, nicht danach, obwohl sie vermuten mochten, daß ich ein Teilnehmer ihrer Freude und ein Mitwisser ihres noch verborgenen Geheimnisses sei.

Als ich eben mein Zimmer betreten wollte, um mich einigermaßen von meinem Berggange und den Gemütsbewegungen, die ich zuletzt gehabt, zu erholen, kam mir auf dem Korridor meine Stubenmagd Anna

entgegen, und sie sandte ich sofort zu ihrem Herrn und ließ ihn bitten, mich, wenn er irgend Zeit habe, auf meinem Zimmer zu besuchen. Er ließ auch nicht lange auf sich warten, sondern kam flugs die Treppe herauf, um mich in seinem Hause wieder willkommen zu heißen. Ich teilte ihm sogleich alles mit, was ich über Mr. Scott oder vielmehr Harry Duncan erfahren hatte, und sagte ihm dann, was ich mir vorgenommen, daß ich nämlich morgen möglichst früh nach der Alp aufbrechen wolle, daß aber die englischen Damen erst gegen Mittag erfahren dürften, wohin ich gegangen, damit sie nicht etwa auf den Einfall gerieten, mir nachzugehen, und mich möglicherweise in Gesellschaft von Harry Duncan träfen.

Sterchi versprach, alles nach meinem Wunsche zu tun, und fragte nur noch: „Darf ich den Damen denn gegen Mittag sagen, auf welchem Wege Sie kommen, wenn sie Ihnen durchaus entgegengehen wollen?"

„Ja," sagte ich nach kurzem Besinnen, „nur nehmen Sie nicht das Wort ‚Alp' in den Mund, denn dahin strebt ihr Sinn schon lange, als ob sie fühlten, was sich dort oben vor ihnen verbirgt. Sie sollen die Alp nun auch wirklich endlich kennen lernen, und zwar übermorgen, aber ich brauche dazu gute Transportmittel, denn Mrs. Duncan kann den beschwerlichen Weg nicht zu Fuß zurücklegen, und selbst die jungen Damen dürfen nicht erschöpft oder gar zu sehr angestrengt auf der luftigen Höhe anlangen."

„O, dafür weiß ich guten Rat," versetzte Sterchi. „Wir können ja drei gute Esel kommen lassen und die so lange hier oben behalten, als sie gebraucht werden."

„Gut," rief ich erfreut, „das war ein trefflicher Vorschlag. Wollen Sie die Tiere und ihre Führer besorgen?"

„Gewiß will ich das. Wann sollen sie eintreffen?"

„Lassen Sie sie übermorgen früh etwa um sieben Uhr hier sein. Dann können sie sich eine Stunde ausruhen, um mit uns den zweiten Berg zu ersteigen. Aber verraten dürfen Sie niemandem, was wir eben verhandelt."

„O, das versteht sich ja von selbst. Ach, der arme Herr da oben, was wird er für eine Freude haben, wenn er die Seinigen wiedersieht!"

„Ja, und was werden die Seinigen sagen! Doch still, so weit sind wir noch nicht. — Wenn ich ihn nur gesund und munter finde!" fügte ich nachdenklich hinzu.

„O, das darf Sie nicht beunruhigen. Christen sagte mir heute

nachmittag, als er von der Alp kam, daß Mr. Scott ganz wohl sei und eine Zigarre nach der andern rauche, was er früher nie getan."

Ich lachte. Das war allerdings ein gutes Zeichen für sein Wohlbefinden, und mich befriedigte es ungemein. So stand ich denn auf und schickte mich an, zu den Engländerinnen zu gehen, die mich gewiß schon seit einiger Zeit erwarteten.

Sterchi verließ mich, ich aber begab mich zu Mrs. Duncan, klopfte an ihre Tür und ward rasch hineingerufen.

Als ich ins Zimmer trat, sah ich alle drei mit verschlungenen Händen dicht nebeneinander auf dem Sofa sitzen, zu jeder Seite der Mutter eins der Mädchen. Sie hatten offenbar alles miteinander ausgetauscht, was ich der einen oder der anderen erzählt, und dabei reichliche Tränen vergossen, denn sie hielten alle ihre Tücher in den Händen, legten sie aber sofort beiseite, als sie meiner ansichtig wurden.

Mary Markham sprang zuerst auf und eilte mir mit einer Hast entgegen, als ob sie mich schon lange sehnsüchtig erwartet hätte. „O, Herr Doktor," rief sie mit einem Gesicht, so heiter und glücklich strahlend, wie sie es wohl lange nicht gehabt, „da sind Sie ja endlich! Nun kommen Sie und erzählen Sie uns noch einmal ruhig und der Reihe nach, was Sie gesehen und erlebt und wie Sie das alles so klug und umsichtig zutage gefördert haben."

Auch Mrs. Duncan und Miß Lucy näherten sich mir nun und begrüßten mich herzlich; dann setzte ich mich zu ihnen und erzählte noch einmal in ruhigster Weise, was sie zwar schon wußten, aber doch noch umständlicher aus meinem Munde hören wollten. Als ich aber mit allem fertig war und immer wieder von neuem Fragen an mich gerichtet wurden, die ich schon mehrmals beantwortet, unterbrach uns glücklicherweise Anna, die mit Nelly hereinkam, um den Teetisch instand zu setzen. Bald saßen wir auch um ihn her, und Miß Lucy machte die Wirtin in einer so anmutigen und geräuschlosen Art, wie sie ihr als Engländerin eigen war. Als wir aber etwas später wieder allein waren, fiel mir mit einem Male ein, daß ich doch noch etwas Neues für sie habe, und ich sann einige Zeit nach, wie ich damit hervortreten solle. Aber Mary Markham, die mich unausgesetzt beobachtete und fast kein Auge von mir verwandte, als ob sie die geheimsten Gedanken in meiner Seele ergründen wollte, fragte mich, worüber ich eifrig nachdächte, und so sagte ich dreist:

„Ja, ich habe Ihnen noch etwas zu sagen vergessen, was Ihnen vielleicht nicht unangenehm sein wird."

„Wen betrifft es?“ fragte Mary Markham, während Miß Lucy voller Spannung an meiner Miene hing.

„Es betrifft Mr. Charles H . . . . . t,“ sagte ich langsam und dabei scharf die verschiedenen Gesichter beachtend.

„Ah!“ riefen die Mutter und Mary Markham zugleich, während Miß Lucy sich ganz still verhielt, so daß ich sie jetzt allein fragend anblickte und dabei zu sprechen fortfuhr:

„Er wird Sie in den nächsten Tagen besuchen, vielleicht übermorgen schon, und ich hoffe, daß Ihnen diese meine letzte Mitteilung ebensoviel Freude verursachen wird, wie er sich selbst auf diesen Besuch freut.“

„Er will uns besuchen?“ rief Mrs. Duncan und fuhr lebhaft in die Höhe. „Er will nach dem Abendberg kommen? Wirklich?“

„Ja, er hat es mir versprochen, und soweit ich ihn kenne, hält er gewiß Wort.“

Jetzt blickten Mrs. Duncan und Mary Markham auf Miß Lucy hin: diese aber, wieder wie vorher erglühend, sah stumm vor sich nieder, reichte mir nur bald darauf die Hand und nickte mir freundlich zu, als ob sie mir für diese letzte gute Nachricht besonders danken wolle.

„Ja,“ fuhr ich fort, „er kommt, sobald er die Zeit dazu findet, und dann — dann werden wir ja wohl erfahren, wo sein Freund Harry sich gegenwärtig aufhält.“

Ich hatte damit genug gesagt, um das größte Erstaunen und die höchste Freude hervorzurufen, aber wie Miß Lucy vorher still gewesen, so wurde jetzt Mary Markham stumm, und sie blieb es während der ganzen Stunde, die ich noch bei ihnen zubrachte. Nach dieser Zeit aber schickte ich mich an, die Damen zu verlassen, denn mir fielen die Augen fast vor Müdigkeit zu. Man merkte es mir auch an und legte meinem Weggehen kein Hindernis in den Weg.

So verabschiedete ich mich denn von ihnen, um einmal eine ganze Nacht in meinem guten Bette zuzubringen, und bald war ich nach den Erlebnissen dieses ereignisvollen Tages sanft eingeschlummert.

* * *

Am folgenden Tage machte ich mich frühzeitig auf den Weg, um den „Einsiedler vom Abendberg“ aufzusuchen und ihn auf die große Freude, die ihm bevorstand, vorzubereiten. Als ich an seinem Hause anlangte, fand ich die Tür verschlossen; ihr Bewohner war also nicht da. So setzte ich mich denn still auf die Bank vor der Tür und gab mich

meinen Gedanken hin, im Grunde recht froh, daß ich Zeit behielt, um mir noch einmal alles innerlich zurechtzulegen, was ich dem Einsiedler heute sagen wollte.

Plötzlich aber horchte ich auf. Es war mir, als ob von den tiefer stehenden Tannen her ein wuchtiger Bergstock mehrere Male auf einen am Wege liegenden Stein gestoßen würde. Bald erkannte ich auch, daß ich mich nicht getäuscht, denn eine menschliche Gestalt tauchte zwischen den Bäumen auf, und unwillkürlich sprang ich in die Höhe, um dem Kommenden erwartungsvoll entgegenzublicken.

Ja, er war es, den ich erwartete, mein Einsiedler, der, in seine gewöhnliche Ledertracht gehüllt, aber diesmal ohne Stutzen und Jagdtasche, den Berg heraufstieg, und beim ersten Blick nahm ich an ihm etwas Neues wahr. Er trug auf seinem Hut einen weithin leuchtenden Büschel Edelweiß, den er sich wahrscheinlich am vorigen Tage von der Suleck geholt. Ich hielt dies für ein gutes Zeichen in betreff seiner fortschreitenden Genesung, denn es bewies mir, daß er wieder lebhafteren Anteil an den ihn umgebenden Dingen nahm und selbst Kleinigkeiten der Art seine Aufmerksamkeit zuwandte.

Da hob er, der anfangs vor sich niedergeblickt, den Kopf in die Höhe, und auf der Stelle hatte er mich bemerkt. Er stand still, wie um sich von seinem raschen Gange zu erholen, aber dabei blitzte ein Freudenstrahl in Gestalt eines heiteren Lächelns über sein Gesicht, das zwar immer noch bleich genug war, aber durchaus nicht mehr die krankhafte Farbe wie vor einigen Tagen zeigte.

„Herr Doktor!“ rief er mir entgegen, als ich auf ihn zugetreten war, „da sind Sie ja endlich wieder! Gott sei gedankt! Ich habe Sie schon lange erwartet und bin Ihnen eine Strecke entgegengegangen, aber ich vermied den unteren Weg und ging über die Höhe: Sie aber sind über die Alp gekommen, nicht wahr?“

„Ja,“ erwiderte ich, meine Hand fest in die seine legend, die er mir herzlich entgegenstreckte, „das bin ich, aber nun sind wir ja wieder beisammen, und das ist gut.“

„Sind Sie schon lange hier?“ fragte er noch, als wir der Hütte zuschritten, die er alsbald mit seinem Schlüssel öffnete.

„Etwa eine Viertelstunde,“ sagte ich und trat vor ihm her in das Zimmer zur Rechten, wo ich Hut und Stock ablegte und mir mit dem Schließen der Fenster zu schaffen machte, um meinen plötzlich etwas kurz gewordenen Atem zur Ruhe kommen zu lassen.

Da, als ich mit meinem Beginnen fertig war, stand er vor mir und sah mich forschend mit seinen schönen blauen Augen an, die mir heute ungewöhnlich klar und scharf beobachtend vorkamen.

„Warum sehen Sie mich so scharf an?“ fragte ich zuerst.

„Warum? Ei, ich freue mich, daß Sie wieder da sind, und nun sollen Sie mir erzählen, wo Sie gewesen sind, aber — wissen Sie, daß Sie heute ganz besonders aussehen?“

„Ich, ganz besonders?“ fragte ich lächelnd und doch nicht ohne einige Verlegenheit. „Nun, ich freue mich auch, daß ich wieder bei Ihnen bin, und daher mag ich — so besonders aussehen. Doch nun sagen Sie mir zuerst,“ fuhr ich fort, während wir uns beide nebeneinander auf das Sofa setzten, „wie befinden Sie sich? Wie mir scheint, fühlen Sie sich wohl?“

„Gott sei Dank, ja, so ziemlich wenigstens, und viel, viel besser als neulich. Ihre Ratschläge und Ihr so gut gemeinter Trost haben mir unendlich wohlgetan. Aber — ich muß noch einmal auf Ihre Miene zurückkommen. Wissen Sie, wie Sie aussehen, oder wie ich mir wenigstens den seltsamen Glanz Ihres Auges und das lebhafte Spiel Ihrer Mienen deute?“

„Nun, wie denn?“

„Ja, ich weiß es eigentlich doch nicht, Sie haben eben ein ganz seltenes, gespanntes, unentzifferbares Gesicht, und ich entnehme nur so viel daraus, daß Sie auf Ihrem kurzen Ausfluge ein gutes Geschäft gemacht haben müssen.“

„O ja,“ sagte ich nun, aus meiner bisherigen Zurückhaltung mutig herausgehend, „das ist gewiß wahr, ein sehr gutes sogar. Raten Sie einmal, wo ich gewesen bin.“

„Wie kann ich das? Sie sagten ja, Sie gingen nach Interlaken. Sind Sie da nicht gewesen?“

„O ja, auch dort bin ich gewesen, aber dann bin ich noch weiter gegangen — und so sei es mit einem Wort gesagt — nach Bern!“

Bei diesem einen Wort schien sich sein ganzes Aussehen zu verwandeln. Er reckte sich hoch in die Höhe, sein Gesicht überflog eine dunkle Röte, und seine Lippen bebten unter seinem dichten Bart. Gleich darauf sagte er kurz und hastig, fast stammelnd, und sah mich dabei mit gleichsam durchbohrenden Blicken an, als ob er mein ganzes Wesen bis in die tiefste Tiefe durchdringen wollte:

„Nach Bern. — O,“ fuhr er nach einer Weile fort, während er

sinnend vor sich niedergeblickt, „was haben Sie denn da gemacht? Daß Sie dort Geschäfte zu verrichten hatten, haben Sie mir ja gar nicht gesagt."

Ich schwieg, denn ich konnte im ersten Augenblick nicht weiter sprechen, und meine Augen hatten auch viel zu sehen. Der Mann vor mir richtete sich immer höher und stolzer auf, als wolle er sich wappnen, einem unbekannten Feinde siegreich ins Auge zu schauen.

Hatte er bereits aus meinem gepreßten Wesen etwas erraten, was ich ihm noch verbarg, oder ahnte er, was ich sogleich sagen würde? Ich wußte es noch nicht, aber auf seinem Gesicht, das noch immer jene dunkle Röte überzog, sprachen sich Neugierde, Staunen und doch auch eine gewisse Zuversicht zugleich aus.

„Ja," sagte ich endlich, „ich bin in Bern gewesen, und ich glaube, Sie erraten schon halb und halb, was ich dort getan und wen ich gesprochen habe. Doch — ich will Sie nicht länger in Ungewißheit lassen. Mit einem Wort: Sie haben mir in Ihrer bedeutungsvollen Erzählung so viel Gutes von einem edlen Manne gesagt, und ich habe einen so großen Anteil an Ihrem Geschick genommen, daß ich es für meine Pflicht und zwar für eine sehr gern auf mich genommene Pflicht hielt, diesen edlen Mann persönlich kennen zu lernen, und aus seinem Munde selbst zu erfahren, was er über Ihre Lage denkt und ob derselben nicht etwa mit praktischer Hilfe zu begegnen sei."

„Ha!" rief er lebhaft aus, „das haben Sie getan? Sie sind also bei Charles H.....t gewesen?"

„Ja, ja," sagte ich rasch, „da bin ich gewesen — aber wie, merken Sie denn nichts?"

„Nein," sagte er leise, und doch schien mir immer mehr die wahre Ahnung des Vorgefallenen in seinem Auge aufzublitzen, „nein, ich merke nichts. Nur daß Sie etwas Freudiges in sich tragen, was sich vielleicht auf mich bezieht, daß Sie bewegt sind, sehr bewegt, das habe ich Ihnen auf der Stelle angemerkt, als ich aus der Ferne Ihr Gesicht erfaßte. Aber sprechen Sie nun, und wenn Sie mir nichts Tröstliches zu sagen haben sollten, was ja auch möglich ist, so genieren Sie sich nicht. Alles, was auf Erden Hoffnung, Freude und Glück heißt, habe ich längst, längst hinter mir gelassen, Sie wissen es ja."

„Mr. Duncan," sagte ich mit erhobener Stimme, denn nun war für mich der schönste Augenblick gekommen, ihm die ganze Wahrheit zu enthüllen, „das sollen Sie nicht sagen. Gott hat Großes an Ihnen ge-

tan, und Sie sollen wieder Freude, Glück und Hoffnung haben. Es war nicht recht von Ihnen, daß Sie das Vertrauen auf Gottes Güte fast gänzlich weggeworfen und infolgedessen zu Lüge und Betrug — verzeihen Sie diese scharfen Worte — gegriffen haben. Ich weiß aber, Sie bereuen diese Handlungen, zu denen Ihr Kleinglaube Sie getrieben hat, und so will ich Ihnen nicht vorenthalten, was ich in Erfahrung gebracht habe. Daß Sie ein unschuldiger Mann sind, das haben Ihre wahren Freunde, die Sie besser als Ihre Richter kannten, schon lange gewußt, jetzt aber — jetzt wissen es auch Ihre Feinde und Ihre Richter, also die ganze Welt, denn der Mann, der in Wahrheit Sir Lawrence Rowland erschlagen, ist durch Gottes große und gerechte Hand — endlich und ohne jedes Menschen Hinzutun — entdeckt."

Bei diesen Worten sah er mich erst starr und gleichsam meine Aussage bezweifelnd an. Allmählich aber, je mehr er begriff, was ich gesprochen, kam Leben in seine Gestalt, sein Gesicht, und etwas Strahlendes brach aus seinen Augen hervor, die mit wunderbarer Klarheit und Innigkeit auf mir ruhten, als wollten sie in meiner Miene noch einmal die Bestätigung meiner Worte lesen. Aber er sprach kein Wort, nur zog sich seine Hand, die ich noch in der meinen hielt, krampfhaft um meine Finger zusammen, und seine Brust hob sich höher und höher auf, als könne er nicht genug Luft in seine Lungen einsaugen.

Plötzlich aber wandte er sich zu mir hin und seine Ohren fast an meine Lippen drängend, sagte er mit gepreßtem, kaum verständlichem Ton:

„Jetzt nennen Sie mir den Mann, der Sir Lawrence Rowland erschlagen hat."

„Er heißt Pompey Rumford," sagte ich und erzählte kurz, wie er zu Tode gekommen und auf seinem Sterbebett dem Kapitän seines Schiffes sein entsetzliches und bisher so wohl verborgenes Geheimnis gebeichtet hatte.

Harry Duncan saß noch immer unbeweglich neben mir und nichts an ihm hätte mir verraten, daß eine tief wühlende Empfindung sein Herz bewege, wenn es nicht sein kurzer und fast stoßweise hervortretender Atem getan.

„Also Pompey Rumford!" sagte er endlich ganz leise. „Der Trunkenbold, der Händelsucher auf allen Meeren, der grausame Vorgesetzte, der kriechende Untergebene — o, das ist ja merkwürdig, sehr merkwürdig!"

„Warum merkwürdig?" fragte ich.

„Weil er und Sir Lawrence Rowland, den er erschlagen und mit meinem Degen erschlagen — die einzigen wirklichen Feinde sind, die ich je in meinem Leben gehabt. Aber es hat mir viel gekostet, daß ich von ihnen befreit wurde, sehr, sehr viel! — O," fuhr er gleich darauf mit größerer Lebhaftigkeit fort, „ja, was habe ich darunter leiden müssen, und wer, wer auf der Welt gibt mir einen Ersatz für das, was ich ausgestanden?"

„So haben auch schon andere gesprochen, Mr. Duncan," sagte ich, „und immer ist die Antwort die gewesen, daß nur Gott Ihnen einen Ersatz für das Verlorene gewähren kann."

„Gott!" erwiderte er langsam und leise. „O ja, der kann es, wenn er mich um meiner Sünden willen — nicht auch vergessen hat."

„Nein, Harry Duncan," rief ich laut, „er hat Sie gewiß nicht vergessen und es schon dadurch dargetan, daß er den Schuldigen aus Millionen Menschen herausgegriffen und als den Täter jener schweren Tat bestraft hat, Ihrer Sünden aber will er in großer Gnade nicht mehr gedenken. O, bezwingen Sie doch Ihren Unglauben und heben Sie Ihr Auge vertrauensvoll zu ihm, dem Allmächtigen und Barmherzigen auf — Gott, er allein, k a n n Ihnen nicht nur Ersatz für das Verlorene bieten, sondern er w i r d es auch."

Er nickte, als glaubte er es. Plötzlich aber fuhr er aus seiner Träumerei, in die er wieder zu versinken schien, in die Höhe und rief:

„Aber wie? Wie kommt es, daß Charles H.....t dies alles wußte und mir nichts darüber geschrieben hat? Er wollte auch darin gewissenhaft sein, und nun hat er es mir doch bis heute verschwiegen!"

Ich lächelte ihn freundlich an. „Verurteilen Sie Ihren braven Freund nicht zu früh," sagte ich. „Er ist gewissenhaft, treu und pünktlich gewesen alle Zeit, aber erst gestern morgen, eine Stunde bevor ich in sein Zimmer trat, hat er den bedeutungsvollen Brief aus London erhalten, dessen Inhalt bereits ganz England in Bewegung setzt. Und wäre ich nicht gerade zu so rechter Zeit zu ihm gekommen, so würden Sie auf andere Weise erfahren haben, was sich zugetragen hat, denn Mr. H.....t wollte selbst und in Person der Ueberbringer seiner glücklichen Nachricht sein."

„Ha!" rief Harry Duncan freudig aus, „das lautet freilich anders, als ich es mir dachte!"

„Ja," fuhr ich fort, „es lautet ganz anders, und man muß alles,

was geschieht und wie es sich zuträgt, nur nach den maßgebenden Umständen beurteilen. Das werden Sie übrigens bald noch genauer erfahren, denn übermorgen wird Charles H.....t bei Ihnen sein und Ihnen alles viel treuer und umständlicher schildern, als ich es vermag."

„Ah!" rief er wieder, lebhaft in die Höhe schnellend, und wie mit einem Schlage hatte sich sein ganzes Aussehen verändert, „also Charles kommt? Uebermorgen, sagen Sie?"

„Ja, er kommt, und nachdem Sie solange in trauriger Einsamkeit zugebracht, werden Sie ja wohl in Freude und Hoffnung noch zwei Tage länger aushalten, nicht wahr?"

Er nickte mir mit einer glückseligen Miene zu. Plötzlich aber nahm sie wieder einen traurigen Ausdruck an, und er verhüllte sich mit beiden Händen das Gesicht.

„Was haben Sie?" fragte ich, fast erschrocken auf ihn hinblickend und seinen Arm ergreifend.

„O, mein Gott," rief er, „in meiner maßlosen, aufwallenden Freude hätte ich beinahe das Wichtigste von allem vergessen. Ja, es fällt mir noch zur rechten Zeit ein."

„Was fällt Ihnen denn ein?" unterbrach ich ihn zaghaft.

Er brachte das Folgende nur mit Mühe über seine Lippen, und kaum verstand ich seine ersten Worte, so leise sprach er sie. „Danach fragen Sie noch? Ich dachte an meine Mutter und — die anderen!" stammelte er. „O, meine arme Mutter! Jetzt fühle ich erst, wie wehe ich ihr getan, daß ich sie an meinen Tod glauben ließ. O, o, wie konnte ich einen solchen Schritt tun, und nun begreife ich, warum Charles so ernstlich und oft davon abgeraten hat. Was mag sie gelitten, was ausgestanden haben, als sie mich nun tot und zerschmettert glauben mußte, und wer weiß, ob sie den Schmerz überwunden hat und darüber nicht zugrunde gegangen ist!"

„Wenn das Ihr Kummer und Ihre Sorge ist," sagte ich beruhigend und faßte wieder seine Hand, „so kann ich Ihnen auch darin einen Trost sprechen. Denn auch in dieser Hinsicht ist das Nötige geschehen, und Ihre Mutter weiß längst, daß Sie noch leben, und jetzt sogar weiß sie auch, wie alle Welt, daß Sie ein unschuldig Verurteilter sind."

Bei diesen unerwarteten Worten jauchzte er beinahe laut auf. „Wie," rief er, „sprechen Sie die Wahrheit? Also meine Mutter lebt nicht nur selbst und ist gesund, sondern sie weiß auch, daß ich lebe und unschuldig bin?"

„Ja, sie weiß es, ich bürge Ihnen dafür. Wer weiß, ob Ihre Mutter nicht schon unterwegs ist, um Sie in ihre Arme zu schließen!"

Da, als der Mann neben mir dies hörte, brach er, von unnennbaren Gefühlen erschüttert, fast zusammen. Laut auf schluchzte er, und dann fiel er mir an die Brust und weinte still seine tiefwogende Empfindung aus.

Ich ließ ihn ruhig eine Weile gewähren; als er sich aber erleichtert fühlte und das hochgerötete Gesicht wieder zu mir erhob, ergriff er meine beiden Hände, drückte sie gegen sein Herz und sagte:

„Das war ein ereignisvoller Morgen, mein lieber Freund! Sie haben an mir Großes und Bedeutsames vollbracht, viel mehr, als je ein Mensch auf der Welt. Ich will darüber kein Wort verlieren, auch läßt mich meine Aufregung nicht die rechten Worte finden, und nur das e i n e will ich Ihnen sagen: Ich danke Ihnen!"

Ich nickte einfach mit dem Kopf, und da ich seinem ganzen Wesen und gedankenvollen Verhalten zu entnehmen glaubte, daß er jetzt am liebsten mit seinem Gott allein sein würde, so ergriff ich ohne Säumen Hut und Stock und schickte mich zum Gehen an.

Er ging auch alsbald darauf ein und sagte bloß: „Ich sehe, Sie wollen gehen und mich diesmal sehr früh verlassen. Nun, dagegen habe ich heute nichts einzuwenden. Ja, ja, so wird es am besten sein — und so werde ich Sie auch nicht begleiten."

Er reichte mir die Hand, sah mir mit einem tiefen, dankbaren Blick in die Augen, und ich schritt schnell aus dem Zimmer, Gott dankend, daß ich wieder mit mir allein war, nachdem ich eine so aufregende Szene überstanden. Ja, auch in mir wogte es bunt durcheinander, mein ganzes menschliches Gefühl war erregt, und mein Herz schlug in so lauten Schlägen, daß ich es selbst klopfen hörte. Wie ich durch die Tannen hinunter kam, weiß ich nicht mehr, auch weiß ich nicht, daß ich die Sennhütte und Heinrich oder Christen gewahrte, und erst als ich langsam über die grünen Alpmatten schritt, den blauen Himmel über mir und die ewigen Schneeberge in voller Majestät und in unzerstörbarer Pracht vor mir ragen sah, kam es wie eine himmlische stille Freude über mich, und ich sagte mir, daß ich meine heutige Aufgabe gelöst und mit dem Erfolge zufrieden sein könne.

22.

Am nächsten Morgen, als ich schon vor sieben Uhr mein Frühstück im Zimmer verzehrte, klopfte eine bescheidene Hand leise an meine Tür. Auf meinen Hereinruf trat Ned bei mir ein und nickte mir mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit seinen Morgengruß zu.

„Guten Morgen, Massa Doktor!" begann er nach meinem Gegengruß zu reden. „Ned sein sehr froh, daß Massa wieder da sein. O, Sie sein ja solange weggeblieben, und die arme Missus haben sich sosehr nach Ihnen gesehnt. Aber ja, was ich sagen wollten: Massa Sterki schicken mich herauf und lassen Massa Doktor sagen, daß die drei Esel gekommen sein und schon im Stall stehen und lustig fressen. Und da haben ich und Nelly gehört, daß Massa Doktor mit Missus und den jungen Damen nach dem hohen Berg hinaufsteigen wollen, und da haben nun Ned und Nelly eine sehr große Bitte."

„Sprich sie aus, Ned," ermutigte ich ihn. „Wenn ich kann, werde ich sie euch gern erfüllen."

„O ja, Massa können das, denn Missus tun alles, was Massa Doktor wollen. Und nun sehen Sie, wenn Missus Duncan und Miß Mary und Lucy da hinaufsteigen, dann bleiben Nelly und Ned ja hier unten ganz allein."

„Ah, ihr möchtet auch wohl mit?" fragte ich lachend. „Aber wieso seid ihr denn hier unten allein? Es bleiben ja noch andere Menschen genug zurück, und ihr fürchtet euch doch nicht etwa?"

„O, fürchten!" sagte Ned mit erzwungen mutigem Gesicht und zog seine beweglichen Augenbrauen bis zur halben Stirnhöhe empor, „warum sollten ich mir fürchten? Aber wir möchten auch einmal gern von da oben die weißen Berge betrachten, die so schön wie Silber oder Zucker sein."

„Aha," versetzte ich, „also ihr wollt wirklich mit?" Und schon überlegte ich rasch, ob er und seine Schwester mir auf der Alp nicht hinderlich sein würden. „Ja," sagte ich endlich, „es ginge wohl, Ned, aber ich habe doch eine kleine Besorgnis dabei."

„Eine Besorgnis? Vielleicht, daß wir nicht hinauf kommen? O, Massa Doktor, wir sein viel jünger als Sie, und Sie gehen ja alle Tage hinauf und kommen immer wieder ganz munter zurück."

„Das meinte ich diesmal nicht, Ned," versetzte ich lachend, „doch ich will dir meine Besorgnis, die ganz anderer Art ist, nicht verhehlen. Wenn dir nun," fuhr ich mit leiserer Stimme fort — „denke einmal nach

— dort oben in dem finsteren Walde wieder — ein Geist begegnete? Nun, wie dann?"

Ned machte ein sehr betroffenes Gesicht, und seine Augäpfel rollten wie zwei kleine Schneebälle bald nach links, bald nach rechts im Kopfe herum. Offenbar überlegte er, und daß er dabei doch etwas ängstlich war, verriet mir sein kurz gewordener und pfeifend aus seinen breiten Nüstern strömender Atem.

„O, Massa Doktor," sagte er endlich, „das werden der Geist doch nicht? Und wenn er es doch täten," fuhr er verschmitzt fort, „dann sein ja Missus und die anderen alle und Sie selber dabei — und dann fürchten ich mir gar nicht, zumal es ja heller Tag heute sein."

„Nun, wenn das ist," schloß ich unsere Unterhaltung, „dann werde ich bei Mrs. Duncan die Erlaubnis auswirken, daß ihr beiden einmal mitgehen könnt, aber ihr müßt euch feste Schuhe anziehen und von Herrn Sterchi einen Stock zur Stütze geben lassen."

Ned bedankte sich herzlich und sprang flüchtig davon, um seiner Schwester die frohe Botschaft zu überbringen und sich von irgendeinem Knechte einen Stock zu holen.

Ich dagegen beendete rasch mein Frühstück, warf mich in mein Bergkostüm und ging in den Hof, um nach den angemeldeten Eseln zu sehen. Ich fand Sterchi bei den drei mit ihnen heraufgekommenen Jungen im Stall und instruierte letztere dahin, daß ich mir ein für allemal verbat, die Esel mit ihren Stöcken und überlauten Rufen zur Eile zu treiben. Wir hätten Zeit im Ueberfluß, sagte ich ihnen, und die Damen liebten das Prügeln der armen Tiere nicht. — Sie versprachen, gehorsam zu sein, und dann begaben sie sich in das Zimmer der Scheune, wo die Leute ihr Essen bekommen und wo auch sie jetzt reichlich mit allem Nötigen bedacht wurden.

„Auf wie lange Zeit haben Sie die Esel gedungen?" fragte ich Sterchi.

„O, ganz auf unbestimmte Zeit. Die Damen haben vollständig darüber zu disponieren. Aber sagen Sie, Herr Doktor," fuhr er, näher an mich herantretend und leiser sprechend, fort, „Sie wollen also die Damen heute zu Mr. Scott — ich wollte sagen — zu Mr. Duncan führen?"

„Ja!" sagte ich mit einem unwillkürlich lauten Atemzug.

„Aha, na, Sie haben auch einige Angst davor, wie ich sehe!"

Ich konnte es nicht leugnen und mochte es auch nicht. „Allerdings,"

sagte ich, „eine Kleinigkeit ist es nicht, was heute da oben vorgehen wird Indessen werde ich mich nicht länger dabei aufhalten, als bis sie beisammen sind. Dann überlasse ich die Familie sich selbst und komme wieder zu Ihnen herab. — Hier aber," fuhr ich fort, einen schon vorher geschriebenen Zettel aus der Tasche ziehend, „habe ich eine Depesche, lieber Sterchi, die sofort besorgt werden muß. Auch muß der Bote auf dem Telegraphenamt so lange warten, bis die erbetene Rückantwort erfolgt. Da, lesen Sie, und halten Sie uns noch ein Zimmer für den amerikanischen Gesandtschaftssekretär bereit. Sie haben doch noch eins?"

„Glücklicherweise, ja; er kann ja das Zimmer neben dem Ihrigen bewohnen, für — einen anderen, wenn er endlich herunterkommen sollte, habe ich noch eins ganz in der Nähe der Mrs. Duncan."

In diesem Augenblicke traten auch die drei Damen aus der Tür und hinter ihnen mit gravitätischen Schritten und freudestrahlenden Gesichtern die beiden Schwarzen. Natürlich wußte niemand von ihnen, was ihnen bevorstand; sie glaubten, es handle sich um einen bloßen Spazierritt auf die höhere Alp. So setzte sich denn unser Zug in Bewegung, hinauf in die wundervolle Alpenwelt. Als wir endlich Sterchis Sennhütte auf ihrer Höhe liegen sehen konnten, hielt ich den Marsch an und zeigte den Damen das hölzerne Bauwerk.

„Ah," sagte Miß Lucy, „die liegt ja wunderbar schön, und welche köstliche frische Luft weht uns mit einem Male an!"

„Es ist eben Alpluft," sagte ich freudig, „und sie allein schon lohnt die Mühe des langen Steigens."

„O gewiß! Also nach dem Hause müssen wir hinauf?" rief Mrs. Duncan. „Ach, welche herrliche Aussicht muß man von dort haben!"

„Gedulden Sie sich noch ein Weilchen in bezug auf die schöne Aussicht," erwiderte ich. „Nicht allein nach jener Hütte müssen wir hinauf, sondern noch etwas höher."

„Können wir denn da oben auch reiten?" fuhr die alte Dame im Fragen fort.

„Nein," sagte ich, „die letzte Strecke müssen Sie alle zu Fuß gehen, wie ich," denn ich wollte den uns begleitenden Eseljungen nicht die Lage der Blockhütte verraten, wie ich denn überhaupt ihre Tiere oben nicht sehen lassen wollte, da es doch immer möglich war, daß Harry Duncan, wenn er im Freien umherstreifte, sie mit seinen guten Augen von irgendeiner Stelle aus wahrnehmen und dadurch vorzeitig in Aufregung gesetzt werden konnte.

Wir zogen langsam wieder weiter, bogen endlich um die letzte Ecke des Weges und klommen den obersten Absatz vor der Sennhütte empor. Da trat Heinrich zufällig aus derselben hervor und spähte scharf zu uns herüber. Ich eilte den Reiterinnen voran und ging ihm entgegen.

„Heinrich," sagte ich rasch und fast atemlos, „ist — Mr. Scott oben?"

„Nein, Herr," antwortete er; „er ist vor einer Stunde bei mir gewesen, hat ein Glas warmer Milch getrunken und ist dann der Roteck zu gegangen. Sie kämen erst gegen Mittag, sagte er mir dabei."

„Gut," rief ich, überaus erfreut, „das paßt mir. So sagt ihm nicht, daß ich da bin, wenn er an der Sennhütte vorüberkommen sollte, und noch weniger, daß ich Begleitung bei mir habe. Wollt Ihr das?"

„Gewiß, Herr!"

Da waren die Damen herangekommen und begrüßten Heinrich, der ehrerbietig seinen Hut zog, als er das ehrwürdige Gesicht der alten Mrs. Duncan und die schönen jungen Mädchen erblickte.

„Das ist der Senne Herrn Sterchis, der uns jeden Morgen die Milch und die Butter schickt," sagte ich. „Aber nun, meine Damen, bitte ich abzusteigen, und Ihr, Heinrich, nehmt wohl die Esel und die Jungen in Euren Stall, nicht wahr?"

Er nickte bloß und bot seine Hand Mrs. Duncan an, die er mit seinen starken Armen leicht aus dem Sattel hob. Die Eseljungen hatten ihrerseits schnell einen Holzblock herbeigeschleppt, und so standen auch die beiden Misses bald auf dem Boden, denen ich nacheinander meine Dienste angedeihen ließ.

„Jetzt, meine Damen," sagte ich mit wieder lauter klopfendem Herzen, „folgen Sie mir. Es geht freilich etwas steil bergan, aber der Weg ist nicht allzu weit." Und eben, als der letzte Junge mit seinem Esel in die Sennhütte getreten war, schritt ich den jäh ansteigenden Pfad nach den Tannen empor, Mrs. Duncan an der Hand führend, die vorsichtig und langsam, doch willig folgte, wie ihre Tochter und Nichte, denen sich hörbar aufatmend Ned und Nelly anschlossen.

Fünf Minuten etwa mochten wir geklettert sein, als ich an einer geeigneten Stelle die Damen bat, sich auf das Moos des Weges niederzulassen und meine Rückkehr zu erwarten, da ich einmal vorangehen und mich etwas umschauen müsse.

„Bleiben Sie lange aus?" fragte Miß Mary, die in der letzten Zeit auffallend still geworden war.

„Nein, etwa zehn Minuten; ich will nur sehen, ob mein kleines Bergschloß bereit ist, Sie zu empfangen. Leben Sie also solange wohl!"

Rasch stieg ich nun nach der Kuppe des Berges hinauf, und bald hatte ich das Plateau erreicht. Da ich durch Heinrich wußte, daß der Bewohner der Einsiedelei nicht zu Hause sei, so hatte ich leichtes Spiel. Schon als ich zwischen den Alpenrosen und Eriken auf die Blockhütte zuging, hielt ich meinen Schlüssel in der Hand, und davor angekommen, öffnete ich rasch damit die verschlossene Tür. Im Flur befand sich alles in bester Ordnung, wie immer, nur der Vorhang vor dem Herd war nicht zusammengezogen. Ich schloß ihn rasch, und dann warf ich einen Blick in das Wohnzimmer, um zu erkunden, ob nichts den Aufenthalt Harry Duncans erkennen ließe. Die Staffelei stand an ihrem Platz, aber keine Zeichnung, die des Malers Hand verraten hätte, lag darauf. Da ich auch sonst nichts Störendes fand, schloß ich die offenstehenden Fenster und die Tür wieder und trat in das Schlafgemach, wo ich etwas mehr zu tun hatte. Auch hier war alles in bester Verfassung; das Bett war gemacht und mit seiner gewöhnlichen wollenen Decke belegt, und auf einem neben der Toilette stehenden Tisch, ihrem gewöhnlichen Platz, standen zwei Kerzen neben der Lampe. Rasch zündete ich die ersteren an, denn Licht gebrauchte ich, da ich die Läden schließen mußte, um die beiden Misses, die sich hier zuerst aufhalten sollten, Harry Duncan nicht sehen zu lassen, wenn er von seinem Gange zurückkehrte. Sobald ich aber die Läden von innen geschlossen und die beiden Stühle zum Empfang der jungen Damen zurechtgesetzt, verließ ich das Haus und trat in größerer Gemütsbewegung denn je meinen Rückweg an.

Bald hatte ich die kleine Gesellschaft wieder erreicht und fand sie geradeso, wie ich sie verlassen, auf dem Moose sitzen. Da fiel mein Auge auf Ned und Nelly, die mir mit einem Male störend in den Weg traten, und an die ich bei meinen bisherigen Vorkehrungen gar nicht mehr gedacht. Flugs überlegte ich, was nun zu tun, und rasch war ich entschlossen, die beiden Schwarzen, die mir, wenn sie draußen blieben, mein ganzes Vorhaben vereiteln konnten, das Schicksal ihrer jungen Herrschaft teilen zu lassen und sie auch in das Schlafgemach einzuschließen. Namentlich war ich vor Ned besorgt, denn hatte er neulich wirklich Harry Duncan gesehen und ihn für den umgehenden Geist desselben gehalten, so mußte er ihn hier im ersten Augenblick wiedererkennen, sobald er vor sein Auge trat. Das mußte ich nun unter allen Umständen zu verhindern suchen, und so tat ich denn auch.

„Bitte, meine Damen," sagte ich nun, „jetzt erheben Sie sich und folgen Sie mir."

„Aber, Herr Doktor," fing Miß Mary plötzlich an, indem sie mich mit ihren glühenden Augen verwunderungsvoll betrachtete, „Sie kommen mir immer seltsamer vor, Sie sind ja ganz ungewöhnlich aufgeregt."

Ich versuchte zu lächeln, als ich sie etwas mißtrauisch ansah. „Es mag wohl sein," sagte ich, „aber lassen Sie sich das nicht kümmern. Die Erklärung davon wird nicht lange auf sich warten lassen, und ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich Ihnen heute ein kleines Geheimnis zu verraten habe. So kommen Sie denn und richten Sie Ihre Augen nicht mehr auf mich, sondern nur auf das, was um Sie und vor Ihnen liegt."

Bei diesen Worten führte ich Mrs. Duncan wieder den Berg empor, und bald traten wir aus den Bäumen auf das Plateau hinaus, wo ich stehen blieb und mit lächelnder Miene auf das vor uns liegende Häuschen zeigte.

Da war denn mein erstes kleines Geheimnis enthüllt, und von nun an wandte sich die allgemeine Aufmerksamkeit von mir ab und dem niedlichen Häuschen selber zu.

„Was ist das?" riefen alle drei Frauen fast zu gleicher Zeit in heller Verwunderung aus.

„Das ist weiter nichts," sagte ich mit laut schlagendem Herzen, „als mein kleines geheimes Sommerschloß, und hierher, meine Damen, bin ich alle Tage so heimlich gewandert."

„Ah!" rief Miß Lucy. „Nun begreifen wir. Aber das ist ja ein artiges Geheimnis. „Weiß denn Herr Sterchi davon?"

„Gewiß, da es aber eben ein Geheimnis ist oder vielmehr war, so sprach er bisher gegen niemand davon."

Bei diesen Worten stieß ich die Tür auf und trat in den Flur ein, die Damen bittend, mir dreist zu folgen. Sie hatten kaum mit Ned und Nelly die Schwelle überschritten, so zog ich vorsichtig die äußere Tür wieder zu. Dann aber blickte ich auf meine Begleitung hin, die mit großen Augen sich in dem kleinen netten Raum umsah und alles und jedes einer genauen Betrachtung unterwarf. Aus dem Flur nun und nachdem ich ihnen noch die Küche gezeigt, führte ich sie in das Wohnzimmer, worin sie sich noch mehr als vorher mit stillem Behagen und doch auch wieder mit sichtbarer Verwunderung umschauten.

„Das ist wahrhaftig hübsch," sprach Miß Lucy zuerst, „aber merk-

würdig, es riecht etwas nach Zigarrendampf, als ob jemand vor kurzer Zeit hier geraucht hätte. Und doch sind Sie heute noch nicht oben gewesen."

„Ich freilich nicht," sagte ich nun dreist, „aber vielleicht ein anderer. Sie müssen nämlich wissen, meine Damen, daß ich hier nicht allein wohne, sondern mit einem Freunde, der augenblicklich ausgegangen ist."

„Wie, ein Freund?" rief Mrs. Duncan über die Maßen erstaunt. „Also wir sind nicht bei Ihnen allein?"

„Nein, meine Damen, nicht allein bei mir. Aber lassen Sie sich das nicht kümmern und tun Sie, als ob Sie hier zu Hause wären. Mein Freund ist ein so guter und lieber Mensch und harmoniert in allen Dingen so vollständig mit mir, daß er sich über Ihren Besuch unendlich freuen wird, wie auch Sie sich freuen werden, ihn kennen zu lernen."

Die Damen waren trotz meiner Versicherung sichtbar befangen, und Ned und Nelly drückten sich fast verschämt in eine Ecke, wo sie sich bei den Händen hielten, als fühlten sie sich durchaus nicht in ihrem Elemente. Aber ich durfte mich nicht lange mit meinen Betrachtungen aufhalten und mußte eilen, um mit meinen Vorbereitungen zu Ende zu kommen, da Harry Duncan ja jeden Augenblick von seinem Ausgange zurückkehren konnte.

„So," sagte ich also, mich jetzt allein an Mrs. Duncan wendend. „Legen Sie Ihren Hut und Ihre Mantille ab, nehmen Sie auf diesem Sofa Platz und erwarten Sie mich in wenigen Augenblicken wieder bei sich. Den beiden jungen Damen habe ich noch etwas anderes zu zeigen, und Sie müssen sich daher auf kurze Zeit von ihnen trennen."

Alles schwieg um mich her; Mrs. Duncan aber legte Hut und Mantille ab und setzte sich auf das Ruhebett, ich dagegen gab den beiden Misses und den Schwarzen einen Wink, daß sie mir folgen sollten.

„Kommen Sie bald wieder?" rief mir die erstere nur noch nach, als ich schon in der Tür stand.

„In fünf Minuten bin ich wieder bei Ihnen und verlasse Sie dann nicht mehr," antwortete ich.

Jetzt führte ich Miß Mary und Lucy in das Schlafzimmer und winkte auch die etwas zögernden Neger herein. Alle waren von neuem verwundert, die beiden brennenden Kerzen in dem sonst dunklen Raume zu sehen.

„Das ist das Schlafgemach meines Freundes," sagte ich, „und Sie müssen einmal damit vorlieb nehmen, da wir keine große Auswahl in

unserer Einsiedelei haben. Allein, Sie können sich auch hier ganz gemächlich niederlassen. Legen Sie also immerhin wenigstens Ihre Hüte ab. Sie sehen, es ist alles sehr einfach und eng, aber es entspricht den Anforderungen, die ein genügsamer Mensch, der als Einsiedler einsam lebt, an einen Aufenthalt in so hohen Bergen stellen kann. Ned und Nelly, ihr könnt euch auf das Bett setzen, und für Sie, meine lieber Damen, sind diese Stühle bestimmt. So."

Die beiden Mädchen gehorchten auf der Stelle, als ob sie aus irgendeiner geheimen Besorgnis mir nicht zu widersprechen wagten, und wenn ich auch in ihren Mienen las, daß sie über alles Vorgehende im höchsten Maße erstaunt waren, so tat ich doch, als bemerkte ich es nicht.

„Jetzt hören Sie mich aber an," fuhr ich zu reden fort. „Ich habe Sie nicht ohne gute Absicht hierhergeführt, und Sie werden das in sehr kurzer Zeit begreifen. Ich muß Sie notwendig jetzt hier einige Zeit allein lassen, denn ich habe mit Ihrer Frau Mutter und Tante noch etwas Wichtiges zu besprechen. Sobald ich jedoch mit ihr fertig bin, rufe ich Sie zu uns hinüber, und dann bleiben wir wieder alle beisammen. Und sollten Sie sich etwa auch darüber wundern, daß ich diese Tür, wenn ich hinausgegangen bin, verschließe und den Schlüssel sogar ausziehe, so versprecheich Ihnen auf mein Wort, daß Sie auch darüber sehr bald eine genügende Erklärung von mir erhalten werden, wenn Sie ihrer noch bedürfen sollten, was ich beinahe nicht glaube. Jetzt bin ich soweit fertig mit Ihnen. Kann ich Sie nun getrost und in der Ueberzeugung verlassen, daß Sie in Ruhe abwarten werden, was ich Ihnen nachher zu zeigen verspreche?"

Als ich dies gesprochen, stand Miß Lucy von ihrem Stuhl auf und trat auf mich zu, während Miß Mary unbeweglich und in tiefes Sinnen verloren, auf ihrem Platz sitzen blieb. „Herr Doktor," sagte sie mit innigem und vertrauensvollem Ton und reichte mir dabei ihre Hand hin, „wir vertrauen Ihnen. Sie haben uns bisher nur Gutes getan, und jetzt — jetzt werden Sie gewiß nichts tun, was unsere Meinung über Sie ändern könnte. So gehen Sie in Gottes Namen zu meiner Mutter, wir erwarten geduldig Ihre Rückkehr und wissen Ihr Geheimnis zu schätzen, auch ohne daß wir es durchdringen können."

„Sind Sie derselben Ansicht Miß Markham?" fragte ich diese.

„Ja!" sagte sie laut und fest und winkte mir mit einer anmutigen Bewegung der Hand ein Lebewohl zu.

Schon jetzt ungemein erleichtert, daß ich alles sich so gut abwickeln

sah, trat ich schnell aus dem Zimmer, verschloß die Tür und zog den Schlüssel ab, den ich in meine Tasche steckte, damit etwa nicht Harry Duncan, wenn er von mir unbeachtet käme, gleich in dieses Zimmer träte, wie er es gewöhnlich zu tun pflegte. Gleich darauf trat ich wieder bei Mrs. Duncan ein und fand sie, wie vorher, auf dem Sofa sitzend.

Jedoch erhob sie sich, sobald ich eingetreten war, kam auf mich zu und fragte: „Wo sind meine Kinder, Herr Doktor?"

„In einem anderen Zimmer," sagte ich, „und sie wollen mich nur noch ein paar Worte mit Ihnen sprechen lassen, worum ich sie gebeten habe."

„Ah, dann bin ich zufrieden. Aber wissen Sie, daß ich es allerliebst hier finde? Und welche wundervolle Aussicht hat man von diesem hohen Berge! O, wie glücklich mag sich fühlen, wer hier oben wohnen darf!"

Ich lächelte und nickte ihr freundlich zu. „O ja," sagte ich, „wenn man nicht gerade zufällig sehr unglücklich ist, wie mein armer Freund, der hier wohnt."

„Wie, unglücklich ist er?" fragte sie rasch. „Davon haben Sie uns ja noch gar nichts gesagt."

„Wer spricht gern über dergleichen, und ich hätte Ihnen auch jetzt nichts davon gesagt, wenn Sie den Abwesenden nicht, ohne sein Schicksal zu kennen, glücklich gepriesen hätten."

„Aber wer ist er denn? Darf ich das nicht wissen?"

Ich war ans Fenster getreten, um scharf über das Plateau nach den Tannen hinüberzublicken, die ja in fünfzig Schritt Entfernung vor mir lagen und mit ihren Wipfelspitzen hie und da über den letzten Felsvorsprung ragten. Aber noch sah ich niemanden daraus emportauchen, und doch — mir sagte es mein lautschlagendes Herz — war er, den ich voller Sehnsucht und Spannung jeden Augenblick erwartete, uns schon ganz nahe.

„Wer er ist?" erwiderte ich jetzt auf Mrs. Duncans Frage, immer noch durch das Fenster nach den Tannen blickend. „O, seinen Namen kennen Sie ja nicht, aber Sie sollen ihn bald aus seinem eigenen Munde vernehmen."

In diesem Augenblick zuckte ich unwillkürlich zusammen. Eben hob sich ein Hut auf einem menschlichen Kopf über den Bergabhang vor dem Plateau aus den Tannenspitzen hervor und gleich darauf erschien seine ganze Gestalt, ganz so, wie ich sie bisher immer auf dem Berge gesehen.

Also, der lange gefürchtete und doch so ersehnte Moment war gekommen. O, wie gut war es, daß ich drüben die Läden geschlossen, denn die beiden Mädchen hätten den Kommenden gewiß zuerst bemerkt, da sie ohne Zweifel wegen der schönen Aussicht nicht vom Fenster weggegangen wären.

Harry Duncan, der noch keine Ahnung hatte, daß ich im Hause, und noch weniger, daß ich nicht allein gekommen, schritt ziemlich rasch heran, wenigstens kam es mir so vor. Aber einige Schritte vom Hause entfernt, blieb er stehen und schien zu stutzen, als er die Läden seines Schlafzimmers geschlossen fand, dessen Fenster er doch beim Weggehen offen gelassen. Aber das dauerte nur wenige Sekunden, dann setzte er sich wieder mit sinnender Miene in langsamere Bewegung dem Hause zu.

„Da kommt mein Freund!" wandte ich mich nun zu Mrs. Duncan und hörte dabei selbst, mit wie beklommenem Atem ich sprach. Augenblicklich stand sie an meiner Seite und blickte neugierig und mit gespannter Miene hinaus. Sie sah ihren Sohn freilich, aber offenbar erkannte sie ihn nicht, und das war auch nicht gut möglich, denn er sah ja vollkommen anders als früher aus. Das lange Haar, das halbgelockt über seine Schultern wallte, der starke, bis auf die Brust herabreichende Bart, der Tyrolerhut und die seltsame Bekleidung, die er trug, mußten ihn wohl unkenntlich machen, zumal er ja in Margate stets nur seine Seemannsuniform getragen hatte und ein viel volleres und nicht so bleiches Gesicht gehabt haben mochte.

„Kennen Sie ihn?" fragte ich mit bebenden Lippen.

„Nein!" hauchte die Frau an meiner Seite, „ich kenne ihn nicht."

„Nun, so will ich ihn auf Sie vorbereiten," sagte ich hastig, „und ihm lieber entgegengehen."

Mit zwei Schritten war ich wieder vor der Tür, und in demselben Augenblick trat Harry Duncan auf die Schwelle seines Hauses, und zwar mit dem glücklichsten Lächeln auf dem Gesicht, da er mich bereits in seiner Wohnung fand. Eben wollte er laut sprechen und mich freudig begrüßen, da legte ich zur rechten Zeit den Finger auf den Mund und bedeutete ihm, daß er schweigen sollte, damit man ihn nicht im Nebenzimmer sprechen höre und an der Stimme erkenne.

„Was haben Sie?" flüsterte der ahnungslose Einsiedler. „Sie zittern ja, und Ihr Gesicht sieht ganz seltsam aus."

„Ich will es Ihnen mit einem Wort verraten," sagte ich leise, „und bitte um Verzeihung für meine eigenmächtige Handlungsweise. Aber

es ist ganz einfach, was ich zu sagen habe. Ich habe — habe — Ihnen Besuch mitgebracht."

„Besuch?" Und er fuhr staunend einen Schritt zurück. „Mein Gott, wen denn— etwa Charles H.....t?"

„Kommen Sie nur erst herein," sagte ich — „es sind Freunde — liebe Freunde von mir und vielleicht auch von Ihnen!"

Unwillkürlich zögerte sein Fuß, aber da faßte ich ihn bei der Hand und zog ihn seinem Wohnzimmer zu. Im Nu hatte ich die Tür aufgestoßen und war mit ihm ins Zimmer getreten, um die Tür sogleich wieder hinter mir zu schließen. Da hob er die Augen auf und sah — seine Mutter. Sie freilich erkannte ihn, bevor er sprach, auch jetzt noch nicht, wohl aber hatte er auf den ersten Blick seine Mutter erkannt.

„Mutter!" schrie er laut auf und stürzte zu ihren Füßen, ihre Knie mit beiden Armen umklammernd, während die alte Dame, von einem grenzenlosen Schreck ergriffen, anfangs wie gelähmt auf einen Stuhl sank. „Mutter, Mutter! — Wie kommst du hierher? Ach — aber sieh mich an— ich flehe dich an! — Du kannst es ohne Scheu tun, denn ich bin — kein Mörder — ich bin ein unschuldiger Mensch!"

Da erst, bei diesen Worten ermannte sie sich, und in einem Augenblick war ihr der ganze Vorgang und alles bisher Dunkle klar. „Mein Sohn! Harry, mein Sohn!" schrie sie auf und hatte ihn empor und an ihre Brust gerissen, um ihn mit beiden Armen fest zu umschließen und dabei ihren Mund auf seine bärtigen Lippen zu pressen. „O mein Gott, welches Glück — welches unnennbare Glück!"

Weiter hörte ich nichts und sah auch nichts. Mein Herz schlug in zu gewaltigen Pulsen, und mir stand es nicht zu, Mutter und Sohn in ihren ersten Herzensergießungen durch meine Anwesenheit zu stören. Ohne zu wissen, was ich tat, nur einer instinktartigen Eingebung folgend, verließ ich das Zimmer, trat vor die Tür des Schlafgemachs, schloß sie mit bebenden Händen auf und stand gleich darauf in dem kleinen Raum.

Es sah noch alles darin aus wie vorher. Ned und Nelly saßen dicht zusammengekauert auf dem Bett, und auch die beiden Mädchen hatten noch ihre Stühle inne. Kaum aber war ich ins Zimmer getreten, so sprangen beide in die Höhe und stürzten auf mich los.

„Herr Doktor," rief Miß Lucy, „was ist geschehen? Sie sehen bleich aus wie der Tod!"

„Wie der Tod?" fragte ich mit zitternden Lippen und doch von einer

unsäglichen Freudenwelle wie in den Himmel gehoben. „O nein, nicht wie der Tod, obgleich ich mich in der Tat — etwas beklommen fühle. Doch — erlauben Sie einen Augenblick — Ihre Haft ist zu Ende!“ Und diese wenigen Worte mit Hast hervorstoßend, denn ich konnte unmöglich zusammenhängend sprechen, ging ich dem Fenster zu, öffnete die Läden, stieß sie zurück und ließ nun durch die aufgerissenen Flügel die frische Bergluft hereinströmen. Dann ging ich zu den Kerzen, löschte sie, und nun wandte ich mich zu Ned und Nelly, die unbeweglich auf ihrem Bett saßen und mich mit verwunderungsvoll glotzenden Augen anstarrten.

„Steht auf und kommt!“ sagte ich zu ihnen. „Jetzt könnt ihr vor die Türe gehen. Da sind Blumen in Fülle, pflückt davon, soviel ihr wollt, aber entfernt euch nicht zu weit. Ich habe jetzt mit eurer Herrschaft zu sprechen.“

Ich öffnete die Tür und ließ die beiden Neger hinaus, die flugs wie freigewordene Vögel aus ihrem Käfig durch die offene Haustür ins Freie stürzten. Ich aber zog die Schlafstubentür wieder zu und wandte mich zu den beiden Mädchen hin.

Sie sahen mich ebenso verwundert wie Ned und Nelly an. „Was bedeutet das alles?“ fragte Mary Markham mit tonloser Stimme.

„Was es bedeutet, Miß?“ erwiderte ich, mit einem Ohre immer nach dem gegenüberliegenden Zimmer hinhorchend. „Ja, da fragen Sie mehr, als ich Ihnen in einem Atem beantworten kann.“

„Das sehen wir,“ sagte Miß Lucy, „Ihr Atem ist sehr kurz —“

„Das finde ich sehr begreiflich, und Sie werden es nachher auch so finden. Doch jetzt — jetzt wird die rechte Zeit sein — kommen Sie beide — folgen Sie mir!“

Beide drückten sich ganz eingeschüchtert an meine Seite und folgten mir schweigend in den Flur. Ich stand einen Augenblick und horchte. Ich hörte nur Mrs. Duncan sprechen, in einem klagenden und doch innigen Ton, und daß sie nur allein sprach, war mir lieb. Im nächsten Augenblick schon hatte ich die Tür des Wohnzimmers geöffnet und trat mit beiden Mädchen zugleich über die Schwelle.

Aber da wurden in demselben Moment nur drei laute Aufschreie wie ein einziger gehört. „Harry!“ riefen Miß Lucy und Mary, und „Mary!“ antwortete es ihnen aus einer tief erregten männlichen Brust.

Ich hatte genug gesehen und gehört, und mein innerstes Gefühl sagte mir, daß ich jetzt an dieser Stelle überflüssig sei. So trat ich denn rasch aus dem Hause ins Freie, aber da sollte mir eine andere rührende

Szene entgegentreten, die mich wunderbar beruhigte, da sie so ganz von der abwich, der ich eben beigewohnt, und doch mit ihr im innigsten Zusammenhang stand.

Vor der Tür, dicht an das Fenster des Wohnzimmers gedrängt, standen Ned und Nelly nahe beieinander und starrten mit fast versteinerten Gesichtern und weit aufgerissenen Augen durch die Scheiben in die Stube hinein. Kaum aber bemerkten sie mich neben sich, so stürzten sie auf mich los und erfaßten meine Hände, und da sah ich, daß sie beide weinten, wie zwei Kinder, von denen man nicht weiß, ob sie vor Freude oder Schmerz so leicht rinnende Tränen vergießen.

„O," schluchzte Ned — „sehen Sie doch, Massa, da sein er — er, den ich meinen — und nun wollen Ihnen auch sagen, daß Ned jetzt wissen, daß er neulich keinen Geist und kein Gespenst gesehen, wie er glaubten. Nein, es waren sein lieber Herr oder Miß Marys lieber Freund, Massa Duncan, der da oben aus dem Loch im Walde kamen und so sehnsüchtig nach dem Hause hinuntersahen. Ned haben ihn damals auf der Stelle erkannt, aber da er tot sein und jetzt so kreideweiß waren, einen so langen Bart hatten und so närrische Kleider trugen, haben er ihn für einen Geist oder ein Gespenst gehalten und nur Missus Duncan und Miß Mary nicht sagen wollen, damit sie sich nicht ängstigen."

Mit diesen in der höchsten Aufregung hervorgebrachten, obwohl mir sehr verständlichen Worten war mir alles aufgeklärt. O, wie froh war ich jetzt, daß Neds Anhänglichkeit und Liebe zu seiner Herrschaft so groß war, daß er sie nicht mit dem wahren Sachverhalt der ihm aufgestoßenen Erscheinung ängstigen wollte, denn was für ein unberechenbarer Auftritt hätte sich entwickelt, wenn er schon damals so zur Unzeit den Damen gesagt, daß er soeben Harry Duncan gesehen!

Für jetzt beruhigte ich die beiden Geschwister, so gut ich vermochte, und zog mich dabei mit ihnen vom Hause zurück, so daß man uns aus dem Innern des Zimmers, in welchem die vier Personen versammelt waren, nicht sehen konnte.

„Ned," sagte ich endlich, als ich mit beiden den Tannen nahe gekommen, zwischen denen der Weg nach der Sennhütte hinab führte, „sei einmal vernünftig und störe deine Herrschaft, die du so sehr liebst, nicht, da sie mit sich allein genug zu tun hat, nachdem sie den solange Totgeglaubten lebendig und froh wiedergefunden. Nachher wirst du Mr. Harry Duncan noch genug betrachten und begrüßen können, und auch

du, Nelly, denn daß er lebt und gesund ist und euch nicht wieder verschwindet, das versichere ich euch. Nun aber hört mich beide an und tut, was ich euch sage. In einer Viertelstunde könnt ihr in das Haus gehen und an die Tür in jenem Zimmer klopfen, und dann sagt Mr. Duncan und seiner Mutter, daß ich die Alp verlassen habe. Ich gehe nach Hause, und dort werde ich die ganze Familie heute nachmittag oder abend erwarten."

„Wollen denn Massa Doktor gehen und die Herrschaft allein hier lassen?" fragte die feiner als ihr Bruder fühlende und überhaupt gebildetere Nelly.

„Ja, Nelly," erwiderte ich, „auch ich darf sie jetzt nicht stören. Sie werden sich so viel zu sagen haben, daß jeder Fremde, sei er, wer er sei, fürs erste überflüssig ist. Also, laßt mich gehen. Wollt ihr meine Bitte erfüllen?"

Nelly schluchzte wieder laut auf, und Ned winkte mit seinem wolligen Kopf und seinen hin- und herrollenden Augen wohl zehnmal hintereinander. Ich aber sprang rasch in die Tannen hinein, und mit wenigen Schritten war ich den Augen aller mir etwa Nachschauenden entschwunden.

* * *

Wie ich damals meinen einsamen Weg nach Sterchis Hause zurücklegte, weiß ich heute nicht mehr. Meine Empfindungen waren zu hoch gespannt, meine Gedanken zu sehr in Anspruch genommen, als daß ich jetzt noch über äußere Einzelheiten in jener Stunde Rechenschaft ablegen könnte. Ich weiß nur, daß ich nichts auf meinem Wege gesehen, keinen Baum, kein Tal, keinen Berg, keinen Weg — mit einem Wort, ich trat mit einem Male aus dem Walde auf die von der Sonne beschienene Hausalp hinaus und sah auf der halben Höhe derselben Sterchi bei einigen seiner Knechte stehen, die an einer neuen Bank zimmerten.

Als er mich gewahrte, schüttelte er erst verwundert den Kopf, dann kam er mir eilig entgegengeschritten. In wenigen Minuten stand ich an seiner Seite, und wir schritten langsam wieder den Abhang hinunter. In kurzen Sätzen erzählte ich ihm, was vorgefallen, und er begnügte sich damit. Auch sprach er selbst nur sehr wenig, denn auch sein Herz war tief bewegt.

Als ich in meinem Zimmer angekommen war, warf ich mich ohne weiteres auf mein Bett, denn ich fühlte mich von den heftigen Gemütsbewegungen wie an allen Gliedern zerschlagen. Mein erster Gedanke

aber war ein Aufblick zu Gott, dem ich herzlich für alles dankte, was er mir in der letzten Zeit beschieden. Dann lag ich lange Zeit still und überließ mich meinem allmählich ruhiger werdenden Nachdenken.

Eine halbe Stunde vor Tisch kam Sterchi zu mir, um zu erfahren, wo ich solange bliebe. „Sie werden doch zum Essen herunterkommen?“ fragte er mich, als ich ihm berichtete, was ich getan.

„Nein,“ sagte ich, „das verlangen Sie heute nicht von mir. Ich kann unmöglich unter mir fremde und fern stehende Menschen gehen; ich habe heute zu viel Bedeutsames erlebt und gesehen. Schicken Sie mir also etwas Speise herauf und fügen Sie eine Flasche guten Weines bei. Nach einem solchen Trunk habe ich allein Verlangen, denn die Zunge klebt mir vor Durst am Gaumen.“

In einer Viertelstunde hatte ich, was ich bedurfte, und als hätte mein Wirt meinen unausgesprochenen Wunsch erraten, sandte er mir eine Flasche Champagner, die ich heute mit einem Behagen trank, wie niemals vorher in meinem Leben. Kaum aber hatte ich sie halb geleert und auch etwas gegessen, so kam Sterchi mit strahlendem Gesicht schon wieder zu mir.

„Mein kleiner Johann,“ sagte er lachend, „scheint heute Flügel gehabt zu haben. Ich habe ihn am Morgen um sieben Uhr mit Ihrer Depesche nach Interlaken geschickt, und eben bringt er schon die Antwort aus Bern zurück. Da haben Sie sie.“

Ich nahm ihm das Kuvert aus der Hand, öffnete es und las folgende Worte:

„Treffe schon heute abend in Interlaken ein, um morgen früh acht Uhr auf Abendberg sein zu können. Herzlichen Gruß — Charles.“

„So,“ sagte ich, „also schon morgen früh. O, das ist gut. Da, da lesen Sie!“

Sterchi las die Depesche und nickte. „Wann werden die Damen denn wieder von der Alp zurückkommen?“ fragte er.

Ich zuckte die Achseln. „So bald gewiß nicht, aber kommen werden sie sicher, und wenn ich mich nicht täusche, wird sie noch — ein anderer begleiten.“

„Na, das wird hier ein schönes Aufsehen geben,“ versetzte Sterchi lachend. „Was werden unsere neugierigen Gäste sagen, wenn sie mit den Engländerinnen, die ihnen schon an und für sich soviel Stoff zur Unterhaltung bieten, einen Mann, wie aus den Wolken kommend, vom Berge herabsteigen sehen!“

„Das tut nichts," lachte ich auf. „Lange kann ihnen der ganze Vorgang doch nicht verborgen bleiben, und es ist ja glücklicherweise auch nicht nötig." —

Der Nachmittag verging mir, trotzdem ich allein war und mir die einsamsten Stellen in der Umgebung der Pension aufsuchte, sehr schnell. Nur dann und wann sprach ich einige Worte mit Sterchi, wenn er mir zufällig begegnete. Als der Nachmittag aber in den Abend überzugehen begann, überfiel mich wieder einige Unruhe, und ich konnte mich zuletzt nicht enthalten, die Hausalp zu besteigen und in den nahen Wald einen lauschenden Blick zu werfen. Als ich ihn erreichte, sank die Dämmerung schon merklicher herein und die alten Tannen warfen schon tiefere Schatten über den Weg, obwohl der Himmel darüber noch hell und klar genug war.

Hier nun aber war endlich der Augenblick gekommen, wo ich nicht länger mehr in meiner alleinigen Gesellschaft bleiben sollte, denn als ich kaum einige Schritte in den Wald hineingetan, glaubte ich mehrere Menschen vor mir den Weg herabkommen zu hören. Ich stand still und lauschte, und bald wußte ich, daß ich mich nicht geirrt, und die den Berg Herabsteigenden konnten ja nur die Erwarteten sein. Schon unterschied ich einzelne Stimmen, Frauen- und Mädchenstimmen und eine tiefere, die nur einem Manne gehören konnte, und zwischen ihnen hindurch tönten ganz deutlich einzelne Rufe der Jungen, die ihre Esel durch lauten Zuspruch ermutigten, wenn ihnen ihre Last auf dem beschwerlichen Wege hinab etwas sauer werden mochte.

So blieb ich denn stehen und wartete, halb mit Absicht, halb unwillkürlich, denn wieder klopfte mir das Herz so stark, als ob es heute seine Schuldigkeit noch nicht genug getan. Aber da wurden die ersten Personen, um eine Ecke biegend, schon sichtbar, und es waren gerade die, welche heute in der Blockhütte auf der Alp die Hauptrolle übernommen. Voran ging Harry Duncan, das stattliche Grautier, welches seine Mutter trug, fest im Zügel haltend. Ja, er mußte es sein, und doch hätte ich ihn bei dem ersten Blick kaum wiedererkannt. O, wie sah er doch in diesem Augenblick so ganz anders als früher aus! Sein ledernes Büffelwams trug er nicht mehr, sondern einen modernen Rock, und darunter leuchtete voll ein feines Leinenhemd hervor, wie er es bisher nicht auf dem Berge getragen. Auch seine langen Haare und sein Bart waren, und wie ich nachher hörte, unter den geschickten Händen seiner Schwester, gefallen, und so sah er aus wie ein stattlicher Gentleman, der jetzt wenig-

stens um zehn Jahre jünger erschien, als es noch heute morgen der Fall gewesen.

Aber was soll ich nun von der Hauptveränderung seiner Erscheinung, dem Ausdruck seines Gesichts sagen, als ich es nun, da er mir allmählich näher kam, genauer durchforschen konnte? Nein, dies von Glück strahlende Gesicht, dieses von Freude und Zufriedenheit leuchtende Auge waren nicht mehr das Gesicht und das Auge meines armen Einsiedlers auf der Alp, sondern das des plötzlich wieder aufgetauchten Harry Duncan, der mit elastischer Schnellkraft die Last seines Schicksals von seinen Schultern geschüttelt, und dem das wiedererrungene Glück Gesundheit, Lebenskraft und Mut in sichtbarer Fülle wiedergegeben hatte.

Kaum aber war er, der bisher vorsichtig auf den holprigen Weg vor sich niederschaute, nun endlich auch meiner ansichtig geworden, und dazu gab ein lauter Ausruf seiner Mutter die nächste Veranlassung, da sie mich zuerst bemerkt, so stand er einen Augenblick still, wie an den Boden gewurzelt, und hielt auch den Esel, den er führte, und somit den ganzen ihm folgenden Zug an. Gleich darauf aber hatte er die Zügel des Tieres losgelassen und in raschen, weitausgreifenden Sätzen sprang er auf mich zu. In einem Nu hatte er mich umschlungen, und ich fühlte mich fest an seine hochklopfende Brust gedrückt.

„Mein Freund! Mein wackerer Freund!" rief er endlich aus, als seine Ueberraschung ihn zu Worten kommen ließ — „sehen Sie, o sehen Sie, was Sie aus mir gemacht! O, da haben Sie mich — mich, wie ich früher war, denn ich habe meine Mutter, meine Schwester, und ach! auch meine Mary wiedergefunden!"

Da erst, als er dies in laut jubelnder Freude mehr gerufen als gesprochen, ließ er mich los, und die nächste, die jetzt auf mich zueilte, nachdem sie ihrem Sattel entsprungen, war Miß Lucy. Auch sie fiel mir um den Hals, umschlang mich mit ihren Armen und küßte mich, wie man einen älteren Bruder küßt.

Aber Miß Markham, was tat die? Sie, als sie sah, was ihre Cousine tat, ließ diese erst ruhig gewähren, dann schwang auch sie sich mit Hilfe Harrys aus dem Sattel und trat auf mich zu, schon von weitem mit schwimmenden Augen ihre Hände mir entgegenstreckend.

„Herr Doktor," sagte sie leise und innig und sich nahe zu mir hinneigend, als ob die anderen nicht hören sollten, was sie sprach, „ich sage nichts, aber ich fühle — alles, was ich Ihnen für mich und — für einen anderen schuldig bin."

„Nein," rief ich, ihre beiden Hände ergreifend und deren herzlichen Druck freudig erwidernd, „sagen Sie nichts, gar nichts, denn der Worte bedarf es ja hier nicht."

Und nun trat ich zu Mrs. Duncan heran, die auf ihrem Tier sitzen geblieben war, und sagte nur: „Sind Sie mit meinen Anordnungen zufrieden gewesen, und schelten Sie mich noch, daß ich mein kleines Geheimnis solange bewahrt?"

„O nein," rief sie laut aus und legte ihren linken Arm um meinen Hals, mich leise an sich heranziehend und meine Stirn mit ihren Lippen berührend, „ich — ich bin nur so von namenlosem Dank erfüllt, daß ich nichts, nichts weiter sprechen kann."

Nach diesen wenigen Worten trocknete sie sich mit ihrem Tuch die Augen, und ich wunderte mich nicht, daß sie ihr wieder naß geworden waren.

„Damit bin ich zufrieden," sagte ich nun, „und jetzt lassen Sie uns unsern Weg weiter fortsetzen."

Das geschah denn auch sofort, aber nicht ohne daß einige Aenderungen in der bisherigen Reihenfolge eintraten. Denn Miß Lucy hing sich laut aufjauchzend an meinen Arm, Miß Mary, ebenfalls von jetzt an zu Fuße gehend, schloß sich Harry an, und die Mutter kam dicht hinter uns, um langsam und vorsichtig auf der noch helleren Hausalp nach dem friedlichen Hotel hinunter zu reiten. —

* * *

Als wir eine Viertelstunde später auf dem Hofe unten anlangten, stand Sterchi und mit ihm die meisten der in seinem Hause wohnenden Gäste, unser schon wartend, vor der Tür. Wie groß die Verwunderung der Fremden war, als sie in Begleitung der Engländerinnen einen ihnen bisher fremden Herrn sahen, der ohne Zweifel an einer anderen Stelle des Berges gewohnt, will ich hier nicht beschreiben. Indessen fanden sie sich bald in das neue Vorkommnis, sobald ihnen Sterchi gesagt, daß es der Sohn der Mrs. Duncan sei, der sich mit seiner Familie hier oben ein Rendezvous gegeben habe.

Am nächsten Morgen war ich, wenigstens von den im Hause sich aufhaltenden Fremden, gewiß der erste munter, denn mir ließ es keine Ruhe im Zimmer mehr, das bei meiner noch immer vorhandenen Aufregung alle seine frühere Gemütlichkeit für mich verloren hatte. Schon um sechs Uhr hatte ich mein Frühstück verzehrt, und um sieben Uhr trat

ich ins Freie, um den Weg nach Interlaken einzuschlagen und Charles H . . . . . t entgegenzugehen. Er begrüßte mich, als er meiner ansichtig wurde, auf das herzlichste und hörte mit lebhaftester Aufmerksamkeit die Entwickelung der Szenen mit an, die an den beiden Tagen rasch aufeinander gefolgt waren. Noch ehe wir oben anlangten, wußte er alles, was sich zugetragen, und dankte mir mit überströmenden Worten, was ich an seinem Freunde getan. Ich hatte Mühe, ihm mit Worten zu begegnen, und erst als wir mein Zimmer betraten, wohin ich ihn zuerst führte, und er nun wußte, daß er in Mrs. Duncans und der Ihrigen Nähe sei, wurde er schweigsamer, stand lange nachdenklich am Fenster und sah vom Nebenzimmer aus, das er ja nun bewohnen sollte, mit sichtbarem Entzücken die herrliche vor ihm liegende Gegend an.

Als er sie aber eine Weile in Augenschein genommen und mit wenigen empfindungsreichen Worten seine Freude darüber ausgesprochen, wandte er sich zu mir und sagte mit leichtgerötetem Antlitz:

„Wann werde ich Mrs. Duncan sprechen können? Das sagen Sie mir zunächst, mein lieber Herr Doktor!"

Ich schellte sogleich, und als Anna kam, schickte ich sie mit Mr. Charles H . . . . . ts Karte zu Mrs. Duncan und ließ ihr sagen, daß der Herr, der diesen Namen trage, soeben aus Bern angekommen sei und ihr seine Aufwartung zu machen wünsche.

Zwei Minuten später, und Anna konnte kaum die Karte in Mrs. Duncans Hände gelegt haben, hörten wir einen lauten Freudenruf auf dem Korridor vor meiner Tür, an die gleich darauf eine Hand heftig pochte. Ich öffnete sie, und herein kam Mrs. Duncan selber, noch im Morgenkleide, und flog mit offenen Armen auf Mr. Charles H . . . . . t zu.

Auch dieses Wiedersehen war, wie ich es mir vorhergedacht, ein überaus freudiges auf beiden Seiten, aber Mrs. Duncan hielt sich nicht lange mit Fragen auf, sondern zog den alten Freund ihres Sohnes, dem sie soviel Dank schuldig war, in ihr Zimmer, wohin ich ihr nicht folgte, obwohl sie mich wiederholt dazu aufforderte. Ich konnte mir denken, was da vorging, und daß auch dort wirklich Freude auf allen Seiten geherrscht, sah ich an den leuchtenden Blicken der Frauen, als ich sie eine halbe Stunde später in den Speisesaal treten sah, wo sie nun mit dem neuen Gaste das Frühstück einnahmen.

Charles H. . . . . t war alsbald bereit, unserer Aufforderung zu folgen und uns nach der Alp zu begleiten. So ging ich denn in den

Stall und ließ die Esel wieder zum Ritt fertig machen. In einer halben Stunde war alles bereit, und wie am vergangenen Tage, nur in viel heiterer Stimmung, traten wir unseren Weg an.

Als wir aber in den Wald getreten und eben unter einer großen gespaltenen Tanne angelangt waren, die sich etwa auf dem halben Wege erhebt, kam uns schon der Einsiedler vom Berge entgegen, und kaum wurde er sichtbar, so sprang Charles H.....t auf ihn zu, und bald lagen beide Brust an Brust.

Das verursachte natürlich einen längeren Aufenthalt, denn hier gab es viel zu sprechen; aber nur eines Wortes erinnere ich mich, das ich nie vergessen werde, da es mir galt und mein stilles Wirken noch einmal und nicht zum letztenmal zur Sprache brachte.

Als Harry Duncan nämlich seinem Freunde für alle ihm erwiesene Liebe dankte und seine Gefühle in den herzlichsten Worten aussprach, schüttelte der bescheidene Mann leise den Kopf, deutete mit der Hand auf mich und sagte:

„Nicht ich allein habe das für dich getan, sondern siehe dir diesen Mann an, der mir auf seine Weise wacker in meinen Unternehmungen geholfen hat."

Da gab es denn wieder eine aufregende und glückliche Szene, die ich jedoch kurz abschnitt, indem ich sagte, daß wir uns nicht solange auf dem Wege aufhalten dürften, vielmehr eilen müßten, um Mr. Charles H.....t die trauliche Einsiedelei seines Freundes zu zeigen.

So zogen wir denn endlich wieder bergan, und in einer Stunde von hier aus langten wir vor der Sennhütte an, wo wir die Esel mit ihren Jungen wieder wie am vorigen Tage zurückließen.

Was für ein Gesicht der junge Amerikaner machte, als er die kleine Blockhütte in seiner malerischen Umgebung sah, wo sein ehemals so unglücklicher Freund solange in trostloser Einsamkeit gelebt und doch eine behagliche Freistätte gefunden hatte, übergehe ich hier, und ebenso will ich nicht weiter berichten, wie wir den Tag oben zubrachten. Es war, mit einem Wort gesagt, ein glücklicher Tag, und jeder von uns genoß sein reichliches Teil davon.

Am Nachmittag halfen wir alle Harry Duncan beim Ordnen und Einpacken seiner Sachen, und schon um fünf Uhr, wie es vorher verabredet, erschienen drei Knechte Sterchis, um sein Gepäck und alles das, was er mitnehmen wollte, nach dem Hause hinunterzuschaffen. Nachdem sie endlich vor uns abmarschiert, dachten wir auch an den Rückweg,

Harry Duncan aber wurde das Scheiden von seiner Hütte schwerer, als er selber geglaubt, und wiederholt, nachdem er schon lange die Tür geschlossen, stand er davor und sah sich sein kleines Asyl von allen Seiten an, bevor er sich wieder mit uns in das Leben der großen Welt begab, dem er solange entzogen gewesen.

Es dunkelte schon, als wir bei Sterchi eintrafen und uns nun alle zum erstenmal mit dem wiedergefundenen Sohne und Freunde um die große Tafel ordneten. Aber es war nicht der letzte Tag, den wir hier oben in herzlicher Freude und allseitigem Genuß verlebten, denn noch fast eine Woche blieben wir hier beisammen, und fast jeden Tag stiegen die jungen Leute nach der Alp hinauf, von der sich Harry jetzt nur so schwer trennen konnte.

Indessen die Zeit verrann uns Glücklichen schnell, und ernstere Aufgaben traten an uns alle heran, nachdem wir oft und eingehend das Vorliegende nach allen Seiten besprochen und auch der nächsten Zukunft eine ernste Beachtung geschenkt hatten.

Namentlich war auch für mich jetzt endlich die Zeit gekommen, wo ich einmal wieder, nachdem ich mich solange und unausgesetzt mit dem Wohle anderer beschäftigt, an mich selbst denken konnte, denn ich hatte ja notgedrungen alle meine eigenen Verhältnisse fast ganz außer acht lassen müssen. Die Zeit, die ich auf Reisen zubringen durfte, war zum größten Teil abgelaufen, meine Gesundheit hatte sich wieder hergestellt, und durch den Aufenthalt und die Bewegung in der nervenstärkenden frischen Bergluft war ich selbst wieder frisch und kräftig geworden. Auch mein Geist und mein Herz hatten vollauf zuträgliche Nahrung gehabt, und so konnte ich wieder mit Freuden an meine Heimat denken, um mich allmählich, wenigstens in Gedanken, auf die mir bevorstehende Winterarbeit vorzubereiten.

Dies alles ging mir jetzt unaufhörlich im Kopfe herum, und meinen Freunden auf dem Berge, die eine liebevolle Aufmerksamkeit auf mich und meine Wünsche richteten, entging es nicht, daß ich mit ihnen noch unbekannten Plänen und Vorbereitungen innerlich beschäftigt war.

Als Harry Duncan mich eines Tages nach der Ursache meines Sinnens und Grübelns fragte, gestand ich offen ein, was mich so in Anspruch nahm, und glaubte damit den Augenblick gekommen, ihm mitteilen zu müssen, daß ich den Berg zu verlassen gedächte, um noch einige Tage in Beau-Site zu verleben, da ich in Interlaken noch mancherlei Geschäfte abzuwickeln hätte.

Kaum hatte ich dies gesagt, so wurden von den drei Damen Aeußerungen des lebhaftesten Bedauerns laut, daß wir uns schon so bald trennen sollten, aber da war es Harry Duncan zuerst, der seine Meinung dahin abgab, daß er ebenfalls die Neigung verspüre, einmal wieder auf ebener Erde zu wandeln und sich das Treiben der Welt und der Menschen, das er solange gemieden, aus der Nähe zu betrachten.

Da wurde denn mit einem Male von allen der Entschluß ausgesprochen, daß sie mit mir zugleich den Berg für dies Jahr verlassen und mit nach Unterseen ziehen wollten, um wenigstens noch einige Tage daselbst in meiner Gesellschaft zuzubringen.

Als ich an dem Abend vor unserer Abreise Sterchi gute Nacht sagte, fand ich ihn ungewöhnlich still und nachdenklich, und doch auch wieder sichtbar erregt.

„Was haben Sie?" fragte ich den sonst so ruhigen Mann.

„Nun," sagte er, „glauben Sie denn, daß man bloß Gastwirt ist und kein Herz hat, wenn man solche Leute scheiden sieht, wie sie morgen mein Haus verlassen? O, die Lücke, die Sie alle bei mir zurücklassen, wird sobald nicht ausgefüllt werden."

„Geduld, alter Freund," erwiderte ich, „auch im nächsten Jahr lebt noch der alte Gott, und wir, die wir auch mit Herzeleid von Ihnen scheiden, kommen ja um so fröhlicher und lieber wieder."

„Ja, ja," sagte er, „das mag wohl sein, aber Sie werden mir alle doch diesmal mehr als sonst fehlen. Und diese Familie Duncan — und besonders den Mr. Scott — die werde ich nie vergessen, und sie hat mir soeben für mich und meine Leute ein Andenken zurückgelassen, das so hochherzig und liebevoll gegeben und so reich ausgefallen ist, wie wohl niemand von uns es erwarten konnte."

„Nun," sagte ich, „Sie haben es ja auch wohl um sie verdient und alle die Ihrigen mit. Auch sind es ja reiche Leute, und so freuen Sie sich doch!"

„O ja, ich freue mich auch, aber was die reichen Leute und namentlich die Engländer betrifft, so sind sie es nicht immer, die die offenste Hand haben, aber Miß Markham — glauben Sie es mir — die hat eine sehr offene Hand gehabt, und wir werden alle noch lange davon zu sprechen haben." —

* * *

Am nächsten Morgen um acht Uhr zogen wir alle in merkwürdig übereinstimmender Schweigsamkeit und im Herzen sichtbar bedrückt vom

Berge hinunter, und der Stillste von uns war Harry Duncan, obwohl er Miß Mary am Arme führte und der herrlichste Sonnenschein durch die Tannen blitzte. Um zehn Uhr schon zogen wir in Beau-Site ein, und da erst, als ich meines guten Ruchti freundliches Gesicht wiedersah und mich von ihm und den Seinigen so herzlich begrüßen hörte, wurde mir etwas wohler zu Mute, und bald war ich in dem lieben Hause wieder so heimisch wie früher, obwohl ich noch oft, wie wir alle, mit stiller Wehmut im Herzen meine Blicke nach dem weißen Hause auf dem Abendberge emporschweifen ließ. —

* * *

Noch eine schwere Stunde stand uns jetzt allen bevor, und mir war sie ohne Zweifel die schwerste — unsere Scheidestunde. Meine Zeit, die ich für die Reise bestimmt, war bis auf wenige Tage abgelaufen, und die Heimat winkte mir mit ernstem und doch freundlichem Gesicht aus weiter Ferne herüber. Es wurden über diese bevorstehende Trennung immer nur wenige Worte zwischen uns gewechselt, solange wir noch einen und den andern Tag vor uns hatten, aber am letzten Tage erfuhr ich ganz wider Erwarten, daß meine neu erworbenen englischen Freunde mich nicht allein ziehen lassen, sondern wenigstens bis nach Scherzligen vor Thun begleiten wollten. Obwohl ich eine wohlbegründete Einsprache dagegen erhob und sie bat, mir den Abschied durch Verlängerung desselben nicht noch mehr zu erschweren, so half doch all mein Reden nichts, und es blieb bei der einmal ausgesprochenen Absicht. Am Reisetage und nachdem ich von Ruchti und seiner Familie den herzlichsten Abschied genommen, fuhren wir denn auch alle nach dem Thuner Dampfer hinaus, und wieder war es der wohlbekannte „Beatus", der mich der Eisenbahn entgegenführen sollte. Wir traten sehr schweigsam an Bord, nur deutete Harry Duncan oft mit der Hand nach dem herüberwinkenden Abendberge hinauf, und ich verstand ihn wohl, auch ohne daß er mir sagte, was er dabei empfand. Still und ruhig schaufelte das Boot beim herrlichsten Wetter durch die blauen Wellen des schönen Sees, und ernst und majestätisch blickten die erhabenen Berghäupter auf uns nieder, um mir auch ihren stillen Gruß in die Heimat mitzugeben.

Ja, wir alle redeten nur sehr wenig unterwegs, nur lagen unsere Hände oft ineinander, und unsere Augen sprachen eine sehr beredte und verständliche Sprache. Endlich aber war der Augenblick des Scheidens gekommen, und wir erkannten es gleichzeitig, als wir die lange Reihe der

dunklen Eisenbahnwaggons auf den Schienen an der Aare vor uns halten sahen, die mich ohne Aufenthalt in die Ferne führen sollten.

Die Worte aber, die jetzt laut wurden, will ich nicht wiederholen, sie waren süß und schmerzlich zugleich, das schönste von allen aber hieß: „Auf Wiedersehen in Interlaken im nächsten Jahr!"

Zehn Minuten später hatte ich meinen Platz im Kupee eingenommen und fuhr durch die prachtvolle Landschaft dahin — einsam zwar, doch nicht allein, denn die Gedanken, die Wünsche, die Freundschaft der hinter mir Bleibenden geleiteten mich; in meinem Herzen selbst war es still und traurig, doch auch die innere Zufriedenheit, die Freude an der Erinnerung, die Hoffnung auf die Zukunft fehlten nicht, und in solcher Begleitung gelangte ich nach drei Tagen in meine behagliche Heimat, wo ich meinen Lieben erzählte, was mir Großes und Freudiges begegnet war, und wo ich mich, mit neuen Kräften zur neuen Tat gestählt, wieder der Arbeit, dem Schaffen und der Liebe der Meinigen widmete. —